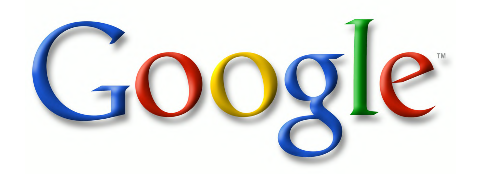


Geschichte

der

katholischen

Missionen

im

Kaiserreiche China

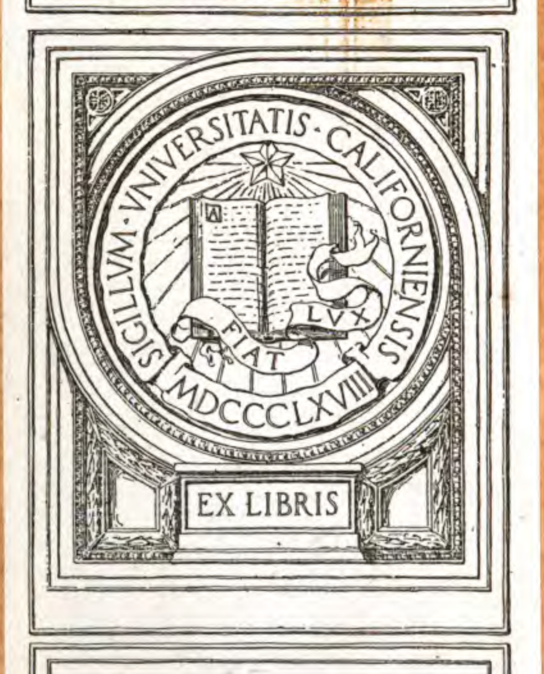
von ihrem Ursprunge an bis auf unsre Zeit.

Zweiter Theil.

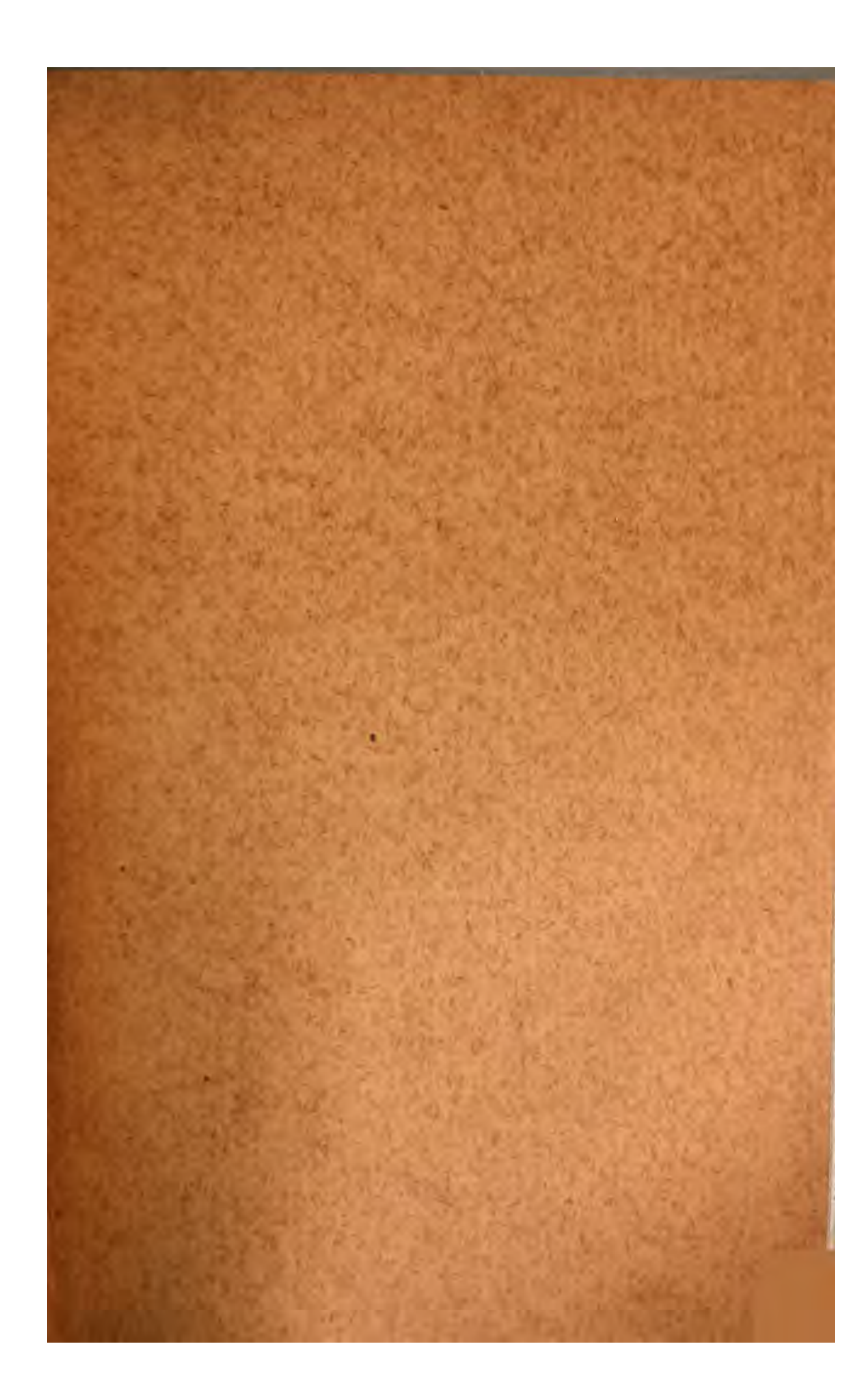


Wien, 1845.

Herausgegeben von dem Vereine zur Verbreitung guter katholischer Bücher.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS







Geschichte

der

katholischen Missionen

im

Kaiserreiche China

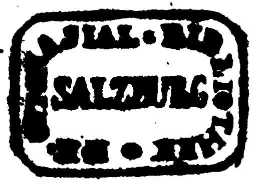
von ihrem Ursprunge an bis auf unsre Zeit.



Zweiter Theil.

Wien 1845.

Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.



I.

Anbeginn der Regierung des Kaisers Kien-long. Seine Eigenschaften. Hoffnungen der Väter und Vereitlung derselben.

Es starb also der Kaiser Yong-tsching am 7. October des Jahres 1735. Er hatte seiner Gewohnheit gemäß von ungefähr zwölf bis zwei Uhr Audienz gegeben; als er plötzlich sich unwohl fühlte. Er entfernte sich daher, auszuruhen und einige Arzeneien zu nehmen. Doch vergeblich; das Uebel nahm mit Riesenschritten überhand; er starb noch an demselben Tage gegen neun Uhr Abends auf seinem Lustschlosse Yven-ming-yven, im dreizehnten Jahre seiner Regierung. Von mehrern Kindern waren ihm nur drei geblieben; und auch von diesen war keines rechtmäßig *); denn die Kaiserin, die einige Zeit zu-

*) Es ist zwar in China die Vielweiberei nicht gesetzmäßig gestattet; und es wird eigentlich nur die Ehe mit Einer Frau als rechtmäßig betrachtet. Indessen haben die Kaiser, außer der Einen rechtmäßigen Kaiserin, gewöhnlich noch zwei bis drei Frauen, welche einen Ehrentitel führen, gleichsam als Gemahlinnen betrachtet werden und einen eigenen Hofstaat halten. Außer diesen aber haben sie noch Nebenfrauen oder Concubinen. Eben so haben die Männer aus höhern oder reichern Ständen, außer ihrer rechtmäßigen Gattin noch Concubinen, die

vor gestorben war, hatte ihm keine Kinder hinterlassen. Dessen ungeachtet bestieg der Aelteste seiner Söhne den Thron ohne Widerspruch; ob er auch nur ingeheim zum Thronerben war erklärt worden; wie er selbst vor allen Großen dies erklärte, welchen er das Jahr und den Tag angab, und den Ort anzeigte, wo die Ernennungsakte hinterlegt war.

Dieser Fürst war eines sanftmüthigen Charakters; er war als wohlthätig bekannt, und er gab dessen auch gleich im Anfang seiner Regierung sprechende Beweise. Nicht nur kam er den bedrängten Provinzen zu Hilfe, sondern er erließ auch eine allgemeine Amnestie; und befahl den Gerichtshöfen, den zehnten und vierzehnten Sohn Cang-hi's, die noch immer im Gefängnisse saßen, ihrer Haft zu entlassen; und erhob sie sammt ihren Kindern wieder zu Ehren; ja er erleichterte auch das Loos jener tartarischen Prinzen, welche sein Vater in die Verbannung gesandt hatte und erlaubte ihnen wieder, die rothe Binde, das Zeichen ihrer fürstlichen Würde, zu tragen, die dieser ihnen hatte abnehmen lassen.

Das ganze Volk erfreute sich über diesen so milden Anfang seiner Regierung; viele Tage hindurch

---

aber ohne besonderes Ceremoniel in das Haus eingeführt werden, und der rechtmäßigen Frau untergeordnet sind. Gewöhnlich werden diese letztern von ihren Aeltern dem Manne verkauft, der sich verpflichtet, anständig für sie zu sorgen und sie gut zu behandeln. Uebrigens können die Kinder dieser Nebenfrauen in China leicht legitimirt werden.

war nur von der Güte und Freundlichkeit des neuen Monarchen die Rede; und Jeder lobte ihn auf seine Weise. Es erfreuten sich aber die Väter ins besondere über die Befreiung der Prinzen des kaiserlichen Hauses, weil sie dieselben noch aus frühern Zeiten kannten, und ihres Wohlwollens öfters sich erfreut hatten. Da der neue Kaiser, der unter dem Namen Kien-long regierte, gegen Menschen aller Art gütig und wohlthätig sich erzeigte, die Bonzen und die Taossés ausgenommen, deren Ausschweifungen er offenbarte, hegten die Väter zu Peking die Hoffnung, wohl selbst auch einige Gnaden für die Beförderung der heiligen Religion zu erlangen, die sein Vater so sehr verfolgt hatte; unter welchem die Missionäre aus den Provinzen zuerst nach Canton und dann nach Macao waren verbannt worden.

Indessen sahen sie einerseits wohl ein, daß der neue Kaiser seine Regierung nicht mit der Widerrufung der Befehle beginnen würde, die sein Vater erlassen, noch auch auf eine Weise sie erklären würde, welche dieselben entkräftete. Andererseits auch erbot sich ihnen kein Weg, selbst mit dem Kaiser zu sprechen; und nicht leicht auch war Jemand zu finden, der es gewagt hätte, ein Bittschreiben ihm zu überreichen, worin von einer so mißlichen Angelegenheit die Rede war, die den Anordnungen des verstorbenen Kaisers zuwider lief. Gleichwohl schlug P. Parrenin den Vätern vor, ihre Zuflucht zu dem ersten Minister Ma-tsi zu nehmen, der den Europäern überhaupt sehr wohl geneigt war, und mit

dem er selbst seit einigen dreißig Jahren in freundschaftlichen Verbindungen und gelehrtem Verkehr stand. Dieser Vorschlag ward angenommen; und in Folge desselben besprach sich dieser Vater mit dem ersten Beamten dieses Ministers und ersuchte ihn, die Ansichten seines Herrn von dieser Sache zu erforschen, um dann, im Falle er geneigt sei, in dieselbe sich einzulassen, sich selbst zu ihm zu begeben, seinem Schutze sie zu empfehlen, und ihn um Verhaltungsregeln zu bitten.

Schon am folgenden Tage ließ der Minister dem Vater sagen, er sollte unverzüglich eine Denkschrift aufsetzen, um die Wiederherstellung der Religion und der Missionäre zu bitten; denn nichts sei billiger; es gäbe im ganzen Kaiserreiche keine redlicheren Männer als die Europäer. Groß war die Freude und die Hoffnung der Väter über diese Nachricht; sie machten sich ungesäumt an die Arbeit und noch war das Bittgesuch nicht zu Ende, als der Minister dasselbe abverlangen und ihnen sagen ließ, sie sollten eilen; seine Absicht sei, ihre Denkschrift durch den zwölften Prinzen überreichen zu lassen, welcher Präsident des Gerichtshofes der Prinzen und zugleich des Gerichtshofes der Religionsgebräuche war; doch sollten sie während dieser Angelegenheit nicht bei ihm erscheinen; damit solche geheim bliebe.

Dieser zwölfte Prinz war ein Eidam des Ministers; auch der Kaiser selbst nannte sich seinen Eidam, wiewohl er nur seine Nichte zur Ehe genommen hatte; die aber von frühester Kindheit an in seinem Hause

war erzogen worden; weshalb er auch als der Vater derselben betrachtet wurde. Sie also war zur rechtmäßigen Gemahlin des Kaisers erwählt worden, und Niemand zweifelte, ihr Sohn, der damals bereits acht Jahre zählte, würde zum Thronerben ernannt werden.

Sobald also die Denkschrift fertig war, übersandten die Väter solche dem Minister, der sie dem erwähnten Prinzen überreichen ließ. Der Prinz las dieselbe, billigte sie, nur ließ er einige allzustarke Ausdrücke gegen Mu-an-pao abändern, der ehemals Tsong-tu von Fokien gewesen war, und durch seine verleumderische Anklage Schuld war, daß die Missionäre aus den Provinzen vertrieben wurden. Der Prinz kannte diese Sache genau; denn er war Präsident des Gerichtshofes der Religionsgebräuche, vor welchen sie war gebracht worden. Doch hatte er damals den Vätern nicht dienen können; weil er erfuhr, daß die Sache von Oben ausgegangen war, und durch einen geheimen Befehl war veranlaßt worden. Nun aber, unter einer neuen Regierung hoffte er ihnen dienen zu können. Er übernahm also das Gesuch in der Absicht, solches dem Kaiser zu überreichen. Unglückseliger Weise aber begegnete er im Pallaste seinem sechzehnten Bruder, der Einer der ersten Statthalter oder Regenten war *).

*) Während der Minderjährigkeit des Fürsten werden in China vier Regenten oder Statthalter ernannt. Wiewohl aber der Kaiser längst großjährig war, ernannte er des=

Diesem theilte er seine Absicht mit und zeigte ihm sogar die Denkschrift; da er ihn für einen Freund der Väter hielt; erstaunte aber nicht wenig als er dieser Sache sich heftig widersetzte.

Einige Tage hernach sandte der zwölfte Prinz den Vätern ihre Denkschrift durch den Diener des alten Ministers mit den Worten zurück, sie sollten an den sechzehnten Prinzen sich wenden; es würde dann ihre Angelegenheit an ihn gesandt werden, und er werde sie unterstützen. Die Väter fragten, ob der Prinz sich nicht näher erklärt habe; da diese Rede einer Ausflucht ähnlich sähe. Auch wären sie, wofern eine Gefahr für ihn unterliefe, weit entfernt, derselben ihn aussetzen zu wollen; lieber würden sie eine günstigere Zeit abwarten. — Der Diener antwortete, er wisse nichts Näheres über die Sache; doch habe heute früh die Gemahlin des Prinzen ihn rufen lassen und ihm befohlen den Vätern zu sagen, eine mächtige Person widersetze sich ihrer Angelegenheit. „Ich wagte es nicht, fügte er bei, sie um den Namen dieser Person zu fragen, und vielleicht auch hätte sie solchen mir nicht sagen wollen."

---

sen ungeachtet bei seiner Thronbesteigung vier derselben; weil er sich für zu jung hielt, das große Reich allein zu regieren; doch ließ er ihnen nur so viel Gewalt als ihm beliebte. Diese Regenten waren die Urheber der meisten Verfolgungen; zu welcher Einsicht der Kaiser erst in späterer Zeit gelangte; wo er dann auch ihrer Tyrannei bald ein Ziel setzte; wie wir im Verlaufe dieser Geschichte sehen werden.

Die Bestürzung der Väter über die Vereitlung ihrer Hoffnungen überstieg jeden Ausdruck. Indessen war Keiner aus ihnen der Ansicht, an den sechzehnten Prinzen sich zu wenden; nicht weil sie glaubten, er sei geradezu feindselig gegen sie gestimmt; da er bei Gelegenheit ihnen manche Gefälligkeiten erwies; sondern weil sie wußten, daß er nur ungern in andere als in solche Angelegenheiten sich einließ, die ihn unmittelbar angingen, und über die er dem Kaiser Bericht erstatten mußte. Gewiß also hätte er ihnen geantwortet, was im Grunde auch wahr gewesen wäre, er sei nicht mit ihren besondern Angelegenheiten beauftragt.

Sie dankten also dem Minister für seinen gütigen Willen und für die Beweise seiner Zuneigung gegen sie. Sicher auch wäre ihre Sache bald geschlichtet gewesen, wofern sie nur an ihm gelegen war. Da aber dieser Herr bereits fünf und achtzig Jahre alt war, erlaubte sein hohes Alter ihm kaum anderes, als je zuweilen im Pallaste zu erscheinen, um die Gesundheit des Kaisers sich zu erkundigen; denn ob er auch den Namen des ersten Ministers führte, ward er dennoch höchst selten mehr über öffentliche Angelegenheiten befragt. Es sprach aber dieser gute Greis, man müsse einen Weg suchen, zu dem Kaiser selbst zu kommen, um über diese Angelegenheit mit ihm zu sprechen. Alle Versuche der Väter jedoch, zu dem Kaiser zu kommen, schlugen fehl. Sie erachteten daher die Stunde der göttlichen Erbarmungen sei noch nicht gekommen, und sie müßten noch einige Zeit sich

ruhig verhalten, ihre Gebete und guten Werke vermehren, und das heilige Opfer fortwährend in der Absicht darbringen, den Gott der Nationen zur Barmherzigkeit zu neigen.

II.

Neue Verfolgung. Wunderbare Standhaftigkeit der Christen. Vorstellungen der Väter an den Kaiser.

Nicht lange hierauf wurden die Väter benachrichtiget, man habe eine neue Anklage gegen die Christen bei Seiner Majestät eingereicht. Sie jedoch hielten diese Nachricht für ein falsches Gerücht, wie man damals mehrere dergleichen verbreitete; denn sie waren überzeugt, daß der Kaiser, wenn er ihnen auch geradezu nichts Gutes erwies, doch eines solchen Gemüthes war, daß er ihnen wenigstens nichts Böses thun würde. Nichts desto minder erkundigten sie sich durch weise Freunde, sowohl im Innern des Pallastes als bei dem Gerichtshofe der Religionsgebräuche; konnten jedoch nichts erfahren; und wirklich wußten auch diese beiden Tribunale noch nicht um diese Sache. Es dauerte jedoch nicht lange, so kamen von allen Seiten Christen, die ihnen Abschriften der Anklage und des Urtheils der Regenten brachten, das der Kaiser durch die Buchstaben Y. Y. unterzeichnet hatte.

Der Ankläger war ein unbedeutender Mandarin, Namens T ch a-ſſ e-h a i, den der verstorbene Kaiser in die Tartarei verbannt hatte, und der in der

Amnestie begriffen war, welche der jetzige bei seiner Thronbesteigung erließ. Es ward behauptet, er habe diese Anklage schon vor seiner Verbannung verfaßt, ja er habe sie bereits dem Kaiser Yong-tsching vorlegen lassen; dieser Fürst jedoch habe, nachdem er sie gelesen, solche verworfen und gesagt, es liege ihm wenig daran, ob die Kriegstruppen der Legionen Christen seien oder nicht; dazu auch habe er bereits Befehle über diese Sache erlassen.

Diese Anklage Tcha-sse-hai's war im Grunde nur eine Wiederholung alter Verleumdungen, welche schon so oft waren vorgebracht worden; nur hatte sie das Besondere, daß sie stark darauf drang, den Mantschu's und den Chinesen im Heere stände es nicht frei, den christlichen Glauben anzunehmen. Das Volk habe sich theils durch arglistige Worte, theils aus Gewinnsucht verführen lassen; die Mantschu's aber hätten aus den nämlichen Gründen ihrem Beispiele gefolgt; setze man dieser Unordnung nicht bald Gränzen durch strenge Strafen, so würden die Religion und die Gebräuche des Landes in Kurzem gestürzt und zerstört werden; u. d. Ü.

Diese Denkschrift also ward den Regenten des Reiches übergeben, an deren Spitze der sechzehnte Prinz stand. Statt jedoch dieselbe zu verwerfen, wie er es leicht hätte thun können, wofern er wäre wohlgesinnt gewesen, überreichte er sie dem Kaiser; der ihm befahl, solche mit den übrigen Regenten in Ueberlegung zu nehmen. Sie hatten jedoch die Sache längst überlegt, oder vielmehr entschieden; denn sie schrie-

den blos die Anklage Mu-an-pao's, des ehemaligen Vicekönigs von Fokien so wie das Urtheil ab, das darauf erfolgt war, worauf sie beschlossen, es sei den Obersten der verschiedenen Regimenter zu befehlen, Diejenigen, welche Christen geworden, zu ermahnen, sie sollten ihrer Religion entsagen; und, im Weigerungsfalle sie strenge bestrafen zu lassen; hinsichtlich der Europäer, die bei Hofe wären, könnte man solche daselbst lassen; da sie in den Wissenschaften, zumal in der Mathematik bewandert wären; doch sollte der Gerichtshof der Religionsgebräuche ihnen verbieten, die Kriegsleute und das Volk zu ihrer Religion anzuziehen.

Dieser Beschluß ward in aller Eile gefaßt, bestätigt, und an die Gerichtshöfe zur Ausführung gesandt, um den Vätern keine Zeit zu lassen, dem Ausspruch des Kaisers zuvor zu kommen. Am Tage nach der Veröffentlichung desselben kamen die Christen schaarweise in die Kirchen, durch die heiligen Sacramente zum Kampfe sich zu stärken.

Die Verfolgung begann ohne Zögerung; denn kaum hatten die Mandarinen den kaiserlichen Tschi (Befehl) empfangen, als sie sogleich sich in Bewegung setzten; nicht alle zwar, aber doch jene, welche gegen die christliche Religion eingenommen, oder dem sechzehnten Prinzen vorzüglich ergeben waren. Nachdem sie sich erkundigt hatten, welche Kriegsleute ihrer Abtheilung Christen wären, beriefen sie dieselben und erklärten ihnen den Willen des Kaisers, ihrer

Religion abzuschwören, oder auf die strengsten Strafen sich gefaßt zu halten.

Alle christlichen Kriegesleute mit Ausnahme sehr weniger, die bei dem Anblick der Strafwerkzeuge zaghaft wurden, gaben mitten unter den grausamsten Peinen Beweise einer heldenmüthigen Unerschrockenheit und Standhaftigkeit. Wie sehr man auch ihre Wangen durch Backenstreiche entfleischte *) und sie mit Peitschen und Stöcken schlug, antworteten sie ohne zu wanken, sie wollten als Christen leben und sterben. Die Richter, müde sie vergeblich zu peinigen, drangen in sie, sie sollten wenigstens ihre Religion einige Zeit verheimlichen; und sich anstellen, als hätten sie derselben entsagt. „Genügt es euch denn nicht, solche im Herzen zu bewahren? sprachen sie; dadurch würdet ihr dem Kaiser, ohne Nachtheil eures Glaubens gehorchen." — Doch die Christen antworteten, sie gehorchten dem Kaiser mit aller Ehrfurcht; er verbiete ihnen nicht, den allerhöchsten Herrn des Himmels und der Erde zu verehren; die

*) Diese Backenstreiche werden mit einem Instrumente ertheilt, das aus einem doppelten Stücke Sohlenleder besteht, und auch ähnlich einer Sohle ist. Bei dieser Strafe wird die eine Seite des Hauptes des Verurtheilten über das Knie des einen Schergen gelegt, während der andere ihn mit diesem Marterwerkzeug auf die Wange schlägt. Oft sind diese Streiche so grausam, daß dem Leidenden nicht nur die Haut zerschunden, und das Angesicht blutig geschlagen wird, sondern daß auch die Zähne ihm eingeschlagen werden.

christliche Religion sei keine fremde Religion; alle Völker sollten dieselbe annehmen; der Tod um ihretwillen sei großer Gewinn; das christliche Gesetz verbiete die Lüge in den geringsten Dingen; wie weit weniger also könnten sie in einer so hochwichtigen Sache lügen und sich verstellen?

Wie viele wunderbare Züge der Festigkeit und Standhaftigkeit ließen hier sich anführen, durch welche diese christlichen Helden sich auszeichneten! Um jedoch die Geduld der Leser nicht durch lästige Wiederholungen zu ermüden, wollen wir nur das Beispiel Eines dieser großmüthigen Bekenner Jesu Christi anführen; aus welchem man auf die übrigen schließen mag. Dieser edle Krieger hieß Laurentius Tscheu. Er zeichnete sich in dieser Verfolgung durch die Festigkeit aus, mit welcher er den Glauben vertheidigte; so wie durch seinen Eifer, die Christen zu ermuthigen, und die Schwachen zu stärken. Als er nach Veröffentlichung des letzten Ediktes mit seinen Gefährten zusammentraf, die wegen einiger besondern Angelegenheiten sich versammelt hatten, sprach Einer derselben zu ihm: „Was für einen Entschluß wirst du nun fassen, da der Kaiser dir befiehlt, der christlichen Religion zu entsagen? Gehorchest du nicht, so wirst du dir schreckliche Händel zuziehen. Das Klügste wäre gewiß, du sagtest ein Wort, die Mandarinen zufrieden zu stellen; denn du würdest darum dennoch deine Religion im Herzen bewahren!“

„Ich weiß von lange her, antwortete ihm Tscheu, daß du es gut mit mir meinst; känntest du aber die christliche Religion, oder wärest du selbst so glücklich, dich zu ihr zu bekennen, so würdest du eine weit andere Sprache führen. Niemand kennt besser als die Christen, die Pflicht, dem Fürsten zu gehorchen, denn sie wissen, daß seine Macht von dem allerhöchsten Gott kommt, den wir anbeten; und daß, wer seinen Befehlen sich widersetzt, den Befehl Gottes selbst übertritt. Ihr habet die Befehle des Kaisers gehört. Sagt er etwa, man soll den Herrn des Himmels nicht ehren? Ihr wisset es so gut als ich, daß diese Befehle in Folge einer Denkschrift des Mandarins Tcha-sse-hai erlassen wurden, der die christliche Religion fälschlich beschuldigte, sie ehre ihre Voraltern nicht. Dieser Beschuldigung fügten die Regenten noch die Verleumdung Mu-an-pa o's bei, der ehemals die Christen fälschlich anklagte, es versammelten sich Männer und Weiber ohne Unterschied in der Kirche. Der Kaiser konnte sich allerdings nicht erwehren, solche Unordnungen zu verdammen; und Diejenigen, die solche sich zu Schulden kommen ließen, zur Aenderung ihres Betragens zu verpflichten. Alles was die christliche Religion befiehlt, beschränkt sich vorzüglich auf zwei Punkte: Gott über alle Dinge, den Nächsten aber wie sich selbst zu lieben. Der erste Artikel dieser Nächstenliebe ist, seine lebenden, wie verstorbenen Aeltern zu ehren; und ich zweifle sehr, daß Diejenigen, die nicht Christen sind, in dieser Liebe so weit gehen als wir. Was die freche Behaup-

tung betrifft, daß Männer und Weiber ohne Unterschied in unsern Kirchen sich versammeln, ist es allgemein bekannt, daß dies eine Lüge ist, da Jedermann weiß, daß es den Personen des Frauengeschlechtes niemals gestattet wird, in der Kirche zu erscheinen, wo die Männer sich zu versammeln pflegen."

Da sprachen seine Gefährten, die ihn sehr aufmerksam angehört hatten: „Wenn dies also sich verhält, so hatte Tcha-sse-hai sehr Unrecht, eine Klagschrift gegen das christliche Gesetz einzureichen." — „Das hatte er allerdings, antwortete Tscheu. Ihr ermahntet mich vorhin, ich sollte wenigstens ein äußerliches Zeichen des Abfalls geben. Soll ich etwa sagen, man soll dem Herrn des Himmels und der Erde keine Ehre mehr erzeigen? Lieber würde ein Christ tausendmal den Tod erleiden als einen solchen Gedanken zulassen. — Dann sagtet ihr mir auch, ich würde mir schreckliche Händel zuziehen. Schrecklich wären sie fürwahr, wenn ich kein Christ wäre; doch ich fürchte solche nicht; und ich verdanke meine diesfällige Ruhe der Glückseligkeit, ein Christ zu seyn. Es ist dies auch ein sprechender Beweis, daß die christliche Religion die einzige wahre ist, welche die ganze Welt annehmen sollte. Denn ich frage euch nun gegenseitig: Wenn eine höhere Macht euch den Befehl ertheilte, eurer Religion zu entsagen, bei Strafe euern Sold zu verlieren: wer aus euch würde ihr nicht entsagen, um eines kleinen Einkommens willen, mit welchem er sein Haus ernährt? Bedrohte man euch aber vollends mit grausamen Peinen, hielte man

eine strenge Nachforschung, diejenigen aus euch aufzufinden, die eure Religion angenommen hätten, um sie furchtbar zu bestrafen, würdet ihr ruhigen Herzens sein? Dies aber ist ein offenbarer Beweis, daß eure Religion keine wahre Religion ist. Ihr wisset, daß man die Christen aufsucht, habet ihr schon Einen gesehen, der geläugnet hätte, daß er ein Christ sei? Eben so sind die schrecklichen Drohungen euch bekannt, mit welchen man uns ängstigen will; sehet ihr aber daß wir darum minder ruhig sind? Bestehen wir etwa nicht aus Fleisch und Blute gleich den übrigen Menschen? Sogar die vernunftlosen Thiere fürchten ihre Zerstörung: wie also geht es zu, daß wir mitten unter Drohungen und Qualen friedlich sind? Dies kommt daher, weil wir so glückselig sind, die einzige wahre Religion zu bekennen; weil der Gott, dem wir dienen, Zeuge dessen ist, was wir um seines Namens willen leiden, und unsre Treue mit einer unendlichen und gränzenlosen Glückseligkeit belohnen wird. Lebtet ihr auch hundert Jahre, so müßtet ihr dennoch zuletzt sterben, und vor diesem allerhöchsten Herrn, dem Richter aller Menschen erscheinen; dann aber kommt jede Reue, Ihm nicht gedient zu haben, zu spät. Ihr ermahnet mich, aus Freundschaft, der Religion zu entsagen; ich aber sagte euch aus dem nämlichen Grunde, was ich euch sagte; und bitte den großen Gott, dem wir dienen, euch darüber zu erleuchten." Diese Rede ward in tiefer Stille angehört.

Einige Tage hernach wurde Tschen vor den Mandarin berufen, der in ihn drang, der christlichen Religion zu entsagen; und der weder Ermahnungen noch Bitten, noch Schmeichelworte, noch Drohungen unversucht ließ, ihn dahin zu bewegen. Da alle seine Bemühungen vergeblich abliefen, gerieth über diesen Widerstand, auf den er nicht gefaßt war, der Mandarin in furchtbaren Zorn, und befahl seinen Leuten, des Neugläubigen nicht zu schonen. Vier Soldaten nahten sich auf seinen Befehl, ihn zu fassen und auf die Erde niederzulegen. „Ich bin ein Christ, sprach der heldenmüthige Streiter Jesu Christi, und achte es als Glückseligkeit, meines Gottes und Herrn wegen zu leiden. Saget mir nur, wo ich mich hinlegen soll!" worauf er sich ruhig an den Ort niederlegte, der ihm bezeichnet ward. Der Mandarin befahl, zwei Männer sollten ihm den Kopf und die Füße halten. „Dessen bedarf es nicht, sprach der Dulder, fürchtet nicht, daß ich mich rühre; ein Christ achtet sich glücklich, für seinen Glauben zu leiden." Nun versetzten zwei mit Peitschen bewaffnete Soldaten ihm eine große Anzahl Streiche aus ganzer Kraft, ohne daß ihm auch nur Ein Seufzer entfuhr. Der Mandarin erstaunte und sagte, der Glaube mache die Christen fühllos. Mehrmals ließ er die Soldaten abwechseln, die ihn schlugen; und beschämt und entrüstet, daß er durch eine so lange Marter nichts ausrichtete, entfernte er sich endlich aus dem Saale, ließ aber dem Bekenner sagen, wofern er auf seinem Ungehorsam fortbestehe, werde er ihn mit dicken Knotenstöcken

schlagen lassen. Laurentius aber antwortete: „Wären diese Stöcke auch von Eisen, ja ließe er mich auch in Stücke zerschlagen, so würde er nichts von mir erlangen; denn mein glühendstes Verlangen ist, mein Leben für die Vertheidigung meines Glaubens zu geben."

Die Mutter des Bekenners, welche die unüberwindliche Festigkeit ihres Sohnes vernommen hatte, erwartete ihn mit Ungeduld an der Thüre ihres Hauses und fiel, sobald sie ihn erblickte, ihm um den Hals und sprach: „Mein vielgeliebter Sohn, bringen wir dem Herrn Danksagungen für die Gnade, die Er uns erwiesen hat!" und hierauf knieten beide sich nieder und fielen aufs Angesicht, in welcher Stellung sie eine lange Zeit hindurch betend verblieben, worauf sie alles was vorgegangen war mit allen Umständen sich erzählen ließ.

Noch strenger war die Prüfung, die ein anderer sehr eifriger Christ bestand, Namens Peter Tschang, Sohn eines Mandarins von der Pforte des vierzehnten Prinzen, Sohnes des Kaisers Cang-hi. Dieser heldenmüthige Streiter bekam in Ganzen gegen vierhundert Stockstreiche; und seine Standhaftigkeit im heiligen Bekenntnisse brachte den Mandarin in schäumende Wuth. Da der Bekenner sich nicht mehr rühren konnte, ließ er ihn in Eines der auswendigen Gemächer tragen. In seiner Erschöpfung ließ der Dulder sich eine Schale Thee reichen; und da, während er denselben zu sich nahm, seine Verwandten in ihn drangen, den Mandarin zufrieden zu stellen, oder

wenigstens seinen Glauben zu verheimlichen, sprach er, so sehr seine Schwäche ihm zu reden erlaubte: „Würdet ihr nicht jeden Tartaren oder Chinesen, der dem Kaiser nur mündlich entsagte, für einen meineidigen Verräther halten? und ihr wollet, daß ich also gegen den allerhöchsten Beherrscher des Himmels und der Erde mich betrage? Seid ihr bei Sinnen?"

Es kamen aber auch einige Diener der Prinzen und Andere aus dem Pallaste, die ihm zureden wollten, den Glauben äußerlich zu verläugnen. Zu diesen sprach er: „Ihr wisset was für ein Mensch ich war, ehe ich so glücklich war ein Christ zu seyn; und ihr erinnert euch noch, wie ich Einem aus euch, wegen eines unbeschaffenen Wortes, eine derbe Maulschelle versetzte, und ihn bis in den Pallast zurück prügelte. Habet ihr seit jener Zeit irgend Aehnliches an mir wahrgenommen? Sagtet ihr nicht selbst von mir, ich sei ein ganz anderer Mensch geworden? Glaubet ihr, ich hätte dies durch mich selbst vermocht? Nur die christliche Religion konnte diese Umwandlung bewirken; dies aber ist ein Beweis, daß sie allein die wahre Religion ist; und ihr wolltet, daß ich derselben entsagte? — Als sie dies hörten, beschränkten sie sich darauf, einige verbindliche Worte über den jammervollen Zustand gegen ihn zu äußern, worin sie ihn sahen, ohne es zu wagen, gegen die Religion zu sprechen; und entfernten sich.

Kaum waren sie fort, als seine Muhme, eine Frau von etwa siebenzig Jahren, eintrat. „Ach, mein Neffe, rief sie aus, welches Verbrechen habet ihr je begangen, daß man euch so grausam mißhandelt? — Seid ruhig, liebe Muhme, antwortete er ihr, ich habe kein Verbrechen begangen; ich leide, weil ich ein Christ bin, und es bleiben will! — Ach, ich sehe, sprach sie, das christliche Gesetz hat euch den Kopf verrückt; und wofern ihr hartnäckig auf demselben besteht, werdet ihr hier zu euern Füßen mich sterben sehen! — Das wäre mir leid, erwiederte er, aber da ich gebunden und von Streichen zermalmet bin, kann man euern Tod mir nicht beimessen. Glaubet ihr denn, wenn es nicht unendlich wichtig für mich wäre, in meiner Religion auszuharren, ich hätte so vielen und so schweren Leiden mich aussetzen wollen? Es gilt hier meinem Schöpfer, dem allerhöchsten Herrn der Welt, meine Treue zu beweisen, oder meine Seele in die ewige Qual zu stürzen. Könnte ich aber dies je thun? Oft sagte ich euch dies, und niemals wolltet ihr mich anhören. Ihr seid nun nahe an siebenzig Jahren. Wie lange also könnet ihr noch leben? Gewiß nicht mehr lange. Dann aber werdet ihr die Wahrheit alles Dessen erkennen, was ich euch sage. Wird es aber dann nicht zu spät seyn? — Es ist jetzt nicht davon die Rede, fiel die Frau ein; sondern von euern Leiden; darum gehe ich nun sogleich zu dem Mandarin und sage ihm, daß ihr andern Sinnes geworden seid. — Ihr könnet thun, was euch gut dünkt, antwortete

Tschang; denn ich bin nicht Herr über euern Willen noch über eure Worte. Ich sage euch nur so viel, daß ich ein Christ bin, und es bleiben werde bis in den Tod." — Bei diesen Worten verstummte seine Muhme und entfernte sich.

Endlich ward ihm gestattet, nach Hause zurück zu kehren. Es brachten ihn also seine heidnischen Verwandten auf einen Wagen, begleiteten ihn, und hofften, seine Frau würde ihnen helfen, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Doch sie irrten sich gewaltig. Diese eifrige Christin weinte zwar schmerzlich bei dem Anblick ihres Mannes; aber sie sprach zu ihren Verwandten, sie sei längst auf diesen Augenblick gefaßt gewesen; und würde es für große Glückseligkeit halten, wenn sie würdig geachtet würde, gleich ihrem geliebten Gemahl um des heiligen Glaubens willen zu leiden. Hierüber aber erstaunten diese guten Leute so sehr, daß Keiner aus ihnen sich getraute, ein Wort mehr zu sprechen.

Auf solche Weise zeichneten sich während dieser Verfolgung sehr viele Bekenner durch unerschütterliche Standhaftigkeit aus. Zu Peking selbst wankten jedoch fünf bis sechs in ihrem Glauben; neun andere wurden eingeschüchtert; noch andere unterschrieben, sie würden die christliche Religion nicht ferner ausüben und keine Kirche mehr besuchen. Aber bei weitem die Meisten aus diesen letztern kamen bald hernach wieder zu sich, schämten sich ihrer Feigherzigkeit, widerriefen ihre Verläugnung feierlich und sandten ihren Mandarinen eine Denkschrift ein, worin sie erklär-

ten, sie hätten einer schweren Sünde sich schuldig gemacht, denn sie hätten sie betrogen; sie seien Christen wie zuvor, und würden es bis an ihr Ende bleiben.

Es blutete den Vätern das Herz bei dieser so heftigen Verfolgung; doch ließen sie den Muth nicht gänzlich sinken. Sie wußten, daß solche nur von dem sechzehnten Prinzen ausgegangen war, und daß der Kaiser, den sein Vater in sehr engen Gränzen gehalten hatte, den Stand der Dinge hinsichtlich der Europäer nicht genau kannte; denn er wußte blos, daß sie zu Peking waren. Vieles zwar hatten die Christen gelitten; doch waren sie sehr standhaft im Glauben geblieben; und die Religion hatte durch ihre Festigkeit einen neuen Glanz erlangt; ja vielleicht hatte die göttliche Vorsehung diese ganze Verfolgung nur zugelassen, damit dadurch die Wahrheit der christlichen Religion um so deutlicher erkannt würde. Dies war die Ansicht der Väter von der Sache.

Sie gingen also mit einander zu Rathe, und beschlossen, an den Kaiser sich zu wenden. Dies jedoch war eine sehr schwierige Aufgabe; denn wie sollten sie Zutritt zu dem Fürsten finden, da die gewöhnlichen Wege ihnen verschlossen waren? Indessen waren die Umstände dringend; und darum schlugen sie einen ungewöhnlichen Weg ein, der zwar allen im Pallaste üblichen Förmlichkeiten entgegen lief, aber der einzige war, den sie gehen konnten. Dieser bestand nämlich darin, ihr Bittgesuch durch den

Bruder Costiglione zu überreichen, den der Kaiser mit der Malerei in einem Zimmer beschäftigte, das in der Nähe seiner Wohnzimmer sich befand, und wohin er selbst oft kam, ihn malen zu sehen.

Sie setzten also ihr Bittschreiben auf und fügten demselben eine Abschrift des öffentlichen Ediktes vom 31. Regierungsjahre des Kaisers Cang-hi bei, in dessen Kraft die Uebung der Religion im ganzen Reiche erlaubt war. So allgemein bekannt indessen dies Edikt ist, hatte dennoch der Kaiser Kien-long niemals davon gehört. Als nun einige Zeit hernach, seiner Gewohnheit gemäß, der Kaiser in das Zimmer kam, wo Bruder Costiglione malte, und sich neben ihn setzte, ihm zuzusehen, da legte der Bruder den Pinsel nieder, warf sich vor tiefer Traurigkeit beklommen, auf die Knie, sprach einige Worte über die Verdammung des heiligen Gesetzes, und zog aus seinem Busen die Denkschrift der Väter, die er zu sich genommen, hervor. Die Diener der kaiserlichen Kammer zitterten über die Kühnheit dieses Bruders; denn er hatte sein Vorhaben vor ihnen verborgen. Indessen hörte der Kaiser ihn ruhig an und sprach mit vieler Güte zu ihm: „Ich habe eure Religion nicht verdammt, ich habe nur einfach den Kriegsleuten der Legionen verboten, dieselbe anzunehmen.“ In demselben Augenblicke winkte er Einem der Diener, die Denkschrift in Empfang zu nehmen, wendete sich dann zu dem Bruder Costiglione und fügte bei:

„Ich werde sie lesen, sei ruhig und fahre in deiner Arbeit fort!"

Es erfreuten sich aber die Väter nicht wenig über den guten Ausgang dieser Sache; denn diese Schrift setzte den Kaiser in Kenntniß über die Angelegenheiten der Religion. Er ersah daraus die verleumderischen Anklagen, die man wider sie vorgebracht, und die Aufmerksamkeit, mit welcher früher schon sowohl die Gerichtshöfe als die Minister und andere Große des Reiches sie untersucht und gebilliget hatten. Dabei aber sahen sie gleichwohl ein, daß der Kaiser, sei es, daß er war überlistet worden, oder über die Anklage Tcha-sse-hai's und die Entscheidung seiner Minister nicht zur Genüge nachgedacht hatte, nur sehr schwer von dem Beschlusse abgehen würde, den er desfalls gefaßt hatte.

Am folgenden Tage frühe erfuhren die Väter, der Gerichtshof der Censoren des Reiches habe die Verdammung der Religion dem Druck übergeben, und sei eben im Begriffe, Anschlagzettel an die Pforten der Stadt heften zu lassen. Sie selbst verschafften sich ein Exemplar desselben, worin geschrieben stand, wofern unter den Kriegsleuten oder unter dem Volke Jemand überwiesen würde, er habe die christliche Religion angenommen, sollte er angehalten und der Gerechtigkeit zu strenger Strafe übergeben werden.

Tags darauf erhielten sie ein Billet von einem Großen des Hofes, der ihnen befahl, am folgenden Tage im Pallaste zu erscheinen. Sobald sie nun sich

dahin begeben hatten, kam er zu ihnen, hielt ihre Denkschrift in der Hand und redete sie also an: „Der Kaiser wird eure Denkschrift nicht zur Berathung übergeben; es geziemt sich nicht, daß die Mantschu's und die Kriegsleute euer Gesetz annehmen. Man sagt nicht, es sei falsch oder schlecht; und man stellt euch die Uebung desselben frei." Diesen Befehl hörten sie auf den Knien an; sie antworteten jedoch, man verbiete sowohl dem Volke als den Kriegsleuten die Annahme des Christenthums. — Hat man etwa, sprach er hierauf, Jemand aus dem Volke beunruhigt? — Noch wissen wir dies nicht, sprachen sie; aber es wird nicht lange dauern, so wird man es thun; wie aus dieser Abschrift des Befehls leicht zu ersehen ist, den der Gerichtshof der Censoren hat anschlagen lassen. — Er nahm die Abschrift hin, las dieselbe durch und sagte: Da dieser Befehl nun einmal erlassen ist, wie ließen sich da Mittel finden, ihn zu widerrufen? Ihr hättet dem Beschlusse dieser Sache zuvorkommen sollen! — Wie hätten wir dies je vermocht, erwiderten sie, da man sich alle Mühe gab, die Kunde desselben vor uns zu verbergen? Aber, gnädigster Herr, fuhren sie fort, da das christliche Gesetz dem Volke nicht verboten ist, so erzeigen Sie uns die Gnade, diese Erklärung Seiner Majestät veröffentlichen zu lassen. — Da er hierauf keine Antwort gab, sprachen sie, man hätte die Mantschu's und die Soldaten der Legionen, welche seit dem 31. Jahre Cang-hi's, wo die christliche Religion erlaubt ward, dieselbe angenommen haben, nicht

aufsuchen sollen; und dessen ungeachtet würden sie von den untergeordneten Mandarinen auf das grausamste gepeinigt, damit sie derselben entsagten.

Doch dieser Herr war nicht gekommen, die Väter anzuhören, noch weniger, ihre Worte dem Kaiser zu hinterbringen. Da er nur suchte, ihrer los zu werden, sprach er: „Genug für heute! Ergibt sich ein neuer Vorfall, dann möget ihr reden.“ — Mit wem könnten wir reden, antworteten sie; da leider alle Pforten uns verschlossen sind? Dies auch versetzte uns in die Nothwendigkeit, unser Bittschreiben, gegen alle üblichen Förmlichkeiten, dem Kaiser durch den Bruder Costiglione überreichen zu lassen. Sind wir nun aber künftighin wieder genöthiget, unsre Zuflucht zu Seiner Majestät zu nehmen: an wen sollen wir dann uns wenden? Wollten Eure Hoheit diese Gnade für uns haben? — Vielleicht, sprach er hierauf; und nach diesem Worte entfernte er sich.

Als das Gerücht sich verbreitete, Einer aus den Großen des Hofes habe im Namen des Kaisers mit den Vätern gesprochen, fingen einige Mandarinen an, ob sie auch nicht wußten, welchen Befehl er ihnen gebracht hatte, gelindere Saiten gegen die Christen aufzuziehen; Andere jedoch setzten ihre Placereien noch einige Zeit fort; bis endlich die Verfolgung allmälig gedämpft ward; nachdem sie ungefähr zwei Monate hindurch gedauert hatte. Doch hatte man immer Ursache zu fürchten; da es von der Willkühr der Mandarinen abhing, solche aufs neue zu erwecken; wofern nicht der Kaiser den Befehl widerrief,

den man listiger Weise ihm abgedrungen hatte. Denn der Gerichtshof der Religionsgebräuche ging seinen gewöhnlichen Gang, und ließ den nämlichen Befehl sogar an alle drei Kirchen zu Peking anschlagen.

III.

Abermalige, und zwar sehr schwere Verfolgung.

Der Friede hatte noch nicht lange gedauert, als im folgenden Jahre 1737 ein neuer Sturm sich erhob, der noch schrecklicher wüthete, und Jahre lang fortwährte. Die Veranlassung dazu war folgende. Es wurde bereits erinnert, daß eine große Anzahl neugeborener Kinder, die von unbarmherzigen, heidnischen Aeltern ausgesetzt werden, rettungslos umkommen. Zwar wurde auf obrigkeitlichen Befehl angeordnet, daß täglich Karren durch die öffentlichen Straßen und Plätze führen, welche die Kinder dieser Art, die sie fänden, auflüden und in gewisse Hospitäler führten, wo man jene begräbt, die bereits todt sind, und für die Lebenden sorgen soll; doch sterben beinahe alle vor barem Elende.

Eines der vorzüglichsten guten und gesicherten Werke der Missionäre ist, diesen armen Kindern die Taufe zu verschaffen. Die Jesuiten der drei Kirchen zu Peking theilten seit vielen Jahren die Orte unter sich, wo diese hilflosen Geschöpfe hingebracht werden; und sie hielten Katechisten, welche sich dahin begaben, sie zu taufen; es verging auch kaum ein Jahr, wo sie nicht einigen Tausenden dieser Kinder

die Pforte des Himmels durch das Sacrament der Wiedergeburt öffneten.

Der Katechist der portugiesischen Väter, der mit dieser heiligen Uebung sich beschäftigte, Lieu-eul genannt, ward in dem Hospitale festgenommen und vor das Tribunal des Gouverneurs von Peking geführt. Dort ward er während mehrerer Sitzungen verhört; ohne daß man eines andern Verbrechens ihn schuldig fand, außer daß er ein Christ war. Indessen war dies selbst ein Verbrechen in den Augen dieses Gouverneurs; weil im ersten Jahre Yong-Tsching's (1723), so wie im ersten Jahre des jetzigen Kaisers (1736) die christliche Religion war verboten worden. Er sandte also diese Sache an den Gerichtshof der Verbrechen; wohin er auch den Katechisten Lieu-eul, so wie den Wächter des Hospitals und den Ankläger beider abführen ließ.

U-sche-san, der Mantschu-Mandarin, konnte bei ihrer Ankunft seine Freude nicht bergen. Längst hatte er gewünscht, es möchte ein Handel in Betreff der christlichen Religion ihm in die Hände gerathen. Er stellte also mehrere verfängliche Fragen an den Katechisten, die dieser mit großer Weisheit beantwortete. Da es jedoch diesem Richter darum zu thun war, ihn zum Tode zu verurtheilen, befahl er ihn zu foltern; denn er wollte ihn zu dem Geständnisse zwingen, die Europäer bestächen die Chinesen durch Geld, um sie zu ihrer Religion anzuziehen. Doch keine Qual vermochte es, diesem Bekenner eine so grobe Verleumdung zu entreißen. Der zweite Präsident

dieses Gerichtshofes, ebenfalls ein Feind der Christen, ließ ihn aufs neue foltern; und dieser hochsinnige Christ litt mit so erstaunlicher Festigkeit als Muthe. Dieser Präsident hätte seine Grausamkeit noch weiter getrieben, wenn er nicht wäre um dieselbe Zeit zum Statthalter von Nanking ernannt worden.

Doch mit nicht minderer Hitze betrieb U-sche-san diese Sache; er wollte den Christen mit aller Gewalt zum Tode verdammen; und es wäre dies auch ihm gelungen, wenn nicht der chinesische Präsident dieses Tribunals sich widersetzt, und die übertriebene Strenge dieses Mantschu getadelt hätte. Es ward also das Urtheil gemildert; der Katechist ward zu hundert Streichen mit dem Pantsee *) dann zur Tragung der Kanke und hierauf abermal zu vierzig Pantseestreichen verurtheilt.

In dem Berichte und Urtheile dieses Gerichtshofes ward der Katechist Lieu-eul der Zauberei beschuldigt, durch welche er jene Kinder im Hospitale zu heilen vorgebe; so wie nicht minder des Ungehorsams; da er, ungeachtet des wiederholten Verbotes, dennoch ein Christ geblieben sei. Dies Urtheil ward dann in allen Vierteln der Stadt bekannt gemacht; ferner ward darin unter strenger Strafe verboten, nicht nur in das Hospital zu gehen unter dem Vorwand, die kranken Kinder zu heilen; sondern auch

*) Ein fünf Fuß langer Stock, der oben breit ist, und mit welchem die Verbrecher geschlagen werden.

das christliche Gesetz anzunehmen. Auf der Kanke, zu welcher der Katechist verurtheilt war, stand mit großen Buchstaben geschrieben: Verbrecher, weil er der europäischen Religion angehört.

Da die portugiesischen Väter sahen, daß alle ihre Bemühungen in dieser Angelegenheit vergeblich abgelaufen waren, faßten sie den Vorsatz, ihre Zuflucht zu dem Kaiser zu nehmen. Sie verfaßten also eine Bittschrift, und am 20. November begaben sich P. Kögler, Präsident des Tribunals der Mathematik, P. Parrenin, und die Väter, die im Pallaste des Kaisers arbeiteten, zu dem Großmeister des Pallastes Yay-uang, der mit den Angelegenheiten der Europäer ins besondere beauftragt war, und überbrachten ihm ihr Gesuch. Dieser Herr, den P. Kögler schon früher von dieser Sache unterrichtet hatte, schien sehr ärgerlich darüber, daß der Gerichtshof der Verbrechen keine Rücksicht auf seine Fürsprache genommen hatte, und sagte ihnen, er habe den Mandarin U-sche-san, den Urheber dieses ganzen Unheils, berufen lassen, und also zu ihm gesprochen: „Wenn du unumschränkte Vollmacht hast, alle Europäer aus China zu vertreiben, so magst du also fortfahren; wenn aber nicht, so verflichtst du dich in eine Sache, die über deinen Kräften steht. Wer hat euerm Tribunal befohlen, Anschlagzettel zu veröffentlichen? Warum vergreifet ihr euch an Lieu-eul, an dem ihr kein Verbrechen findet, wegen des christlichen Gesetzes? Widerrufet alsbald den Befehl, den ihr an die verschiedenen Tribunale dieser Stadt

gesendet habet; thut ihr es aber nicht, so nehme ich die Denkschrift der Europäer an, die vor mir auf die Knie sich geworfen haben."

Hierauf sagte er den Missionären, sie sollten ihre Denkschrift ihm lassen; er wolle solche durchsehen; und sie möchten nach einigen Tagen wieder kommen; wo er ihnen dann sagen wolle, ob Einiges daran zu ändern sei. Er ließ es indessen nicht so lange anstehen; denn er las sie noch an demselben Tage, und übergab sie gegen Abend dem Bruder Costiglione; dem er auch sagte, was daran abzuändern sei. Sie ward ihm, nach seinem Befehle abgeändert, zurückgebracht. Er verhieß den Vätern, er werde solche am folgenden Tage den Präsidenten des Gerichtshofes der Verbrechen zeigen; und im Falle sie sich weigerten, ihre erlassenen Befehle zu widerrufen, dem Kaiser sie vorlegen lassen. Die Väter konnten nicht erfahren was geschehen war; so viel aber sahen sie, daß dieser Gerichtshof fortfuhr also zu handeln, als ob er keine Kenntniß davon hätte.

Am 25. November reiste der Kaiser nach der Begräbnißstätte des Kaisers Cang-hi ab; wohin der Großmeister Yay-uang ihn begleitete. Da nun der Schutz ihnen fehlte, den sie gehofft hatten von diesem Herrn zu erhalten, führten die Mandarinen den Befehl aus, den der Gerichtshof der Verbrechen ihnen ertheilt hatte. Man sah an allen Pforten und öffentlichen Plätzen der Stadt große Cao-chi's oder Anschlagzettel, wider die christliche Religion, welche bei strengen Strafen verboten; unter dem Vorwand der

Krankheit in das Hospital der verlassenen Kinder zu gehen; oder die christliche Religion anzunehmen; u. d. Ü.

Nach der Rückkehr des Kaisers begaben sich die Väter zu dem erwähnten Großmeister des Pallastes und brachten ihm zwei jener großen Cao-chi's, die man gegen die christliche Religion angeschlagen hatte. Er beschied sie auf den folgenden Tag und verhieß, ihre Denkschrift dem Kaiser zu übergeben. Diese Denkschrift war sehr ausführlich. Sie zeigten darin, wie man den Katechisten Lieu-eul um keiner andern Ursache willen gefoltert und verurtheilt habe, als weil er Wasser über das Haupt der Kinder — gegossen und dabei gebetet habe; — dann wie, ungeachtet der Erklärung Seiner Majestät, allenthalben Cao-chi's angeschlagen würden, in welchen die christliche Religion bei schweren Strafen verboten würde; hierauf endlich führten sie an, wie diese Religion über zwei Jahrhunderte im Lande geübt, und nach den strengsten Untersuchungen der Gerichtshöfe durch öffentliche Edikte gebilligt und erlaubt worden; ja, wie der Kaiser Cang-hi nicht nur ihnen eine Kirche erbaut, sondern auch solche durch die glorwürdigsten Ueberschriften geschmückt; und sogar der Kaiser Yong-tsching ihnen ein Geschenk von zehn tausend Taels gemacht habe, ihre Kirchen auszubessern; was er gewiß nicht gethan hätte, wenn er die christliche Religion verbannt hätte.

Ja selbst als Mu-an-pao, Tsong-tu von Fokien, ihnen jenen bekannten bösen Handel er-

weckt habe, sei nie die Rede davon gewesen, Anschlagzettel auf den Gassen zu veröffentlichen, noch der Christen sich zu bemächtigen, sie in Gefängnisse einzusperren; weit weniger noch, sie zu foltern, zu schlagen und zur Kanke zu verurtheilen. Bei Betrachtung dieser Dinge seien sie überzeugt, man habe nur aus Privatabsichten und aus Sucht, sie zu verleumden, um sie zu verderben, bei Seiner Majestät als Rebellen sie angegeben. Sie ertrugen zwar nach den Vorschriften ihrer Religion, Unrecht und Beleidigungen mit Geduld und ohne zu klagen; da es jedoch der Ehre ihrer Religion gelte, und sie ohne Hilfe und ohne Ehre vor den Menschen wären, flehten sie bei der Erinnerung an die großen Wohlthaten aller frühern Kaiser, gleich verlassenen Waisen, Seine Majestät um die Gnade an, diese Sache selbst zu beendigen, damit sie nicht den Verleumdungen Derjenigen unterlägen, die nur ihr Verderben suchten. Dadurch würden sie gleichsam neu geboren werden; u. d. Ü. Dies Gesuch war vom 7. December datirt.

Um ein Uhr Nachmittags kam der Großmeister Yay-uang zu den Vätern in den Pallast und sagte ihnen: „Der Kaiser hat eure Sache dem Gerichtshofe der Verbrechen übergeben, damit er solche untersuche und ihm darüber Bericht erstatte.“ — Bei diesen Worten erblaßten die Missionäre. Wie, sprach P. Parrenin, unsre Angelegenheit in den Händen des Gerichtshofes der Verbrechen! — Gerade dieser Gerichtshof hat diesen bösen Handel uns zugezogen! „Das ist wohl wahr, sprach dieser Herr, allein Yu-

ki-chan, der Tsong-tu der Provinz Koei-tscheu, ward so eben statt Nasch-tu's, der nach Nanking abging, zum Präsidenten dieses Gerichtshofes ernannt; er hat keinen Antheil an den frühern Vorgängen. Seid also ohne Sorgen; ihr werdet, wenn die Sache beendiget ist, Seiner Majestät danken."

Diese Antwort jedoch beruhigte die Väter keineswegs; denn sie sahen sich mit einem der höchsten Tribunale des Reiches compromittirt, das sich allerdings für beleidigt halten mußte, daß man gegen seine Entscheidung an den Kaiser sich wendete. Sie waren daher weit entfernt, irgend Gutes zu hoffen; vielmehr hatten sie alle Ursachen zu fürchten, daß es, wofern dieser neue Präsident ihnen übel wollte, ohne besondern Schutz der göttlichen Vorsehung, schwerer als jemals wäre, auf diese Sache zurückzukommen. Das Ergebniß selbst zeigte auch, daß sie nicht ohne Grund fürchteten.

Denn nachdem der Gerichtshof die Denkschrift der Missionäre, so wie sein eigenes früheres Urtheil im Auszug angeführt hatte, berief er sich auf das so oft schon berührte Urtheil des ehemaligen Tsong-tu von Fokien, die christliche Religion zu verbannen; so wie auf die Entscheidung, welche auf die Denkschrift des Mandarins Tcha-sse-hai war erlassen worden, den Kriegsleuten und dem Volke die Annahme der christlichen Religion bei strenger Strafe zu verbieten; welche Beschlüsse, weil von den Kaisern bestätigt, als Gesetze des Reiches zu betrachten seien; die man, da das Volk darüber größtentheils in

Unwissenheit sei, durch Anschlagzettel habe öffentlich bekannt machen müssen.

Was den Lieu-eul betreffe, der in das Hospital der verlassenen Kinder gegangen, ergebe es sich aus seinem Verhör, daß er Zauberwasser angewendet habe, und darum nach den Gesetzen die Strafe der Kanke verwirkt habe. Man habe ihn mit Recht gefoltert, weil er sein Verbrechen nicht habe eingestehen wollen. Denn also pflege der Gerichtshof vorzugehen, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Nur weil die Europäer einige Kenntnisse der Zahlen besäßen, hätten die Vorfahren Seiner Majestät es ihnen aus Güte nicht verwehrt, im Reiche zu bleiben. Darum jedoch dürfe man ihnen nicht erlauben, ihre irrige Lehre allenthalben zu verbreiten, und Diejenigen zu regieren, die ihre Religion angenommen hätten.

Wenn es wahr wäre, fuhr der Gerichtshof fort, daß man, wie die Europäer Seiner Majestät vorgestellt hätten, den Lieu-eul, nach den Grundsätzen ihrer Religion, nicht durch die Gerechtigkeit verhören dürfe, so wäre es also den Mandarinen nicht mehr gestattet, die Chinesen zu befragen, welche sie verführten. Die Mandarinen des Tribunals regierten die Chinesen nach den Gesetzen des Reiches; dies sei der gesunden Vernunft gemäß. Und dennoch nännten die Europäer dies Privatabsichten, und Sucht, sie zu verläumden, um sie zu verderben. Etwas Widersinnigeres lasse sich gar nicht denken. Doch es sei eine bekannte Sache, daß die Ausländer sehr

unwissende Leute wären... Die Religion der Europäer flöße große Gewandtheit ein, die Leute zu betriegen; darum sei es sehr verderblich, ihr die geringste Freiheit zu gestatten; dies würde sehr böse Folgen nach sich ziehen. Darum stelle der Gerichtshof die Bitte, dem Volke durch öffentliche Anschlagzettel die Annahme derselben zu verbieten, und Diejenigen, die sie bereits angenommen, zur Entsagung derselben zu verpflichten; u. d. Ue.

Der Kaiser genehmigte diese Denkschrift, und am nämlichen Tage noch wurden die Missionäre in den Pallast berufen, wo der Großmeister Haynang den Befehl Seiner Majestät ihnen mittheilte. Dieser aber lautete, der Gerichtshof der Verbrechen habe nach den Gesetzen sich gerichtet, die er in seinen Archiven vorgefunden; man lasse ihnen die Freiheit die Uebungen ihrer Religion in ihren Kirchen zu betreiben; man wolle aber nicht, daß die Chinesen zumal die tartarischen Kriegsleute dieselbe annehmen; übrigens sollten sie ihre Aemter abwarten wie gewöhnlich.

Die Missionäre hörten diesen Befehl auf den Knien an. Hierauf aber nahm P. Parrenin das Wort und sprach: „Wir sind nicht aus einer Entfernung von mehr als sechstausend Stunden hierher gekommen, um die Erlaubniß zu begehren, Christen zu sein, den Uebungen des Christenthums abzuwarten und ingeheim zu beten. Der Hof und die Stadt so wie die Provinzen wissen es, daß wir hierher kommen, die christliche Religion zu verkündigen, und zu-

gleich dem Kaiser die Dienste zu erweisen, deren wir fähig sind. Die Kaiser und Vorgänger Seiner Majestät, und ganz insbesondere sein erlauchter Großvater haben unsre Lehre prüfen lassen; und zwar nicht durch einige unwissende Privatpersonen, wie Jene, die unter dieser und der vorhergehenden Regierung uns angeklagt haben, sondern durch alle souveränen Tribunale, und durch alle Großen des Innern und Aeußern, welche, nach einer genauen Erörterung und reiflicher Prüfung, alle erklärten, die christliche Religion sei gut, wahrhaft und gänzlich frei von jedem argen Verdacht; man müsse sich sorgfältig hüten sie zu verbannen, oder die Chinesen zu verhindern solche anzunehmen und die Kirchen zu besuchen. Diese Erklärung aber ward von dem Kaiser bestätigt, und im ganzen Reiche öffentlich verkündet."

„Seit jener Zeit hat unsre heilige Religon sich nicht geändert; immer ist sie die nämliche; dies bezeugen unsre Bücher. Warum denn also läßt der Gerichtshof der Verbrechen die Christen einsperren? warum bestraft er dieselben? Warum läßt er in der ganzen Stadt Anschlagzettel anheften, Diejenigen, die sie bekennen, zur Entsagung derselben zu zwingen? Warum befiehlt er das Nämliche in den Provinzen? Wenn es ein Verbrechen ist, ein Christ zu seyn, so sind wir selbst weit größere Verbrecher, die wir die Völker ermahnen, das Christenthum anzunehmen. Indessen sagt man uns, wir sollen unsere Aemter wie gewöhnlich abwarten. Mit welcher Stirn könnten wir jedoch künftighin erscheinen? Wie können

wir, mit Schmach und Schande bedeckt, und mit dem verhaßten Namen Sektirer und Verführer des Volkes Seiner Majestät ruhig dienen?"

„Sagte man uns aber nun: Kehret in euer Land zurück, wäre darum unser Schicksal besser? Sagen würde man uns in Europa: In wie vielen Briefen habet ihr den Kaiser mit den größten Lobsprüchen erhoben? Wie oft habet ihr uns berichtet, dieser große Fürst belohne die Guten; er verzeihe den Schuldigen, er behandle euch gut, ja noch besser als seine Vorgänger? Ganz Europa erfreute sich dessen und segnete ihn. Nun aber seid ihr heute außerhalb China. So habet ihr denn also durch euer schlechtes Betragen oder durch irgend ein schreiendes Vergehen ihn genöthiget, aus seinem Reiche euch zu verjagen! Was, gnädiger Herr, sollten wir hierauf antworten? Würde man uns auf unsere Worte glauben? ja würde man auch nur anhören, was wir zu unsrer Rechtfertigung zu sagen hätten? So sind wir also in dem beklagenswerthen Stand Solcher, die weder vor- noch rückwärts gehen können! Was also erübrigt uns Anderes als die Huld Seiner Majestät anzuflehen? Er ist unser Vater; wir haben keine andere Stütze! Könnte er uns verlassen? Wären wir die Einzigen, die wir während seiner glorreichen Regierung unter dem Drucke seufzten? Sie aber, gnädiger Herr, der Sie uns zu Ihren Füßen sehen, haben Sie die Gnade, unsre Betrübniß, unsre Seufzer ihm vorzustellen, oder erlauben Sie, daß wir selbst dies schriftlich thun!"

„Schriftlich? sprach er, nein, dies geht nicht an; ein großer Gerichtshof hat gesprochen; man kann nicht auf die Sache zurückkommen.“ — Aber, erwiederte der Vater, mehrere große Gerichtshöfe hatten gesprochen; wie ging es denn zu, daß man heut zu Tag darauf zurückkam? — Es war diesem Herrn wirklich leid, daß seine Verwendung für die Missionäre von so geringen Folgen gewesen war; aber er wagte es nicht, eine Schrift anzunehmen. „Wenn man mich fragt, sprach er, dann werde ich sprechen, und euch dienen!“ Nach dieser Antwort, mit welcher sie wohl sich begnügen mußten, entfernten sich die Väter.

IV.

Fernerer Verlauf dieser Verfolgung.

Am folgenden Tage, den 14. December, begab sich der Kaiser gegen zehn Uhr frühe in das Zimmer, wo Bruder Castiglione mit der Malerei beschäftiget war. Er stellte ihm mehrere Fragen über seine Kunst; der Bruder jedoch, über den Befehl des vorigen Tages von Schmerz und Traurigkeit gebeugt, schlug die Augen nieder, und hatte nicht die Kraft zu antworten. Der Kaiser fragte ihn, ob er krank sei. „Nein, Eure Majestät, gab der Bruder zurück, und fiel dabei auf die Knie; aber ich bin ganz niedergeschlagen, da Eure Majestät unsre heilige Religion verdammen. Alle Gassen sind voll der Anschlagzettel, in welchen dieselbe verbannt wird; wie also sollten

wir da Eurer Majestät friedlich dienen? Wenn man in Europa den Befehl erfährt, der hier erlassen ward, wo fände sich dann noch Jemand, der zu Ihren Diensten hierher kommen wollte? — Ich habe eure Religion euch nicht verboten, sprach der Kaiser; die Uebung derselben steht euch vollkommen frei, aber unsre Leute sollen sie nicht annehmen. — Wir sind, erwiederte der Bruder, einzig darum seit so langer Zeit in China, um sie ihnen zu verkündigen; und Kaiser Cang-hi, Ihr erlauchter Großvater, hat die Erlaubniß dazu im ganzen Reiche öffentlich verkündigen lassen." — Da der Bruder dies mit weinenden Augen sagte, ward der Kaiser gerührt, hieß ihn aufstehen, und sagte, er würde diese Sache noch einmal untersuchen.

Am folgenden Tage ließ, wegen Krankheit des Großmeisters Yay-uang, der Kaiser den sechzehnten Prinzen, seinen Oheim, berufen, Befehle ihm zu ertheilen. Dieser nämliche Prinz war's, der an der Spitze der Prinzen und der Großen stand, als im ersten Regierungsjahre dieses Kaisers das Verbot an die achte Legion erging, die christliche Religion anzunehmen. Es ließ also dieser Prinz am nächstfolgenden Tage den Vätern sagen, sie sollten sich zu ihm in den Pallast begeben; sie aber erschracken über diesen neuen Befehl, da die böse Stimmung dieses sechzehnten Prinzen ihnen gar wohl bekannt war. Sie empfahlen daher ihre Sache dem Schutze der göttlichen Vorsehung in inbrünstigem Gebet, und begaben sich in banger Erwartung in den Pallast. Der Prinz

ließ sie in ein abgelegenes Zimmer eintreten; wo er ihnen den Befehl des Kaisers, wiewohl sehr gemildert, erneuerte. „Der Kaiser, sprach er, hat eure Religion nicht verboten; Lien-eul ward nicht bestraft, weil er ein Christ ist; sondern er ward nach den chinesischen Gesetzen, wegen anderer Vergehungen bestraft.“ Da die Thatsache, die er in Abrede stellte, offenbar war, fügte er, um seiner Behauptung einen Anstrich der Wahrheit zu geben, bei: „Man bestraft in China die Lama's, die Ho-changs und die Tao-sse's (drei verschiedene Arten Bonzen), welche die Kranken durch Berührung des Hauptes und Gebete heilen.“

Es ist eben nicht schwer zu errathen, was die Väter auf einen solchen Vergleich erwiederten; doch drangen sie ganz vorzüglich darauf, daß der Befehl, den seine Majestät an sie erließe, nur ihnen allein bekannt sei; und daß der Gerichtshof, wofern man solchen ihm nicht anzeigte, fortfahren würde, nicht nur zu Peking, sondern auch in allen Provinzen schmähliche Anschlagzettel zu veröffentlichen, wodurch die Mandarinen ermächtigt würden, die Christen zu quälen. — „Ich verbürge mich für das Gegentheil, antwortete er hierauf; seid also ruhig hierüber; seid ihr jedoch in Sorgen, so setzet eine Denkschrift auf, worin ihr dem Kaiser danket, und ihn bittet, daß es nicht ferner erlaubt werden möge, Anschlagzettel zu veröffentlichen, die der christlichen Religion zur Schmach gereichen. Ich werde dieselbe

dem Kaiser vorlegen lassen, und beruft er mich, alle eure Gründe ihm entfalten."

Die Missionäre also verfaßten, dem Rathe des Prinzen gemäß, eine neue Denkschrift, und brachten solche in den Pallast. Der Prinz übernahm dieselbe, durchlas sie, fand sie aber zu stark, und sprach: „Es scheint, als wollet ihr dem Kaiser vorschreiben was er zu thun habe." — Nun faßte er den Entschluß, den Befehl des Kaisers, den er ihnen nur mündlich gegeben hatte, schriftlich zu geben, dictirte solchen einem Schreiber des Pallastes und theilte ihn dem Großmeister Hay-uang mit, der damit zufrieden war. Die Missionäre dankten ihm und verfaßten folgende Denkschrift, dem Kaiser ihre Danksagung abzustatten.

„Die Europäer, Tay-sin-hien (P. Kögler) und die übrigen legen diese Denkschrift Eurer Majestät mit Ehrfurcht zu Füßen, für eine außerordentliche Wohlthat zu danken. Am 25. dieses Mondes haben der Prinz Tschuang-tsin-uang (der 16. Prinz) und der Großmeister Hay-uang den Befehl Eurer Majestät uns verkündigt, der also lautete: Der Gerichtshof der Verbrechen hat Lieu-eul festgenommen und bestraft, weil er die chinesischen Gesetze übertreten hat. Gewiß mußte er also bestraft werden; dies hat keinen Bezug auf die christliche Religion, noch auf die Europäer. Man ehre diesen Befehl! — Wir, Ihre getreuen Unterthanen, empfangen mit unterthänigsten

Danksagungen diese Wohlthat; und bis zur Erde gebückt, wagen wir es zu bitten, daß aus der Fülle Ihres wohlthätigen Herzens Eure Majestät nicht gestatten wollen, daß man ferner Ca-chi's oder Anschlagzettel gegen die christliche Religion veröffentliche, und daß der Name eines Christen ein Recht gebe, irgend Jemand gefangen zu nehmen und zu bestrafen; damit wir unter Ihrer glorreichen Regierung der Glückseligkeit des Friedens genießen. Erschöpften wir auch alle unsre Kräfte, eine so ausgezeichnete Wohlthat zu erkennen, so könnten wir dennoch nicht den zehntausendsten Theil derselben würdig erkennen. Unsre Danksagungen dafür darzubringen, legen wir diese Denkschrift Eurer Majestät zu Füßen am 27. des 10. Mondes im zweiten Jahre Kien-long's (18. December)."

Am nämlichen Tage noch durchsah der sechzehnte Prinz diese Denkschrift und ließ sie auf dem gewöhnlichen Wege an den Kaiser gelangen. Der Kaiser genehmigte sie in dem nämlichen Ausdrucke und mit dem nämlichen Zeichen wie jene des Gerichtshofes, die oben angeführt ward. Die Antwort wurde dem Prinzen in folgenden Worten zugesandt: „Befehl des Kaisers. Künftighin soll man keine Anschlagzettel gegen die christliche Religion ankleben!" — Der Prinz kündigte ihnen diesen Befehl mit fröhlichem Angesichte an; und da sie, denselben zu empfangen, sich niedergekniet hatten, hieß er sie aufstehen, setzte sich, befahl auch ihnen sich zu setzen, und sagte ihnen hierauf viel Verbindliches, das sie also anhörten,

als wären sie überzeugt, es ginge ihm vom Herzen. Er ermahnte sie zwei bis drei Mal, Jeder aus ihnen möchte seine Arbeiten fortsetzen, was er offenbar auf Befehl des Kaisers that. Auch gab er ihnen zu verstehen, er würde den großen Mandarinen des Gerichtshofes der Verbrechen die Antwort Seiner Majestät auf ihre Denkschrift mittheilen; was er auch, wiewohl nur mündlich, that.

Als die Missionäre zu Hause zurück waren, ward es ihnen klar, daß eine Antwort, die nur auf solche Weise war mitgetheilt worden, nicht genügte; und daß man den Prinzen bitten müsse, solche dem Gerichtshof in den gewöhnlichen Formen mitzutheilen; was aber nicht leicht war; erstens, weil er hierüber keinen bestimmten Befehl vom Kaiser hatte; zweitens, weil er Einen der höchsten Gerichtshöfe des Reiches beschämte, wenn er ihn nöthigte, das Gegentheil dessen in sein Archiv niederzulegen, was er von dem Kaiser begehrt und erlangt hatte. Ungeachtet dieser Schwierigkeit, die sie gar wohl einsahen, verfaßten sie eine Schrift, worin sie unter dem Vorwand dem Prinzen für seine Bemühungen zu danken, um diese Gnade ihn anflehten.

Von dieser Zeit an bis zum Anfang des Jahres 1738 hörte man nicht, daß der Gerichtshof irgend einen Schritt in dieser Sache gethan hätte; erst gegen den 14. Jänner erfuhren die Väter auf sicherem Wege, das Tribunal der Verbrechen habe bereits am 27. December die von dem Kaiser bestätigte Denkschrift Yn-ki-chan's (S. 34) an die übrigen

Gerichtshöfe und in alle Provinzen des Reiches abgesandt, damit solche in die öffentlichen Register eingetragen würde. Die Väter erschracken hierüber; denn nun stand eine allgemeine Verfolgung im ganzen Reiche zu befürchten. —

P. Pereira, Vice-Provinzial der portugiesischen Jesuiten, der den Tsong-tu oder General-Statthalter der Provinz Petschely kannte, sandte einen Katechisten in den Pallast desselben in Peking ab, woselbst er damals sich befand, die letzte Denkschrift, die sie an den Kaiser eingereicht hatten, sammt der Antwort Seiner Majestät ihm mitzutheilen, und ihn zu bitten, er möchte nicht gestatten, daß man die Christen seiner Provinzen mißhandelte.

Dieser Mandarin fragte, warum die Missionäre ihre Denkschrift nicht sammt der Antwort des Kaisers in die öffentlichen Blätter einrücken lassen; wo er jene des Yn-ki-chan gelesen habe; denn, sprach er, mehr wäre nicht erforderlich gewesen, die Mandarinen der Provinzen in Schranken zu halten. Der Katechist antwortete, sie hätten es allerdings thun wollen, allein der Zeitungsschreiber habe sie abgewiesen, weil diese Denkschrift nicht vom Kaiser aus wäre an den Gerichtshof der Minister zur Einregistrirung gesandt worden. Da ließ der Tsong-tu Ly-usi Einen seiner Geheimschreiber kommen, und befahl ihm die Bittschrift mit der Antwort Seiner Majestät noch an demselben Abend in die Zeitung einrücken zu lassen; damit sie unverzüglich in allen Provinzen des Reiches verbreitet würde. Als er

dann den Katechisten entließ, empfahl er ihm, dem P. Pereira zu sagen, er sollte wegen der Christen seiner Provinzen ruhig seyn; man würde sie wegen ihrer Religion nicht beunruhigen.

Dessen ungeachtet erfuhr man bald von allen Seiten die traurigsten Wirkungen, die man von der Schrift des Gerichtshofes der Verbrechen gefürchtet hatte. Die portugiesischen Väter erhielten ein Schreiben von P. Gabriel, Missionär der heiligen Congregation; worin er den traurigen Zustand ihnen schilderte, in welchem er in der Provinz Schansi in Folge der Cao-chi's sich befinde, die gegen die christliche Religion angeschlagen wären, welche der Gerichtshof der Verbrechen verdammt habe. Er berichtete, er habe mit seinen getreuesten Hausgenossen in der Höhle eines Berges sich verborgen; halte sich aber, ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln, die er getroffen, seine Zufluchtstätte zu verbergen, gefaßt, nächstens angehalten, gefesselt, vor das Tribunal der Mandarine geschleppt, und vielleicht nach Peking in die Gefängnisse des Gerichtshofes der Verbrechen abgeführt zu werden.

Wenige Tage hernach kam der ehrwürdige P. Anton von der Mutter Gottes, ein Franziskaner und sehr eifriger Missionär, als ein Bettler verkleidet, um nicht erkannt zu werden, in dem Collegium der Portugiesen an; wo er die ganze Zeit hindurch verborgen blieb. Er war aus der Provinz Chang-tong nach Peking gekommen; weil in Gemäßheit der Befehle des Gerichtshofes der Verbrechen, alle

Orte seiner Mission voll der Anschlagzettel gegen das christliche Gesetz waren. Seine Gläubigen aber waren in so großer Angst, daß Niemand aus ihnen es wagte, ihn in sein Haus aufzunehmen.

Kaum waren vierzehn Tage verflossen, so kam auch P. Ferrayo, Missionär der heiligen Congregation, aus der Provinz Schang-tong nach Peking, um daselbst Schutz gegen einen Mandarin zu suchen, der die Christen seines Bezirkes peinigte. Die portugiesischen Väter gaben sich viele Mühe ihm einige kräftige Empfehlungsschreiben an die Mandarinen seiner Provinz zu erwirken; mit welchen er in seine Mission zurückkehrte; doch hörte man nicht, daß das Feuer der Verfolgung daselbst wäre gänzlich gelöscht worden.

Am sechzehnten August des nämlichen Jahres begab sich die gesammte christliche Familie eines Kriegsmandarins aus der Provinz Schan-si nach Peking. Die Verfolgung, die auf den Befehl, welchen der Gerichtshof erlassen hatte, daselbst ausgebrochen war, hatte diese Familie genöthigt nach Si-gnan-fu, der Hauptstadt dieser Provinz sich zurückzuziehen. Der Posten dieses Mandarins war nicht in der Hauptstadt; sondern acht große Tagreisen davon entfernt; allein er hatte daselbst ein Haus zur Wohnung für seine Familie gemiethet, damit sie seines Vaters pflegte, der hohen Alters und krank war; und den Trost ihm verschaffte, die Sacramente der Kirche vor seinem nahen Tode zu empfangen. Als nun der Befehl des Tribunals der Verbrechen

anlangte, durchsuchte man alle Häuser, wo Christen waren; der Tschi-hien aber, oder der Richter, in dessen Bezirk das Haus des christlichen Mandarins stand, hatte Grund zu vermuthen, es sei ein Europäer darin verborgen. Er stellte sich also, als wisse er nicht, daß dasselbe einem Mandarin gehörte, und sandte Gerichtsbeamte dahin ab, dasselbe zu durchsuchen, und den Europäer fest zu nehmen. Wirklich auch hatte der Bischof von Loryma, Herr von Enchas, sich dorthin geflüchtet. Sobald man aber in der Familie erfuhr, es kämen Gerichtsleute, Haussuchung zu halten, verbargen sie den Prälaten in der Kammer der beiden Schwestern des Mandarins. Nachdem sie nun im ganzen Hause sich genau umgesehen hatten, und an das Frauengemach kamen, traten diese beiden Schwestern hervor, gleichsam den Eintritt ihnen frei zu lassen; sie jedoch getrauten sich nicht einzutreten; sondern beschränkten sich darauf, von der Schwelle aus einige Blicke hinein zu thun; und entfernten sich. Der Tschi-hien aber ließ es bei dieser Untersuchung nicht bewenden; denn ob auch seit dem Tode des Vaters des christlichen Mandarins nur noch Frauen in dem Hause waren, ließ er ihnen sagen, sie sollten entweder der christlichen Religion entsagen, oder aus seiner Gerichtsbarkeit sich entfernen. Sie aber antworteten, ihr Entschluß sei gefaßt, sie würden in die Provinz Petschely sich entfernen, wo sie zu Hause seien; und begaben sich auch wirklich nach Peking. Von ihnen erfuhr man diese Umstände; und sie fügten bei, in der Provinz

Schan-si seien die Christen in großer Angst und Verwirrung.

Im Monat October kam Ly-uei, Tsong-tu der Provinz Petschely, bei Gelegenheit der Feier des Geburtstages des Kaisers abermal nach Peking, und ließ dem P. Pereira sagen, er möchte den Christen der Provinz empfehlen, so wachsam über ihr Betragen zu seyn, daß man ihnen keinen Vorwurf machen könne; siebenzehn Mandarinen hätten ihm bereits Anklagen gegen sie eingereicht, die er jedoch sämmtlich unterdrückt habe.

Der Tsong-tu der Provinz Yu-quang gehörte zur kaiserlichen Familie und war ein Christ; nichts desto minder ließen einige Mandarinen den Befehl des Gerichtshofes der Verbrechen in verschiedenen Kreisen dieser Provinz anschlagen. Zu Siang-yang-fu, wo eine christliche Gemeinde bestand, erfuhr der Tsi-hien, auf dem Berge Mu-pan-chan lebten eine große Anzahl Christen, welche die Ländereien daselbst anbauten. Sogleich sandte er dahin, ließ Einige der Oberhäupter fangen, vor sich führen und zweien derselben Backenstreiche versetzen, erschreckte sie durch die fürchterlichsten Drohungen und legte ihnen zur Unterschrift eine Erklärung vor, worin sie verhießen, sie würden die christliche Religion nicht mehr annehmen. Einer aus ihnen, der sich sehr gescheit bedünkte, sagte, man könne durch diese Worte verstehen, sie sollten sich nicht wieder taufen lassen; und in diesem Sinne könne man die Erklärung unterschreiben; was sie auch thaten; worauf

sie sehr froh zurückkehrten, daß sie den Händen des Mandarins auf so geschickte Weise entkommen wären.

Bei ihrer Rückkehr aber behandelte der Missionär sie als Apostaten; überzeugte sie, daß es niemals erlaubt sei, sich zu verstellen, noch zweideutige Ausdrücke anzuwenden; am wenigsten, wenn es dem Glauben gelte, und zwar vor einem Richterstuhle. Hierauf aber versagte er ihnen den Eintritt in die Kirche und die Sacramente. Die Christen erkannten ihren Fehler, beweinten solchen bitterlich, baten alle Christen öffentlich des Aergernisses wegen um Verzeihung, das sie ihnen gegeben, und erboten sich, zu dem Richter zurückzukehren, ihre Unterschrift zu widerrufen und ein öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens abzulegen.

Zur nämlichen Zeit begab sich Norbert Tschao, ein Kriegsmandarin und ein eifriger Christ, zu diesem Richter, machte ihm die strengsten Vorwürfe über sein Benehmen, forderte die Schrift zurück, welche diese Gläubigen unterzeichnet hatten, und sprach zu ihm: Weißt du nicht, daß ich ein Christ bin? Was du aber vielleicht nicht weißt, ist, daß der Tsong-tu selbst und alle seine Amtleute Christen sind wie ich. Hierüber erschrack nun gegenseitig der Tsi-hien, entschuldigte sich mit dem Befehl, den das Tribunal der Verbrechen erlassen hatte; und verhieß, die Christen nicht ferner zu beunruhigen. Dies also war der Stand der chinesischen Mission im Jahre 1738.

V.

Arbeiten der Missionäre während der Verfolgung. Besondere Abenteuer eines Missionärs.

„Ich weiß nicht, schreibt ein berühmter Missionär, ob nicht dieser Stand der Verfolgung besser für uns ist als der frühere Stand des Friedens; denn nun werden unser Dienst und unsre Arbeiten apostolischer; und wir erhalten reichlichern Antheil an den Kreuzen, die der Herr zur Belohnung Denjenigen verheißen hat, welche an seinem Werke arbeiten. Ohne Dach und Fach, beinahe immer umher irrend, gleich Landstreichern und Verbannten, die es nicht wagen dürfen, irgend sich niederzulassen, und welche selbst Diejenigen, die die größte Anhänglichkeit für sie haben, sich nicht getrauen, bei sich aufzunehmen, sahen wir seit Jahren, wie an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten das Ungewitter über unsre Gefährten kam; und sind selbst desselben mit jeder Stunde gewärtig.“

Wahrlich, der Geist Gottes allein, der die Apostel und die ersten Jünger mit dem lebendigen Feuer seines Eifers erfüllte, beseelte auch diese apostolischen Männer, unter beständigen Aufopferungen, Hunger und Durst, Hitze und Kälte und beständigen Mühsalen und Gefahren, das Heil der Seelen zu suchen, und Leiden und Tod als den einzigen Gewinn in dieser Welt zu betrachten. Von den Missionären der Gesellschaft Jesu, die nach Macao waren verbannt

worden, reisten vier nach dem Königreiche Tonking ab, wo sie nach der Verkündigung des Evangeliums die glorreiche Marterpalme errangen; andere aber drangen, ungeachtet aller Wachsamkeit der Feinde des Christenthums, abermal in die chinesischen Provinzen ein; ja es kamen auch neue in ziemlich großer Anzahl dahin; verbargen sich so gut sie konnten, besuchten und vermehrten trotz aller Stürme, die verlassenen Gemeinden, und arbeiteten meist in der Nacht an der Verbreitung des Reiches Gottes.

In den Kirchen der Provinz Petschely, deren Hauptstadt Peking ist, arbeiteten fünf chinesische Priester mit großem Eifer; denn die Anzahl der Christen belief sich darin auf fünfzig Tausend. Nur in Peking ward die christliche Religion ziemlich frei ausgeübt; es kamen die Gläubigen aus dem ganzen Reiche dahin, und die Regierung mußte die Augen dazu schließen; weil sie gar wohl wußte, daß die Verbreitung der Religion der einzige Grund war, der die Missionäre nach China führte; und daß, wofern man ihre Kirchen schlösse, und die Freiheit zu predigen und ihre geistlichen Verrichtungen ihnen untersagte, alle bald das Land räumen würden. Dies aber wollte man nicht; vielmehr nahm der Kaiser immer neue Ankömmlinge in seine Dienste auf, und wußte ihre Talente zu würdigen. Es war auch dem Kaiser nicht so gänzlich unbekannt, daß manche Europäer in den Provinzen sich verborgen hielten; und er schützte sie zwar nicht, verfolgte sie aber auch nicht; sondern ließ die Gerichtshöfe walten, deren

Befehle nicht allenthalben mit gleicher Strenge ausgeführt wurden; da viele Mandarinen theils selbst Christen, theils auch zu billig waren, tadellose Menschen blos darum zu verfolgen, weil sie dem Herrn des Himmels dienten.

Zu den anziehendsten Abenteuern, welche diesen eifrigen und flüchtigen Glaubensboten widerfuhren, die heimlich in die Provinzen des chinesischen Reiches eindrangen, gehören unter andern die folgenden, die dem französischen Jesuiten P. Lappin auf seiner heimlichen Einwanderung begegneten. Der Superior der Missionen hatte ihn von Macao aus nach dem öfters erwähnten Gebirge Mu-pan-chan gesandt, das die französischen Missionäre das chinesische Juragebirge zu nennen pflegten; er selbst aber erzählt diese in folgenden Worten.

Am 22. September (1740) reiste ich von Macao ab, um es zu versuchen in die Provinzen einzudringen. Ich begab mich auf ein ganz nahes Inselchen, das unserm Collegium angehört, und wartete daselbst die Nacht ab; beim Anbruch welcher ich in eine Barke eintrat, die mich vierzig Stunden weit bis an einen Ort führte, wo eine neue Barke mich erwartete, die einem Christen angehörte. Dieser führte mich hundert Stunden weit stromaufwärts bis zu den äußersten Gränzen der Provinz Quang-tong. Da ich nicht aussteigen, noch auch während des Tages mich zeigen durfte, machte ich diesen weiten Weg, ohne zu wissen wie eine chinesische Stadt aussieht; ob ich

auch vor mehreren Städten vorüber gefahren war, die längs des Ufers standen.

Nach zwei Tagreisen bemerkte ich ein Bonzenkloster, das mich sehr geräumig bedünkte. Wir gingen zwischen zwei Ketten überaus hoher Berge oder vielmehr sehr steiler Felsen; welchen man nur zu Schiffe sich nähern kann. Drei Schuh über der Erde ist eine Oeffnung, durch die man in in das Innere des einen Felsen eingeht. Dreißig bis vierzig Fuß höher sind Zimmer und Säle, deren Aussicht auf den Fluß geht, mit Geländern, auf welchen Götzenbilder prangen. In dieser entsetzlichen Höhle wohnen vier bis fünf Bonzen, die von dem Almosen der Vorübergehenden leben. Diese Bonzen sind wahre Märtyrer des bösen Geistes; wenn anders sie nicht zu jenen gehören, die der heilige Franz Xavier in Japan sah, und die durch geheime Ausschweifungen für diese prunkende Strenge sich entschädigen.

Am siebenten October kam ich zu Schao-tscheu-fu, einer Stadt ersten Ranges an, wo das Zollamt sehr strenge ist. Ich stieg aus, und indeß die Barke durchsucht wurde, nahm ich einen Umweg, solche eine Stunde Weges von dort zu erwarten; da ich aber, um nicht erkannt zu werden, durch die Felder gehen mußte, stellte ich mich an, als wäre ich ein Botaniker, und suchte Kräuter zusammen, deren Namen und Gebrauch mir gleich unbekannt waren. Endlich traf ich meine Barke wieder; und kam am Tage des heiligen Franz von Borgia zu Nan-kiang-fu, einer andern Stadt ersten Ranges

an. Hier erwartete mich die göttliche Vorsehung, das Geschäft eines Missionärs mich erlernen zu lassen.

Um aus der Provinz Quang-tong in die Provinz Kiang-si zu kommen, muß man einen Berg überschreiten, und einen Tag zu Lande reisen. Diese Reise geschieht entweder zu Pferde oder in einem offenen Tragsessel, oder aber in einer Art Bett, das mit einem Vorhange verhängt ist. Da dieser Weg ohne Unterlaß von Hin- und Her-Reisenden betreten wird, wählte ich dies letztere, mich um so besser zu verbergen.

Zu Nan-kiang-fu wohnt ein sehr armer Christ, Namens Thomas. Das Elend, in welchem er schmachtet, trieb ihn öfters an, Missionären entgegen zu gehen, wenn er erfuhr, daß sie auf dem Wege vorüberkämen; und so viel Geld von ihnen zu fordern, als es ihm nur möglich war zu erpressen; wobei er sie bedrohte, er würde im Weigerungsfalle bei den Mandarinen sie angeben. Man versicherte, er sei nach Macao gekommen, habe daselbst seine Andacht verrichtet, und wahre Reue bezeigt. Dessen ungeachtet traute man ihm nicht, und nahm gewöhnlich einen Umweg, ihm auszuweichen. Nichts desto minder führten die drei Katechisten, die mich begleiteten, mich auf dieser allgemein betretenen Straße; sei es, daß sie den Weg abkürzen wollten; oder aber, weil sie glaubten, sie hätten sichere Maßregeln getroffen, diesem meineidigen Gläubigen meine Ankunft zu verbergen.

Einer meiner Katechisten ging voran, kam in die Stadt und begab sich zu einem christlichen Arzte, Johannes genannt, den er seines Vertrauens würdig hielt. Dieser Arzt suchte uns sogleich auf und sagte uns, Thomas sei krank, er habe ihm eine Arznei verordnet. „Ich werde, fügte er bei, gegen sieben Uhr Abends wiederkommen, euch in mein Haus zu führen. Dort könnet ihr übernachten; und ich werde dann alles dergestalt ordnen, daß in der Frühe ein Fuhrwerk für euch bereit stehen wird." Ich folgte seinem Rathe, kam in die Stade, ohne solche zu sehen, brachte die Nacht in seinem Hause zu, und reiste in aller Frühe mit meinen beiden Katechisten ab; denn der erste hatte uns am Abend vorher verlassen, eine Barke für mich zu suchen.

Ich ward in der Stadt nicht beunruhigt; kaum aber war ich eine kurze Strecke auf dem Felde fortgeschritten, als zwei Heiden mein Fuhrwerk anhielten und mich fragten, wohin ich ginge. Meine Katechisten antworteten, wir reisten nach der Provinz Kiang-si. Jene antworteten, sie wüßten wohl, daß ich ein Europäer sei; sie wären Abgeordnete der Mandarinen, bei welchen sie mich angeben würden, wofern ich ihnen nicht fünfzig Taels bezahlte.

Hätte ich chinesisch genug verstanden, so hätte ich vielleicht mit ihnen unterhandelt, um die Erlaubniß zu erkaufen, meinen Weg weiter fortzusetzen; da ich aber kaum noch wenige Worte kannte, verstand ich nichts von ihrer Unterredung. Zum Unglück war

mein erster Katechist, der ein wenig latein verstand, und dem ich mich konnte zu verstehen geben, abwesend; sonach also mußte ich der göttlichen Vorsehung mich überlassen. Da meine Führer hartnäckig darauf bestanden, nichts zu geben, ward ich in eine Art Wachstube geführt; dies aber nöthigte sie, in die Stadt zurückzukehren, und den Vorgang dem Arzte zu berichten, bei dem ich die Nacht zugebracht hatte.

Unterdessen blieb ich gegen zwei Stunden in dieser Wachstube. Die Chinesen, welche darin sich befanden, waren neugierig zu wissen wer ich wäre. Die Einen rückten an meiner Kappe, um zu sehen ob ich den geflochtenen Haarzopf trüge, den die Chinesen tragen; Andere zogen den Vorhang hin und her, um mich näher ins Auge zu fassen. Ich indessen stellte mich krank; und trug zumal Sorge, mein Angesicht wohl bedeckt zu halten, wobei der Fächer, der in China allgemein üblich ist, mir trefflich zu Statten kam.

Endlich ward ich abgeholt und durch einen guten Theil der Stadt geführt; wobei ich immer mit bedecktem Angesicht in meinem Bette war. Plötzlich hielt man vor einem Hause an, und zog den Vorhang gewaltsam auf. Nun zweifelte ich nicht, ich sei vor der Pforte eines Mandarins, vor dem ich erscheinen müßte; und hielt es für vergeblich, mich länger zu verbergen. Ich nahm also meinen Fächer ab, und betrachtete ganz ruhig eine Menge Volkes, das rings um mich her sich versammelte.

Als ich noch mit meinem Fächer bedeckt war, hörte ich, wie einige sagten: Niu-gin, es ist ein Weib; als ich aber solchen abgelegt hatte, hörte ich, wie Andere sagten: Ho-chang, ein Bonze; dies war Alles was ich von dem Gerede verstand, das sie über mich führten. Mit einem Worte, ich war von falschen Christen verrathen, den Mandarinen angezeigt, und dem Anblick einer ganzen Stadt ausgesetzt, die nicht länger in Zweifel seyn konnte, daß ich ein Europäer sei. Dies war eine Gefahr, welcher ich auf natürliche Weise nicht entkommen konnte.

Nach einiger Zeit indessen ließ man meine Vorhänge wieder herab, und führte mich zu dem Christen Johannes. Als ich in das erste Zimmer eintrat, folgten mir mehrere heidnische Chinesen auf dem Füße nach, um mich genauer anzusehen; so wie auch alle Vorübergehenden nach einander kamen, mich zu betrachten. Ich fragte, so gut ich es vermochte, was dies Alles bedeuten sollte. Man gab mir zu verstehen, ich würde vor den Mandarinen erscheinen, die mich unfehlbar nach Macao zurücksenden würden.

Eine Stunde hernach brachte man einen Tragsessel, in welchen man mich nöthigte einzugehen. Nun zweifelte ich nicht länger, man würde mich zu dem Mandarin führen. Ich durchzog also abermahl die Stadt, und sah sie nach Muße an; sie ist, wie Lyon, mit kleinen Kieseln gepflastert. Bei dem Durchgang durch eine Straße sah ich, wie man eine Co-

mödie spielte. Zwei oder drei Männer spielten auf Instrumenten, die eben nicht nach europäischem Geschmacke sind; und ein maskirter Comödiant spielte allein auf der Schaubühne.

Die Häuser bedünkten mich ziemlich schön von Außen, obwohl sie meist aus Holz erbaut und einstöckig sind. Nachdem ich die Stadt über eine Viertelstunde durchzogen hatte, hielt mein Tragsessel an und ich mußte in ein Haus eintreten, das mich ein wahres Gefängniß bedünkte. Ich fragte, wo ich wäre; man antwortete mir, es sei dies ein Gasthaus, wo ich die Nacht und den folgenden Tag zubringen müßte. Meine Katechisten verließen das Zimmer, wohin man mich geführt hatte, und schlossen dasselbe mit dem Schlüssel ab, damit Niemand in dasselbe eingehen könnte.

Ich wußte nicht, was für einen Ausgang dies Alles nehmen sollte, mir war nicht bange um mich selbst; aber ich fürchtete, es würde meinen Katechisten oder vielleicht gar der Mission irgend ein Unglück widerfahren. Denn es konnte sich ereignen, daß bei Gelegenheit der Entdeckung eines verkappten Europäers eine genaue Nachforschung in den Provinzen angeordnet würde, und daß man alle Missionäre vertriebe, die darin sich verborgen hielten. Ich aber wäre untröstlich gewesen, wenn um meinetwillen dies Unglück einer Mission widerfahren wäre, die ohnehin schon in so tiefer Betrübniß schmachtet, und der ich noch gar keinen Dienst erwie-

sen hatte. Ich rief also den Schutz Gottes aus ganzem Herzen an.

Doch der Herr war meinem Verlangen zuvorgekommen; denn während ich in Sorgen war, ging bei den Mandarinen Folgendes vor, das ich erst erfuhr, als ich wieder mit meinem ersten Katechisten zusammen traf. Meine beiden Katechisten nämlich wendeten sich an den Geheimschreiber des ersten Mandarins und sagten ihm, zwei Chinesen verhinderten sie, ihren Weg fortzusetzen unter dem Vorwand, sie führten einen Europäer mit sich; und baten ihn, bei dem Mandarin sich zu verwenden, damit sie die Erlaubniß erhielten, weiter zu reisen; wobei sie zugleich ihm verhießen, sie würden für diese Gefälligkeit ihm dankbar seyn.

Diese Verheißung brachte ihre Wirkung hervor. „Seid hierüber außer Sorgen, sprach der Geheimschreiber, ich nehme diese Sache auf mich." Wirklich auch sprach er mit den beiden Mandarinen, vor deren Tribunal dieselbe gehörte, und stellte ihnen vor, zwei Chinesen, die sich für Beamte eines Tribunals ausgäben, forderten von einigen Reisenden eine bedeutende Summe Geldes, unter dem Vorwande, sie führten einen Europäer bei sich.

Die beiden Mandarinen ließen, einer nach dem andern die Katechisten vor sich kommen, die blos wiederholen durften was der Geheimschreiber bereits gesagt hatte; hinsichtlich dessen aber, daß man von mir sagte, ich sei ein Europäer, antworteten sie, ich käme von Macao und reiste nach der Provinz

Kiang-si, wo ich besondere Geschäfte hätte. Der Mandarin glaubte es, oder that als glaubte er es, und verlangte mich zu sehen. Sie sagten ihm aber ich sei unwohl; und in der That war ich äußerst abgemattet. Er gab sich auch mit dieser Antwort zufrieden; und eben so erging es bei dem zweiten Mandarin; wohin meine Katechisten sogleich sich begaben.

Dieser letztere that noch mehr; denn er befahl den beiden Chinesen, die mich angehalten hatten, in seiner Gegenwart zu erscheinen. Kaum aber waren sie eingetreten, so stellte er in strengem Tone die Fragen an sie: Mit welchem Rechte hindert ihr Reisende, ihren Weg fortzusetzen? und mit welcher Stirn nennet ihr euch Abgeordnete der Mandarinen? — Sie antworteten, sie hätten dies nur auf den Rath eines Christen, Namens Thomas, gethan, der ihnen gesagt hätte, ich sei ein Europäer. — Diese Antwort, sprach der Mandarin, entschuldiget euch nicht, und ich würde euch auf der Stelle züchtigen lassen, wenn nicht der Fasttag, den heute die ganze Stadt beobachtet, mich abhielte. Aber ihr werdet mir nicht entkommen!

Hierauf befahl er, den Thomas zu ergreifen, und ihn gefesselt herbei zu führen. Sobald er erschien, fragte ihn der Mandarin, ob seine Religion ihm befehle, große Summen von Solchen zu fordern, von welchen man vermuthe, sie seien des nämlichen Glaubens wie er. „Du bist ein Kuang-kuen, sprach er, d. h. ein Schurke; und ich werde dich bestrafen

lassen wie du es verdienst, sobald die Fasttage vorüber sind. Ihr aber, fügte er, zu den Katechisten sich wendend, bei, setzet eure Reise ruhig fort.“ Dies Abenteuer kostete mich indessen gleichwohl nahe an zwölf Taels.

Sie werden mich vielleicht fragen, schreibt dieser Missionär an seinen Freund, wie es zuging, daß diese ungläubigen Mandarinen, die doch genau von den Befehlen des Kaisers unterrichtet sind, welche den Eintritt in China uns verbieten, und überzeugt waren, ich sei ein Europäer, dennoch mit so großer Leichtigkeit mich gehen ließen, und sogar Diejenigen bestraften, die mich angehalten hatten.

Was aber soll ich Ihnen sagen, außer daß die Herzen in Gottes Hand liegen; daß Er nach seinem Wohlgefallen sie wendet; den Ereignissen einen Ausgang gibt, wie Er selbst es will, und es zuläßt, daß die Gottlosen in die Schlingen gerathen, die sie seinen Dienern legen. Uebrigens wäre es auch möglich, daß diese Mandarinen zu Denjenigen gehörten, welche die Europäer als Leute kennen, die unvermögend sind, Unruhen im Reiche zu erwecken, und eine heilige Religion lehren, welche sie selbst gern annähmen, wenn ihre Sittenlehre minder streng wäre. Auch konnten sie wohl nicht ganz uneigennützige Absichten dabei haben. Denn ist auch den Europäern im Allgemeinen die Pforte des chinesischen Reiches verschlossen, so wissen doch die Mandarinen sehr wohl, daß mehrere derselben bei dem Kaiser sind, daß dieser Fürst sie achtet, und daß er erst unlängst fünf

Missionäre nach Peking berief; ja daß sie selbst den Auftrag erhielten, sie dahin zu führen, und auf dem Wege sie frei zu halten. Deshalb also erwecken sie keinem Europäer leicht einen bösen Handel; weil sie besorgen, es könnten dieselben bei dem Kaiser ihnen schaden.

Wie immer dies sich verhalten mag, ich kam glücklich über den Berg, und begab mich dann nach Nan-ngan-fu, wo ich mich einschiffte. Ich bemerkte bald, daß die Barke keinem Christen angehörte. Der Schiffer fragte sogleich wer ich sei; man antwortete ihm, ich sei aus einer fremden Provinz. Kurz hierauf wollte er, ob wir auch die Barke nur für uns allein gemiethet hatten, durchaus einen Ungläubigen darin aufnehmen, der den nämlichen Weg machte, was mich nöthigte, im hintern Theile der Barke mich aufzuhalten.

Am folgenden Tage kam ich zu Kan-tscheu-fu, einer Stadt ersten Ranges an. Ganz nahe bei dieser Stadt ist ein Dorf, wo ein italienischer Jesuit sich aufhält, bei dem ich den folgenden Tag zubrachte. Gegen Abend trat ich in die Barke eines Christen, der Handelsgeschäfte in der Provinz Hu-guang treibt, wo ich mich hinbegeben sollte.

Im Anfang des Monats December fuhr ich den großen Fluß Yang-tse-kiang sechzig Meilen weit hinauf. Dieser Fluß durchzieht beinahe ganz China, von Westen bis Osten, wo er in das japanesische Meer sich ergießt. Sein Bett ist gewöhnlich eine halbe Stunde breit; oft aber ist seine Breite auch drei bis viermal

größer. Man reist hier weit mehr zu Wasser als zu Lande, wegen der großen Menge Flüsse und Kanäle, welche den Handel ungemein erleichtern. Diese Flüsse sind mit einer zahllosen Menge Barken von allen Größen und Gestalten bedeckt. Es gibt derselben flache, und auch solche, die gleich unsern kleinern Kriegsschiffen gebaut sind; diese führen dem Kaiser den Tribut an Reiß zu; und ihre Anzahl beträgt über drei tausend, wenn sie nach Peking fahren. Andere sehen aus wie unsre gewöhnlichen Schiffe, und laden Salz an den Küsten. Alle diese Barken führen Segel, und zwar manche drei bis vier; doch nie darüber.

Am 7. December kam ich nach Han-keu. Ich glaube nicht, daß es auf der ganzen Erde einen Ort gibt, wo auf einem so geringen Raume Menschen in so großer Anzahl wohnen. Auf der einen Seite des Kiangs ist Bu-tschang-fu, die Hauptstadt der Provinz, wo man ungefähr eine Million Seelen zählt; auf der andern Seite des Flusses aber steht eine andere Stadt ersten Ranges, Han-gang-fu genannt, die von sechsmal hundert tausend Inwohnern bewohnt ist. Hier ergießt sich der Fluß Han in den Kiang. Auf beiden Seiten dieses Flusses steht eine große Ortschaft, wo die Anzahl der Menschen jener der Hauptstadt gleichkommt.

Dies ist noch nicht Alles. Der Fluß ist beständig mit vielen tausend Barken bedeckt, die ohne Unterlaß kommen, Waaren zu verkaufen und zu kaufen. Es ist dies ein beständiger Jahrmarkt, wo man

in reichlichem Ueberfluß Alles findet was man wünschen kann. Diese Barken enthalten wenigstens viermal hundert tausend Menschen; und zwar unter Einem Gesichtspunkte. Nichts ist übrigens schöner geordnet als diese Barken, die das Wasser auf eine Strecke von zwei Stunden bedecken. Der Uebergang von einer Barke zur andern, um hinauf oder hinab zu steigen, ist vortrefflich angelegt; aber Feuersbrünste sind daselbst nicht weniger zu fürchten als in einer Stadt. Bei meiner Ankunft sah ich den Kiang ganz mit Kohlen und verbranntem Holze bedeckt, und ich nahm daselbst das Gerippe einer großen Barke des Kaisers wahr, die so eben nebst mehr als zwanzig andern verbrannt und in Asche aufgelöst war.

Endlich fuhr ich auf einem andern Schiffe noch sechzig Meilen weit, und kam dann nach Kut-schin einer Stadt dritten Ranges. Dort verließ ich den Fluß, um in jene hohen Gebirge einzudringen, die unsern Sevennen, oder dem Juragebirge nicht unähnlich sind. Die urbaren Ländereien, die auf der höchsten Anhöhe derselben sich befinden, werden erst seit etwa fünfzehn Jahren angebaut, und es wohnen daselbst eine bedeutende Anzahl Christen, die diesen Strich Landes erkauften, die christliche Religion mit mehr Freiheit auszuüben. P. Neuvialle steht gegenwärtig dieser christlichen Gemeinde vor, die jeden Tag zunimmt. Zu diesem Vater ward ich von dem Superior gesandt, die schwierigste Sprache dieser Welt zu erlernen.

Ich kam am fünfzehnten März in diesen Gebirgen an. P. Renvialle hatte mir einen Katechisten entgegen gesandt, mich dahin zu führen. Ich ging gleich den Bauern und den andern Landleuten gekleidet. Es begegneten uns Christen, die, weil sie meinen Wegweiser kannten, und gewohnt waren, einen europäischen Missionär zu sehen, unschwer erkannten, daß ich ein neuangekommener Priester sei. Da viele Ungläubigen auf demselben Wege hin und her wanderten, wagten sie es nicht, mich zu grüßen; sondern sie beschränkten sich darauf, mit dem Zeichen des Kreuzes sich zu bezeichnen, mir anzudeuten, daß sie Christen seien.

Nachdem ich ungefähr zwei Monate bei P. Renvialle zugebracht hatte, und beinahe einzig mit der Erlernung der chinesischen Sprache war beschäftigt gewesen, so daß ich bereits anfing dieselbe zu stammeln, übergab er mir eine kleine Gemeinde von ungefähr zwei hundert Neugläubigen. Meine Wohnung war bei dem angesehensten Christen des Ortes, der, ob auch arm, dennoch ein kleines, aber ziemlich reines und bequemes Haus für den Missionär und seine Katechisten, neben dem seinigen angebaut hatte; wo ich das heilige Opfer feiere und die Christen versammle, die dahin kommen sich unterrichten zu lassen oder die hh. Sacramente zu empfangen.

Am Schlusse seines Schreibens theilt der erwähnte Missionär seinem Freunde die Art und Weise mit, wie zur Zeit dieser Verfolgung Einige ihrer ge-

meinschaftlichen Bekannten aus der Gesellschaft Jesu in ihren Missionen arbeiteten und spricht:

Von der Provinz Kiang-si weiß ich nur, daß P. Lefebre, von einem chinesischen Jesuiten begleitet, die christlichen Gemeinden besucht. P. Barborier taufte nach den letzten Nachrichten gegen sechshundert Katechumenen. Etwas besser bin ich über Jenes belehrt was in der großen Provinz Hu-guang vorgeht; die ich durchwandelt habe, und wo wir nun fünf Jesuiten sind. Um Ihnen einen Begriff zu geben, wie hier gearbeitet wird, will ich Ihnen in wenig Worten erzählen, was ich auf meiner Wanderung gesehen habe.

Bei der Mündung eines ziemlich bedeutenden Flusses, der in den großen Fluß Kiang sich ergießt, steht die große Ortschaft Han-ku, von welcher bereits die Rede war; und wo Christen in reichlicher Anzahl wohnen. Die Ortschaft hat einen ansehnlichen Hafen, wo täglich Barken zu Tausenden landen, von welchen nicht wenige den Christen angehören. P. Dügad, der vor zwei Jahren in diese Provinz eindrang, sorgt für die Christen der Ortschaft und des Hafens. Von einer Zeit zur andern begibt er sich Abends zu einem der angesehensten Christen der Ortschaft, wo er in Sicherheit ist, daselbst seinen apostolischen Arbeiten abzuwarten. In die Barken kann er nur zur Nachtszeit sich begeben, die Beichten der Gläubigen zu hören, die Katechumenen zu unterrichten oder zu taufen, und das heilige Meßopfer zu feiern. Sobald der Tag anzubrechen beginnt, muß

er abermal in seine Barke sich begeben; wo er beinahe immerwährend, zumal aber während des Tages verborgen bleibt.

P. Robart besorgt die christlichen Gemeinden, die längs des Flusses, von Osten bis Westen sich erstrecken. Er hat nahe an neun Monate jedes Jahr zu thun, jede dieser Gemeinden zu besuchen. Da diese Provinz von Flüssen in ungeheurer Anzahl begossen wird, und die meisten Städte und Dörfer an den Ufern derselben gelegen sind, reist er selten zu Lande. Bei seiner Ankunft an einem Orte, wo Christen wohnen, sendet er seinen Katechisten voran, den Angesehensten aus ihnen zu benachrichtigen, der dann die übrigen in seinem Hause versammelt, in das am Abend der Missionär sich begibt. Da er sie nur Einmal oder höchstens zwei Mal im Jahre besuchen kann, findet er Arbeit in Fülle. Denn er muß taufen, Beichten anhören, manche Händel schlichten, auf eine Menge Fragen antworten, und Alles also abthun, daß er bei anbrechendem Tage wieder in seine Barke zurückkehren kann. Da diese Arbeit das ganze Jahr hindurch währt, würde solche sehr lästig werden, wenn nicht eifrige Liebe dieselbe erleichterte.

P. Bataillé hat den ausgedehntesten und schwierigsten Bezirk, wo die meisten Gefahren drohen. Kaum vermag er es, in Einem Jahre jede dieser christlichen Gemeinden zu durchwandern. Da ein Theil derselben in der Provinz Ho-nan liegt, die nicht gleich der Provinz Yu-guang von Flüssen durchschnitten ist, ist er genöthigt, bei Tage zu reisen, und

oft sieben bis acht Stunden zurückzulegen. Kommt er endlich Abends sehr ermüdet an, dann muß er die Nacht hindurch den Gläubigen die hh. Sacramente ausspenden, um bei Anbruch des Tages sich wieder zurückzuziehen. Dies ist Alles was er Einmal im Jahre für seine Christen thun kann, die dessen ungeachtet, dem größten Theile nach, fest in ihrem heiligen Glauben bestehen, und alle Pflichten des Christenthums standhaft erfüllen.

Wenn diese guten Neugläubigen hören, daß es in Europa kein Dorf gibt, wo nicht jeden Tag wenigstens Eine Messe gelesen wird, und daß man in großen Städten eine Menge derselben liest, zweifeln sie nicht, alle Europäer seien Heilige. Sie fragen uns zuweilen, ob es in Europa schlechte Christen gebe, welche stehlen, heftig werden, unmäßig oder unkeusch seien u. s. w. Was sollen wir ihnen hierauf antworten? Soll man ihnen sagen, was leider nur allzu wahr ist, daß daselbst Laster begangen werden, die vielleicht im Heidenthum unbekannt sind; und daß ungeachtet der so reichlichen und beständigen Gnadenmittel, ein Europäer, der jeden Augenblick an seine Pflichten erinnert wird, oft bei weitem kein so guter Christ ist, als ein armer Chinese, der die Sacramente des Heiles nur Einmal in Jahren empfangen kann.

Bisher, schließt der Missionär, berichtete ich Ihnen nur was ich von andern Missionären erfuhr, mit welchen ich mich besprechen konnte; bin ich einmal älter in der Mission geworden, dann werde ich

Ihnen erzählen können, was unter meinen eigenen Augen vorging. Unterdessen aber verbleibe ich u. h. U.

VI.

Die Verfolgung wird allgemein. Gefangennehmung und peinliches Verhör einiger Missionäre und Gläubigen beider Geschlechter.

Diese heimlichen Missionen brachten die gesegnetesten Wirkungen hervor; nicht nur wurden dadurch die Gläubigen im Gemüthe erneuert, gestärkt und zu den bevorstehenden Kämpfen vorbereitet; sondern es wurde auch in manchen Gegenden die Anzahl der Gläubigen bedeutend vermehrt; und die für diese so zahlreichen Herden verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl der Hirten (man zählte nämlich in sämmtlichen Missionen nur noch vierzig Missionäre) hatten während der Verfolgung vollauf zu thun, die wesentlichsten Bedürfnisse derselben zu befriedigen. Diese Verfolgung dauerte nun bereits seit einigen Jahre fort; schien sie aber hin und wieder etwas abzunehmen, so war dies doch nur eine ängstliche Windstille, die dem nahen Sturme voranging, welcher alle vorhergehenden an Schrecknissen übertraf; so daß es schien, als hätte die Hölle plötzlich ihre ganze Kraft aufgeboten, das Christenthum bis auf seine letzten Spuren in diesem Reiche zu vertilgen.

Im Monat August des Jahres 1745 ersahen die Väter zu Peking, ohne alle frühere Kunde, aus der öffentlichen Zeitung, es seien in der Provinz Fokien zwei Missionäre gefangen genommen worden; und

man habe einige Mandarinen ihres Amtes entsetzt, weil sie nicht thätig gewirkt hatten, das Christenthum auszurotten. Nicht lange hierauf erhielten sie durch die Vermittlung einiger Christen, die bei den Gerichtshöfen angestellt waren, die Abschrift eines Befehls, den der Kaiser in alle Provinzen gesandt hatte, ingeheim die genauesten Nachsuchungen über die Europäer anzustellen, die darin sich befänden; so wie auch derjenigen, welche zur christlichen Religion sich bekännten, die Familienhäupter auszusondern, sie mit aller Strenge zu bestrafen, und alle zu zwingen, Jesu Christo zu entsagen. Der Stand der Dinge ward so furchtbar, daß die Väter jeden Augenblick sich gefaßt hielten, der Sturm werde über ihrem Haupte losbrechen, und man werde sie sogar von Peking verjagen.

Nach geheimen und sorgfältigen Erkundigungen erfuhren sie, der jetzige Vicekönig von Petschely habe das allgemeine Verfolgungsedikt dem Kaiser abgedrungen. Schon früher hatte dieser mächtige Mandarin, als Statthalter eine andern Provinz, alle Kräfte aufgeboten, das Christenthum zu vertilgen; weil jedoch seiner Wuth damals Gränzen gesetzt wurden, ward er dadurch noch mehr erbittert, und suchte nun sowohl an den Missionären als an den Christen sich zu rächen. Es war daher die Furcht der Väter zu Peking nicht ungegründet, selbst von dort vertrieben zu werden. Denn in Kraft dieses allgemeinen kaiserlichen Ediktes gab er dem Gouverneur von Peking Befehl, Einen der portugiesischen Väter zu ver-

greifen, welcher Bücher, Rosenkränze, Medaillen, Bilder u. s. w. ausgetheilt hatte; welches Verbrechens er, wenn er es als ein solches ansah, alle Missionäre ohne Unterschied hätte anklagen können.

Der Gouverneur von Peking sah wohl ein, was der Vicekönig in seiner blinden Wuth nicht einsah, daß der Befehl, den er ihm ertheilt hatte, die Vollmacht beider überstieg; da die Väter daselbst unmittelbar vom Kaiser abhingen. Er wendete sich also an den Kaiser, der ihm befahl, genaue Nachsuchungen anzustellen, den Schuldigen zu finden; ohne jedoch mit großer Strenge dabei vorzugehen. Er ward auch bald gefunden und verhört; und es wurden seine Antworten dem Kaiser vorgelegt, der ihn lossprach; auf eine Weise jedoch, die ihn selbst und die übrigen Missionäre tiefer betrübte, als wenn er ihn zum Martertode verurtheilt hätte, da er nun das Verbot an alle erließ, künftighin Bücher, Kreuze, Bilder und andere Zeichen der heiligen Religion auszutheilen; was bis dahin noch nie war verboten gewesen.

Dies Verbot und mancherlei Vorkehrungen, so wie überhaupt das Benehmen des Kaisers ängstigte die Väter so sehr, daß man ihre Bestürzung ihnen auf dem Angesichte ansah. Hierüber aber ward der Kaiser, sobald er es erfuhr, betroffen; ließ sie berufen, und sagte ihnen, er habe nichts Böses gegen sie im Sinne; und er stelle sie unter den Schutz seines ersten Ministers und des Gouverneurs der Stadt. Es läßt sich wohl kaum bezweifeln, daß der Kaiser keine bösen Absichten gegen die Väter hatte; offenbar aber kannte er

die Männer nicht, unter deren Schutz er sie stellte; denn beide waren abgesagte Feinde des Christenthums, und weit entfernt, die Missionäre zu beschützen; daher auch nahm, statt sich zu vermindern, ihre Angst vor der nahen Zukunft mit jedem Tage zu.

Wirklich auch trafen bald hernach aus den Provinzen Nachrichten von der furchtbaren Strenge ein, mit welcher man gegen die christliche Religion vorging. Von allen Seiten hörte man nur von dem Wehgeschrei der Gläubigen, die man in Fesseln schlug, folterte, und auf alle Weise peinigte, um sie zu zwingen, Christo zu entsagen. Beinahe alle duldeten großmüthig; ja zwei ließen sogar lieber das Leben, als daß sie den Glauben verläugnet, oder den Aufenthalt der verborgenen Missionäre angegeben hätten.

Der Hauptsturm wüthete in der Provinz Fokien, woselbst der Vicekönig die christliche Religion mit allem Ingrimm verfolgte. Ein gewisser Tong-ky-tsu hatte, seine Wuth noch mehr zu entflammen, im Monat Juni (1746) ihm eine Schmähschrift voll falscher Anklagen gegen die christliche Gemeinde der Stadt Fu-ngan und der Umgegenden überreicht; und kaum hatte er dieselbe gelesen, so sandte er augenblicklich einen Kriegsofficier, Namens Fan, dahin ab. Die Mandarinen der Stadt und der Hauptorte waren keineswegs geneigt, die Christen grausamen Mißhandlungen auszusetzen, die sie als die friedlichsten, unterwürfigsten und bereitwilligsten Unterthanen betrachteten, die Steuern zu entrichten. Doch dieser Kriegsofficier forderte sie so dringend

auf und setzte Alles so sehr in Bewegung, daß er erfuhr was immer diese christlichen Gemeinden betraf.

Man bewog durch allerlei Vorspiegelungen den Geheimschreiber eines Mandarins dahin, daß er mancherlei aussagte was er von der christlichen Religion wußte, und von einigen frommen Christinnen erfahren hatte, die in gutem Vertrauen und in der Hoffnung ihn für die Religion zu gewinnen, alle Uebungen und Gebräuche derselben ihm mitgetheilt hatten. Auch erfuhr man Einiges von einem andern Heiden, welchen Eine seiner Muhmen, eine sehr eifrige Dienerin Gottes, in der nämlichen Hoffnung über Alles belehrt, und dem sie sogar die Namen und die gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Missionäre genannt hatte. Hiernach ward das Protokoll aufgenommen und von dem Gouverneur der Stadt Fu-ngan an den Vicekönig gesandt, dem der Kriegsofficier Fan selbst mündlichen Bericht abstattete.

Die Hauptanklagen beschränkten sich auf sieben, die wir nur darum anführen, weil sie allen folgenden Verhören zum Grunde lagen, und die so oft wiederholt wurden, um Ursache zu einem Todesurtheile darin zu finden.

1. Predigten die Europäer die Religion des Herrn des Himmels; ihr Aufenthalt im Reiche aber laufe den ausdrücklichsten Befehlen des Kaisers zuwider.

2. Man dränge das Volk, diese Religion anzunehmen, da man Jedem, der sie annähme, zwei Thaler schenke; und sie überdieß durch die Hoffnung

eines Paradieses und die Furcht vor einer Hölle dazu anlocke.

3. Man wähle unter den Christen Diejenigen, die ihrer Religion und allen ihren Gebräuchen am hartnäckigsten anhingen, um sie als Katechisten an die Spitze von fünfzig Christen zu stellen.

4. Die Christen ehrten ihre Voraltern nicht, ja nicht einmal den Confucius; sondern sie erzeigten allerlei Ehren einem Fremden, Namens Jesus.

5. Die Europäer hätten bei ihren Jüngern die Sitte eingeführt, daß alle zweimal im Jahre alle ihre Fehler und Sünden ihnen ingeheim bekännten.

6. Die christlichen Frauen und ledigen Töchter prahlten damit, daß sie weder seidene Gewande trügen, noch auch ihre Häupter mit Blumen und edlen Steinen schmückten; unter den letztern aber gäbe es solche, die der Ehe für immer entsagten.

7. In einigen Häusern der Christen seien doppelte Wände und andere Zufluchtstätten angebracht, wo die Europäer sich verborgen hielten. Diese aber versammelten in eigens dazu erbauten Sälen Christen und Christinnen, und gäben ihnen ein gewisses Brot zu essen und einen gewissen Wein zu trinken; und salbten sie mit Oele. — Ueberdies blieb auch die Beschuldigung der Zauberei nicht aus; die man in China und auch in andern heidnischen Ländern so oft gegen die Verkündiger des Evangeliums anwendete.

Der Vicekönig hatte nicht sobald diesen Bericht und das Protokoll empfangen; als er den Kriegsofficier Fan nach Fu-ngan zurücksandte. Dieser

aber vertheilte seine Soldaten in drei Rotten, gab ihnen geheime Befehle, und ließ sie an verschiedene Orte abgehen, wo man ihm angezeigt hatte, daß Europäer sich aufhielten. Die zwei ersten Rotten, welche waren in zwei Sadtviertel gesandt worden, nahmen eilf Christinnen gefangen, von welchen eine verheiratet, zwei Witwen, die übrigen aber Jungfrauen waren, die Gott beständige Keuschheit gelobt hatten, und die eine Art klösterlicher Gemeinde bildeten. Man fing auch fünf Christen ein, wenn anders man diesen Namen Einem Abtrünnigen geben darf, der in Unzucht lebte. Die dritte Rotte, die Fan in ein Dorf gesandt hatte, Mo-yang genannt, ergriff unter Wegs zwei Christen, welche den Missionären, die daselbst verborgen waren, Nachricht von diesen ersten Bewegungen bringen wollten. Dieser Missionäre waren der Zahl nach fünf, sämmtlich Spanier und aus dem Orden des heiligen Dominicus; nämlich der Herr Bischof von Mauricastro, Petrus Sanz, dann die Väter Royo, Alcober, Serrano und Diaz.

Als um eilf Uhr in der Nacht die Soldaten an den Eingang des Dorfes gekommen waren, ergriffen sie daselbst einen Greis und befahlen ihm, sie in die Häuser der Christen zu führen. Während sie durch dieselben streiften, nahmen sie neben der Wohnung des Herrn Bischofs drei Christen und eine Christin gefangen. Durch das Geräusch aufgeschreckt, war der Prälat auf die Flucht bedacht; und kaum hatte er sich entfernt, so traten die Soldaten in sein Zim-

ner; wo sie europäische Bücher und das kirchliche Geräthe seiner Kapelle fanden. Da es ihnen aber ganz vorzüglich um seine Person und um die übrigen Missionäre zu thun war, ließ der Kriegsofficier Fan, der selbst in dies Dorf sich begeben hatte, auf der Stelle die Christin foltern, die man so eben angehalten hatte. Er fragte sie, ob sie die Jungfräulichkeit beobachte. Sie antwortete hierauf bejahend. Und wer verpflichtet dich dazu? fragte er weiter. Ich thue dies aus freiem Willen, sprach sie, und ohne daß irgend Jemand mich dazu verpflichtete. — Weißt du, fuhr er fort, wo die Europäer sind? — Ich weiß es nicht, gab sie zurück. — Da befahl er, man sollte die Stäbchen, die zwischen ihre Finger gelegt, dazu dienen, dieselben gewaltsam zu pressen, — und worin die Folter der Frauenbilder besteht — stärker zusammen drücken.

Diese großmüthige Jungfrau war neunzehn Jahre alt und hieß Maria. Ihre Freude, für den Glauben zu leiden, war so groß, daß sie auf ihrem Angesichte leuchtete, und den Kriegsofficier beleidigte. Er ward entrüstet, und sprach mit drohendem Tone zu ihr: Weißt du, daß es mir ein Leichtes ist, dich zum Tode verurtheilen zu lassen? — Hier ist mein Kopf, erwiederte sie, es steht Euch frei mir solchen abschlagen zu lassen, dies wäre für mich die größte Glückseligkeit!

Auch ein Christ ward gepeinigt, und litt mit großer Standhaftigkeit, ohne die Missionäre anzugeben. Indessen ließ Gott es zu, daß Einer aus ihnen, P. Alcober, von den Soldaten eingefangen

ward, die das Haus umringt hielten, worin er sich verborgen hatte. Dieser Ordensmann wollte eben durch die hintere Pforte des Hauses sich flüchten, als sie ihn überfielen und mit Beschimpfungen und Streichen überhäuften. Es liefen zwar die Christen sogleich herbei, aus ihren Händen ihn zu erretten; er jedoch verbot ihnen, Gewalt anzuwenden; und ergab sich Jenen. Ungeachtet der schmerzlichsten Folterung aber, womit sie ihn peinigten, um von ihm zu erfahren, wo der Herr Bischof sei, weigerte er sich standhaft, es ihnen zu verrathen.

Sobald es zu tagen begann, ließ man Alles, was dem Prälaten angehörte, nach Fu-ngan bringen; eben dahin auch ließ man P. Alcober tragen, der von der Folter also zugerichtet war, daß er unvermögend war zu gehen. Auch wurden zugleich sechs Christen dahin abgeführt, die man in das Gefängniß der Stadt einsperrte; so wie nicht minder acht Christinnen; welche sämmtlich in ein Zimmer verschlossen und bewacht wurden. Den P. Alcober nahm der Gouverneur in sein eigenes Haus auf, und ließ ihn sogar von seinen Leuten bedienen.

Am folgenden Tage ließen derselbe Gouverneur und der Kriegsofficier Fan die Gläubigen beider Geschlechter vor ihrem Richterstuhle erscheinen. Schon hatten Mehrere aus ihnen sich geweigert, den Aufenthalt des Herrn Bischofs und der Missionäre anzugeben, als jener in Unzucht lebende Christ ebenfalls befragt, die Antwort ertheilte, sie wohnten bei der Witwe Miao, einer der Gefangenen. Mehr be-

durfte es nicht, diese Witwe und neun andere Christinnen grausam peinigen zu lassen; aber selbst die entsetzlichste Folter vermochte es nicht, ihr Geheimniß ihnen zu entreißen; bis endlich eine Eilfte bei dem Anblick der Marterwerkzeuge erschreckt, die man im Begriffe war, gegen sie anzuwenden, aussagte was sie darüber wußte, und beifügte, sie sei nur auf die Zudringlichkeit ihrer Verwandten und gleichsam wider Willen Christin geworden.

Der Kriegsofficier ließ eine solche Untreue nicht unbelohnt; die Vergeltung für ihren Verrath war ein Stück Seide von einigen Ellen; überdies aber ließ man sie in einem Tragsessel nach Hause bringen. Die ganze übrige Zeit des Verhörs, das bis auf den Abend dauerte, ward mit Foltern zugebracht; und der Kriegsofficier Fan benahm sich dabei so grausam, daß die Heiden, die dabei zugegen waren, und der Gouverneur selbst der Thränen sich nicht erwehren konnten. Die beiden Richter geriethen mit einander in Streit; der Gouverneur der Stadt sagte dem Kriegsofficier, er peinige Unschuldige gleich einem Barbaren; der Kriegsofficier aber, auf den Schutz des Vicekönigs pochend, vermaß sich, dem Gouverneur, ob dieser auch an Rang und Würde ihn übertraf, vorzuwerfen, er erfülle die Pflichten seines Amtes schlecht.

Bei Nacht fingen die Untersuchungen auf ein Neues an. Es wurden sechs Christinnen gefoltert; und alle litten starkmüthig, ohne die mindeste Auskunft zu geben; eine Magd jedoch, die von der Ge-

walt der Peinen besiegt ward, verhieß den Soldaten zwei Europäer auszuliefern; und sie führte solche auch in ein Haus, wo zwei Missionäre zwischen zwei Bretterwänden sich verborgen hielten. Es waren dies die beiden Väter Serrano und Diaz. Sobald diese beiden Religiosen sahen, daß sie entdeckt waren, brachten sie Gott das Opfer ihres Lebens; indessen wollten sie dennoch die menschlichen Mittel nicht versäumen, eine so schwer betrübte Mission sich zu erhalten, die ihrer Gegenwart mehr als jemals bedurfte. Sie boten also den Soldaten Geld an; das diese auch Anfangs annahmen; da sie jedoch sich nicht getrauten, dasselbe zu behalten, brachten sie es dem Kriegsofficier Fan.

Dieser Officier ward über die Gefangennehmung zweier Missionäre ungemein erfreut. Er fragte sie sogleich wo der Bischof sei; da sie ihm aber antworteten, sie wüßten es nicht, ließ er dem P. Serrano Backenstreiche versetzen; den P. Diaz aber ließ er foltern. Dieser Wütherich flößte seine Wuth auch seinen Knechten ein; und redete ihnen zu, Niemand zu verschonen; ja er ließ solche sogar an den Heiden aus. Zwei heidnische Chinesen, und zwar Männer von Ansehen, wurden mit Stockstreichen mißhandelt, weil man sie zwingen wollte, Europäer anzugeben, die sie nicht kannten, und von welchen sie nichts wußten. Sie wurden in den Kerker geworfen, und erst nach einigen Tagen wieder entlassen.

Als indessen der Christ, der dem Herrn Bischof eine neue Zufluchtstätte verschafft hatte, sah, daß man

alles Erdenkliche that, ihn aufzufinden, ward er von großer Furcht befallen; und da er daran verzweifelte, ihn länger verborgen halten zu können, stellte er ihm die Gefahr vor Augen, in welche er ihn und alle Personen seines Hauses brächte. Auch bat er ihn, zu bedenken, wie viele Christen bereits um seinetwillen gelitten hätten; und daß sein Nachbar, Ambrosius Ko, insbesondere viermal sei gefoltert worden, und sammt seiner ganzen Familie alle Habe und die Freiheit verloren hätte.

„Lieber Freund, antwortete ihm der Prälat, sind wir Missionäre, so viele wir derselben sind, um unsers, oder um eures Nutzens willen hierher gekommen? Sind wir aber eine unschuldige Veranlassung der Uebel, die man euch anthut, sind wir denn etwa nicht bereit, solche mit euch zu theilen; ja sogar, wenn es möglich wäre, solche alle allein auf uns zu nehmen? Doch ihr sollet zufrieden gestellt werden." Mit diesen Worten verließ er das Haus und begab sich in einen nahen Garten, wo er die Nacht zubrachte.

Die Soldaten, immer in Bewegung, suchten ihn auch hier auf; ja sie gingen sogar zweimal an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken. Am folgenden Tage aber beschloß der muthige Prälat, sich nicht länger verborgen zu halten; er ließ sich im Dorfe sehen, und ward alsbald gefangen genommen und gefesselt. Dies geschah am 30. Juni. Als aber P. Royo erfuhr, der Herr Bischof habe sich selbst ausgeliefert, folgte er seinem Beispiele.

Nach diesem Ergebnisse schritten die Richter sogleich zu einem allgemeinen Verhör; und ließen alle Gefangenen vor ihrem Richterstuhle erscheinen. Die Erste, welche befragt ward, war eine Christin, Namens Theresia. Wer hat dir den Rath gegeben, war die Frage, die Jungfräulichkeit zu bewahren? Sie sprach: Ich selbst habe mich also berathen. — Sage wenigstens, fragte man ferner, wie viele sind eurer, die ihr den Europäern zu ihren Lastern dienet? — die schändlichen Gedanken, die ihr von ihrem Wandel heget, antwortete die Jungfrau, zeigen klar, daß ihr sie nicht kennet. Ich verabscheue die Gräuel, deren ihr uns beschuldiget. — Auf diese Antwort ließ der Kriegsofficier Theresia foltern. Hierauf wurden ihre Gefährtinnen befragt; welche alle wie aus Einem Munde antworteten, Niemand halte sie ab, den Ehestand zu wählen, sie zögen aber den jungfräulichen Stand aus Achtung vor, welche Theresia ihnen eingeflößt habe. — Ja, antwortete Theresia, ich bins; ich habe diesen Rath ihnen gegeben; und ist dies ein Verbrechen, so gebühret die Strafe dafür mir allein; lasset also alle übrigen frei.

Und nun wendete sich der Gouverneur gegen P. Alcober, und fragte ihn, warum er nach China gekommen sei. — Ich kam, antwortete dieser Vater, in der Absicht, die christliche Religion zu verkündigen; und hierauf erklärte er die Gebote Gottes. — Der Kriegsofficier Fan stellte den gefangenen Christinnen Fragen, welche die Schamhaftigkeit anzuführen verbietet. Der Missionär aber sprach zu ihm,

6 *

solche, eines Satansdieners würdige Fragen seien keiner Antwort würdig. Hernach redete der Kriegs-officier den Herrn Bischof an und fragte ihn, wie lange er bereits im Reiche sei. Der Prälat antwortete, er sei unter der Regierung Cang-hi's gekommen, das heilige Gesetz und die einzig wahre Religion zu lehren. Hierauf erklärte er die vorzüglichsten Punkte derselben mit so großer Beredsamkeit und Salbung, daß alle Anwesende gerührt wurden; und mit einem Eifer und einer Eindringlichkeit, die ihm zuletzt die Stimme raubte. Als P. Royo befragt wurde, antwortete er, er sei bereits dreißig Jahre im Reiche, die nämliche Religion zu predigen. Die Väter Serrano und Diaz wurden um nichts befragt.

Am 10. Juni wurden alle Missionäre und die hochsinnige Theresia von Fu-ngan nach Fu-tscheu-fu, der Hauptstadt der Provinz, abgeführt, die sieben und zwanzig Stunden weit davon entfernt liegt. Sie waren mit Ketten beladen, die ihnen Hände und Füße fesselten, und wurden in diesem Zustand auf Karren fortgeführt. Es folgten ihnen Christen in großer Anzahl nach, die um ihr Loos sie beneideten, und sie ermahnten, die Ehre der heiligen Religion zu verfechten. Auch liefen von verschiedenen Orten her andere Christen herbei, um bei ihrer Vorüberreise Erfrischungen ihnen anzubieten. Es kamen aber von verschiedenen Seiten Heiden in Menge, welche die Neuheit dieses Schauspiels herbeizog. Die Einen überhäuften die Bekenner Jesu Christi mit

Schmach- und Schimpfreden; nannten sie Zauberer, Unzüchtige, verruchte Bösewichte, Teufelskinder, und stießen alle andern Namen aus, die ihre Bosheit ihnen eingab. Einige Andere dagegen bezeigten sich mitleidig, wiesen die Ersten zurecht und sprachen: Man darf sie nur ansehen, um von ihrer Unschuld sich zu überzeugen; Menschen, die solcher Laster schuldig sind, wie man diesen andichtet, können unmöglich so ehrwürdig aussehen. Endlich langten sie nach mancherlei Mühsalen aber wohl getröstet im Innern, zu Fu-tscheu-fu an.

VII.

Fortsetzung der gerichtlichen Verhandlungen und Berurtheilung der Missionäre und der Gläubigen.

Ungeduldig, die Gefangenen zu verhören, ließ, als sie kaum angekommen waren, der Vicekönig sie vor seinem Richterstuhle erscheinen. Es war dies Abends zwischen sechs und sieben Uhr; er hielt sie aber bis Mitternacht zurück, und wiederholte ungefähr die nämlichen Fragen, die man bereits zu Fu-ngan an sie gestellt hatte. In Einem der Verhöre fragte er den Herrn Bischof, auf wessen Befehl er nach China gekommen sei; und ob er die Chinesen durch Geld anlocke, Christen zu werden. Der Prälat antwortete, das Oberhaupt der Christenheit habe ihn gesandt, die christliche Religion zu verkündigen. „Ich bin aber, sprach er, weit entfernt, die Chinesen durch Geld dahin zu bewegen, daß sie dieselbe annehmen;

Man sendet mir jedes Jahr nur so viel aus Europa, als für meinen Unterhalt nothwendig ist; und nichts darüber. Meine Art und Weise Diejenigen anzuziehen, welche Christen zu werden verlangen, besteht darin, daß ich die Vortrefflichkeit der Religion entfalte, die ich ihnen verkündige. Dies aber thue ich einfach und ohne List; ich betrüge Niemand; ich taufe nur Jene, die selbst es wollen; ja sie müssen sogar inständig darum bitten; was auch Diejenigen nicht unterlassen können, welche unsre Religion kennen."

„China, fuhr er fort, besteht nun zwar starrsinnig darauf, diese Religion zu verwerfen, weil es dieselbe nicht kennt; sein Widerstand jedoch ist vergeblich; denn es wird der Tag erscheinen, wo es sie annehmen muß. Die dieser heiligen Religion gemäß leben, werden nach ihrem Tode einer ewigen Glückseligkeit genießen, die aber starrsinnig sich weigern, ihrem göttlichen Gesetze sich zu unterwerfen, werden unfehlbar in einen Abgrund ewigen Feuers und in Qualen versinken, die so wenig ein Ende nehmen als die Belohnungen der Gerechten. Uebrigens vermögen es weder die ehrenvollsten weltlichen Stellen noch die höchsten menschlichen Würden vor dieser Hölle zu schützen. Ja Sie selbst, gnädiger Herr, haben, ungeachtet Ihres ganzen Ansehens, und der Gewalt, welche die Stelle Ihnen verleiht, die Sie so hoch über die meisten übrigen Menschen erhebt, dies äußerste Unglück zu befürchten, womit alle bedroht sind; und Sie können demselben nur dadurch

entkommen, daß Sie die Wahrheit dieser heiligen Religion erkennen und befolgen."

Diese, des Eifers eines Apostels so würdige Rede ward unverzüglich mit fünf und zwanzig Backenstreichen vergolten, die der Vicekönig dem heiligen Prälaten unbarmherzig versetzen ließ; worauf er befahl, man sollte die Bekenner Jesu Christi in drei Banden abtheilen und sie in die Gefängnisse der Stadt abführen; was noch in derselben Nacht geschah.

Zwei Tage hernach langten neun andere Christen und fünf Christinnen zu Fu-ngan an; am dreißigsten Juli aber wurden alle Gefesselten vor ein Gericht geführt, das aus Mandarinen kleinerer Städte zusammengesetzt war. Man fragte die Gefangenen warum sie der christlichen Religion anhingen; sie antworteten einstimmig, sie hätten dieselbe angenommen, weil sie solche als wahr erkannt hätten, und eben darum wollten sie auch dabei beharren. Nur Einer erklärte, er entsage derselben; und betheuerte, er sei bisher nur darum ein Christ gewesen, um seinen Aeltern zu gehorchen, die, weil sie selbst dieser Religion angehörten, auch ihn darin erzogen hätten. Diese Rede nahm Einer der Richter mißfällig auf, und antwortete diesem Abtrünnigen in bittern Worten, er zeige ein sehr schlechtes Herz; da er die Beispiele und Lehren seiner Aeltern verlassen wolle.

Mehr als Einmal drückten die Richter ihr Mitleid gegen die Christinnen aus, als sie ihre Hände von der Folter so sehr zerquetscht sahen. Sie wendeten

sich zumal an die Jüngste, welche zweimal war gefoltert worden und fragten sie, wer sie so grausam mißhandelt habe. Sie sprach, auf Befehl des Kriegsofficiers Fan haben wir alle die Folter erlitten. Warum, fragten die Richter ferner, traget ihr auf euerm Haupte keinen Schmuck, keine Blumen, Perlen oder Edelsteine? Dies Alles, antwortete sie, ist bare Eitelkeit. Unsre heilige Religion lehrt uns die vergängliche Herrlichkeit und die falschen Freuden dieses Lebens verachten, welche mit der Seligkeit des Himmels sich nicht vergleichen lassen, die wir verdienen wollen.

Der Kriegsofficier Fan hatte in seinem Berichte an den Vicekönig die Missionäre der Unzucht und der Zauberei beschuldigt. Der einzige Grund, worauf er eine so gräuliche Verleumdung stützte, waren einige Arzeneien, die unter ihren Habseligkeiten sich fanden; zumal aber eine Kiste mit Gebeinen, die P. Alcober einem Christen in Verwahrung gegeben hatte. Der Verleumder behauptete erstens, die Missionäre tödteten kleine Kinder, und bereiteten aus ihrem Gehirn einen Stoff, der die Eigenschaft habe, die Personen des Frauengeschlechtes zur Einwilligung in die schändlichsten Leidenschaften zu reizen; zweitens, eben die europäischen Arzeneien wirkten dahin, die Folgen derselben zu verhindern. Ueber diese beiden Beschuldigungen befragt, antworteten die Missionäre, beide seien falsch; und die erste sei überdies albern. — Aber, sprachen die Richter, was hat es denn für ein Bewandtniß mit dieser Kiste

voll der Gebeine? Was thut ihr damit, wenn ihr keine Zauberei damit treibet? Es sind dies, sprachen die Missionäre, kostbare Ueberreste Eines unserer Vorgänger, eines Mannes von außerordentlicher Tugend, der unter der vorigen Dynastie von einer Räuberbande getödtet ward. Wir hätten gewünscht, solche nach Europa, in das Königreich absenden zu können, das sein und unser Vaterland ist; doch fanden wir noch keine günstige Gelegenheit dazu.

In Folge dieser Aussage wollten die Richter die Kiste untersuchen. Sie begaben sich daher außerhalb der Stadt, wo solche von Soldaten bewacht wurde, und nahmen in dieser Absicht Geschworne mit, deren Amt es war die Leichen zu besichtigen; doch fanden sie die Gebeine beinahe gänzlich in Asche zerfallen. Fan, der dabei zugegen war, hob diesen Umstand als ein Anzeichen hervor, diese Gebeine seien von kleinen Kindern. Die Geschwornen hingegen sagten, man könne nichts anderes schließen, als daß solche von einer Person seien, die wenigstens schon seit einem Jahrhunderte gestorben wäre.

Die Richter wußten nicht, welche Entscheidung sie geben sollten, als man nach einer langen Untersuchung endlich ein Stückchen eines Wirbelbeines fand, das noch ganz genug war, um gemessen werden zu können. Seine Höhe betrug fünf und eine halbe chinesische Linie; ein offenbarer Beweis, daß dies die Gebeine einer großen Person waren. Dies ließ sich nicht in Abrede stellen. Da jedoch der Kriegsofficier Fan mit aller Gewalt behaupten wollte, es

seien Gebeine von Kindern, machten die Richter ihm bittere Vorwürfe, und beschuldigten ihn der Bosheit und Unwissenheit. Halten wir uns, fügten sie bei, an die gerichtlichen Bücher, welche das Maß der Gebeine des menschlichen Körpers angeben und die Art und Weise vorschreiben, wie man bei solchen Untersuchungen zu Werke gehen soll; sonst fehlen wir gegen die Gesetze, und machen uns eines Vergehens schuldig, das der Himmel an unsern Nachkommen bestrafen wird. Machen sie ihren Bericht, wie Sie wollen, das ist ihre Sache; wir aber wollen, und sollten wir sogar unser Amt verlieren, nach Recht und Billigkeit richten.

Hierauf erklärten sie, es sei Zeit, die Untersuchungsurkunde aufzusetzen und die Kiste wieder zu schließen; Jeder aber sollte sein Siegel beisetzen, um allen falschen Anschuldigungen zuvor zu kommen. Der Kriegsofficier aber verwahrte sich feierlich dagegen, und sagte, weder würde er unterschreiben noch siegeln. Die Richter jedoch zwangen ihn, beides zu thun, und überbrachten dann die Akte dem Criminalrichter der Provinz, der sowohl ihr Verfahren als ihr Urtheil gut hieß, in welchem sie die Missionäre für unschuldig erklärten.

Der Kriegsofficier Fan dagegen begab sich zu dem Vicekönige, und verklagte die Richter, sie hätten sich bestechen lassen. Es seien, sprach er, Christen mit ungeheuern Summen Geldes von Fu-ngan gekommen, und hätten solche mit vollen Händen an die Gerichtsstellen ausgespendet; und Soldaten,

Schreiber und überhaupt alle Gerichtsbeamten seien bestochen. Auf diese Beschuldigung hin, ob sie auch durchaus unerwiesen war, erklärte der Vicekönig alles gerichtliche Verfahren für ungültig, berief statt der vorigen, andere Mandarinen, und ließ auch aus benachbarten Städten andere Christen kommen; insbesondere aber die Christin, die der Kriegsofficier Fan belohnt hatte, weil sie den Glauben verläugnet und die Wohnungen der Missionäre angezeigt hatte. Diese Christin jedoch bereute längst ihren Abfall; und sie widerrief solchen bei dieser Gelegenheit, und beschuldigte den Kriegsofficier, er habe sie vorher heimlich dazu beredet, und durch seine arglistigen Ränke dahin gebracht.

Es ließ auch der Vicekönig Heiden ins Gefängniß werfen, die seit Kurzem von Fu-ngan gekommen waren, und eben so auch den Gastwirth, der sie beherbergt hatte. Zu gleicher Zeit ließ er Kaufleute anhalten, die jedes Jahr den Missionären ihr Jahrgeld von Canton nach Fo-kien brachten, so wie auch Christen, die von Fu-ngan gekommen waren, die Gefangenen zu unterstützen; und die überwiesen wurden, daß sie den Soldaten Geld gegeben hatten, den Bekennern des Glaubens einige Linderung zu verschaffen. Ja die Soldaten selbst wurden ihres Dienstes entsetzt und auf zwei Monate zur Kanke verurtheilt. Alles ging nach dem Willen Fan's; die Christen und sogar die Heiden wurden je nach seiner Laune mißhandelt. Er verurtheilte die Einen zur Kanke, die Andern zur Bastonnade, oder aber er ließ sie in

Fesseln schlagen und also in ihre Heimath abführen. Dann befahl er sechs Christen, ein Götzenbild anzubeten; fünf aus ihnen, die dessen standhaft sich weigerten, bekamen auf seinen Befehl, jeder vierzig Stockstreiche; der sechste jedoch beging die feige Gottlosigkeit, ihm zu gehorchen.

Sobald nun die neuen Richter angekommen waren, fingen die Verhöre von Vorne an; und sie wiederholten dieselben unzählige Male in der Hoffnung, irgend einen Beweis der Rebellion, der Unzucht oder der Zauberei zu finden. Zuerst wurde P. Diaz, dann Theresia gefoltert, ohne daß man irgend ein Geständniß erhalten konnte, worauf man ein Verdammungsurtheil hätte gründen können. Man sah die Missionäre täglich mit geschwollenem und von Backenstreichen zerschundenem Angesichte von dem Verhör in das Gefängniß zurückkehren. Die Wange des P. Serrano war ohne Haut, und sein Angesicht ganz blutig. Der Herr Bischof bekam in Ganzen achtzig Backenstreiche; ohne daß man die mindeste Schonung für sein hohes Alter hatte. Außer den Backenstreichen erlitten die Väter Alcober und Royo einmal die Bastonnade; P. Diaz erlitt dieselbe zweimal, und Einmal die Folter an den Füßen.

Unterdessen drängte der Vicekönig die Richter, ein Verdammungsurtheil zu fällen, und fing an, ihre Zögerung eine geflissentliche Langsamkeit zu nennen. Die Richter waren in Verzweiflung, daß sie keinen Grund zu einer Verurtheilung finden konnten, die ihm wäre genehm gewesen. Endlich beschlossen sie,

ihr gerichtliches Verfahren noch einmal zu wiederholen; und verurtheilten diesmal in Folge desselben die Missionäre, und einige Christen zur Verbannung, andere Christen und Christinnen aber zu geringern Strafen.

Die Verlegenheit dieser Richter bestand nicht in der Vereinbarung des natürlichen Rechtes mit dem Verdammungsurtheile, das man von ihnen forderte; denn alle waren entschlossen, die Gerechtigkeit der Gunst des Vicekönigs oder doch der Furcht vor seiner Rache aufzuopfern; sondern sie bestand in der Schwierigkeit, in dem Urtheil eine Form zu finden, wo die Gesetze damit übereinstimmten und die Strenge rechtfertigten, in welcher sie ein Todesurtheil fällten. Sie drehten und wendeten daher die Sache auf verschiedene Weise, ein solches Urtheil zu begründen, und verfaßten dasselbe Anfangs November (1746) im Namen des Vicekönigs, der solches an den Kaiser einsandte.

In diesem sehr langen Urtheile, dem der Bericht der verschiedenen Verhöre vorangieng, stützten sie sich vorzüglich darauf, daß die Missionäre trotz des strengsten Verbotes Seiner Majestät und der wiederholten Edikte der höchsten Gerichtshöfe neuerdings von Macao in die Provinzen sich eingeschlichen, ihre verderblichen Lehren zu verbreiten. Sie hätten Männer und Weiber zu vielen Tausenden verführt, deren Stirn sie mit Oele salbten, und welchen sie ein gewisses Brot zu essen gäben. Alle, die ihre Religion angenommen, verpflichteten sie, die Tafeln ihrer Vor-

ältern zu verbrennen und lösten alle Unterordnung gegen Vorgesetzte und Aeltern auf. Dies und Anderes aber thäten sie mit einen solchen Starrsinn, daß der Tod selbst nicht im Stande sei, sie davon abzubringen. In ihren Versammlungen würde vieles Geld ausgetheilt; wodurch viele Leute aus dem Volke angezogen würden. Die Töchter, welche diese Religion annähmen, verheirateten sich niemals und hießen verlobte Jungfrauen.

Diese Wuth habe so sehr um sich gegriffen, daß bereits alle Ortschaften voll der Christen seien; und daß nicht nur das Volk, sondern auch Gelehrte, ja sogar Kriegesleute und Gerichtsbeamte diesen Europäern anhingen. Als man die Gefangenen von Fungan abgeführt, seien viele Tausende ihnen entgegen gekommen, und hätten es sich zur Ehre gehalten, sie zu begleiten; ja sie hätten ihre Karren berührt, den lebendigsten Schmerz durch ihre Thränen kund gegeben; Weiber und Mädchen seien vor ihnen auf die Knie gefallen; alle hätten ihre Kleider berühren wollen, und so laut geschrien, daß die nahen Gebirge von dem Wiederhall ertönt hätten. Ein Gelehrter zweiten Ranges, Namens Tsching-fin, sei dieser tollen Menge vorangegangen, und habe die Gefangenen durch den Zuruf ermahnt: Ihr leidet Gotteswegen, der Tod selbst soll es nicht vermögen, euch zu erschüttern! Es habe auch diese Ermahnung so tief auf diese Gemüther eingewirkt, daß trotz der Strenge der Verhöre und der schrecklichsten Drohungen, selbst vor dem ver-

sammelten Gerichte alle einmüthig geantwortet hätten: **Wir sind fest entschlossen; und niemals werden wir von unsrer Religion abweichen!**

Endlich sprachen sie, die Europäer geben jedem Chinesen, der ihre Religion annimmt, einen fremden Namen; und verfassen jedes Jahr genaue Verzeichnisse derselben, die sie in ihre Königreiche absenden, damit sie in die Liste ihrer Unterthanen eingeschrieben werden. Wer könne bei solchen Zügen den Geist des Aufruhrs verkennen; der um so verderblicher, als verborgener sei? Da nun diese so verbrecherischen Anschläge an den Tag gekommen, dürfe man keine Nachsicht mit den Urhebern derselben haben; und allen Unglücksfällen, die unfehlbar daraus entstehen würden, die Wurzel abzuschneiden, verurtheilten sie, den Gesetzen des Landes gemäß, den besagten **Petolo** (den Herrn Bischof) zur Enthauptung, ohne die gewöhnliche Zeit der Todesstrafen abzuwarten, die vier andern Europäer hingegen zwar ebenfalls zur Enthauptung, jedoch zur gewöhnlichen Zeit; den Christen **Ko-hoei-gin** endlich, der dem **Petolo** Unterkunft und Herberge gegeben, zur Erdroßlung um die nämliche Zeit. Einige Christen sollten blos im Angesichte gebrandmarkt, andere zu einer bestimmten Anzahl Stockstreiche, je nach dem Vergehen jedes Einzelnen verurtheilt werden; doch sollte es diesen Letztern frei stehen, von den Stockstreichen sich loszukaufen.

Dies also war das Urtheil, das der Vicekönig von Fo-kien nach Hof sandte, und dem er eine Menge Denkschriften und Entwürfe vorangesandt hatte, die christliche Religion in ganz China auszurotten. Gab er bei dieser Sache nur seinem Privathasse gegen das Christenthum Gehör, dann mußten seine Vorstellungen fürwahr dringend seyn, den sonst so friedfertigen Kaiser dahin zu vermögen, daß er die Verfolgung im ganzen Reiche verbreitete. War er aber, was weit wahrscheinlicher ist, hierin mehr nur das Werkzeug des ersten Ministers Ne-kong, dann darf man sich nicht wundern, daß er es dahin brachte, die Verfolgung allenthalben zu verbreiten; da dieser Mann das unbedingte Vertrauen des Kaisers besaß. Wie immer jedoch dies sich verhalte, so viel ist gewiß, daß unmittelbar nach dem Eintreffen dieses Urtheils der Kaiser an die Tsong-tu's oder Statthalter zweier Provinzen und an die Vicekönige Einer Provinz geheime Befehle sandte, eilig die triftigsten Vorkehrungen zu treffen, um die Europäer oder Andere aufzufinden, die etwa noch in ihren Provinzen sich verborgen hielten, und die Religion des Herrn des Himmels lehrten; und alle untergeordneten Mandarinen ihres Amtes zu entsetzen, die sich nachlässig erzeigten, selbst die zweckmäßigen Nachforschungen zu thun, um es dahin zu bringen, daß diese, — wie sie solche nannten, — verderbliche Sekte ausgerottet würde. In Folge dieser Befehle ward in allen Provinzen Alles in Bewegung gesetzt.

VIII.

Die Verfolgung wird verschärft. Flucht vieler Missionäre. Bestätigung des Todesurtheils durch den Kaiser.

Die Befehle des Kaisers wurden mehr oder minder getreu vollzogen, je nachdem die Statthalter und Vicekönige solche ihren Untergebenen mehr oder minder deutlich erklärten. An sehr vielen Orten jedoch verurtheilte man Christen zum Gefängnisse, zur Folter und zur Bastonnade; an andern wurden die Häuser der Christen geplündert, und die Götzendiener ließen ihre Wuth an Allem aus was zur Religion gehörte; heilige Bilder, Kreuze, Rosenkränze, Kerzen, Kirchengeräthe, ja sogar chinesische Bücher religiösen Inhalts, die bisher verschont geblieben waren, wurden ein Raub der Flammen. Die Herzen der Gläubigen bluteten bei diesem Anblick; denn nicht überall gelang es ihnen, diese Zeichen ihrer zarten Frömmigkeit den Augen der erbosten Heiden zu entziehen; ja sie selbst auch waren beinahe allenthalben ihren Beleidigungen persönlich ausgesetzt.

Es fanden sich unter Jenen, die vor die Richterstühle gezerrt wurden, in allen christlichen Gemeinden solche, die in ihrem Glauben sich fest und unerschütterlich zeigten; ja selbst unter Denjenigen, die erst vor Kurzem die Taufe empfangen hatten, ehrten Manche die Religion Jesu Christi durch standhaftes Bekenntniß in den Qualen. Einige Christen sogar, in der Provinz Quan-tong, die man nicht aufgesucht

hatte, begaben sich, mit dem Crucifix in der Hand, selbst zu dem Mandarin, und redeten ihn also an: „Erkennet, Herr, bei diesem Zeichen, daß wir Brüder Derjenigen sind, die ihr foltert, schlaget und in Gefängnisse werfet; wir sind eben so strafbar als sie, und der nämlichen Mißhandlungen würdig." — Man muß die Furcht der Chinesen vor ihren Mandarinen kennen, um die Heldenmüthigkeit einer solchen That zu begreifen. Es gerieth aber dieser Mandarin über dies Bekenntniß in so wüthenden Zorn, daß er Einem aus ihnen das Crucifix entriß, und ihm einige Backenstreiche damit versetzte.

Es zeigten jedoch bei weitem nicht alle chinesischen Christen einen solchen Eifer für ihre heilige Religion; denn mit tief betrübtem Herzen erfuhren die Väter zu Peking, daß an verschiedenen Orten Viele den Glauben schändlich verläugneten; ja daß in manchen Gemeinden die Meisten die Abtrünnigkeitsakte unterzeichneten, welche die Mandarinen des Ortes ihnen vorlegten. Einige der noch wenigen übrigen flüchtigen Missionäre berichteten ihnen in Bitterkeit ihres Herzens den Abfall eines großen Theiles ihrer Heerden; ja zuweilen sogar ausgezeichneter Christen, auf deren Frömmigkeit und Eifer sie am meisten gerechnet hatten. Kaum konnten diese apostolischen Glaubensboten noch eine Zufluchtstätte finden; denn Niemand wollte der Gefahr sich aussetzen, sie aufzunehmen; ja manche Christen, die bereit waren, den Glauben zu bekennen, wagten es nicht, die Ihrigen dieser Gefahr preiszugeben, um nicht ihre Freiheit

und ihr Vermögen zu verlieren. Daher auch irrten manche Missionäre, die überall abgewiesen wurden, in Wäldern und Wildnissen umher; verbargen sich in Höhlen, oder begaben sich auf Barken; einigen aber gelang es nach Macao sich zu flüchten, den Ausgang dieses Sturmes daselbst abzuwarten; doch wurden von diesen letztern zwei bis drei von den Mandarinen aufgegriffen, und schrecklich mißhandelt. Zu diesen letztern gehörte P. Beut, ein sehr heiliger Priester, der an den Folgen dieser Mißhandlungen starb als er kaum zu Macao angekommen war.

Einige Bischöfe und Missionspriester kamen auch durch ganz besondern Schutz der göttlichen Vorsehung nach Peking, und erzählten den Vätern die Vorgänge, von denen so eben die Rede war. In einer Ortschaft, wo zwei Missionäre des Dominicaner-Ordens sich aufhielten, kam ein Mandarin, dem sie verrathen wurden, bei Nacht mit einer Schaarwache an. Beide Väter unterredeten sich eben über den betrübten Zustand der Mission, als dieser Mandarin ihnen sich näherte, beim Scheine der Fackel als Europäer sie erkannte uud sogleich befahl, beide zu ergreifen. Sie ergriffen jedoch nur den Einen, Namens P. Matsioni; der Andere dagegen P. Tschifoni genannt, ergriff in aller Eile die Flucht und entkam glücklich ihren Nachstellungen.

Da es jedoch tiefe Nacht war, und er nicht wußte wohin er fliehen sollte, begab er sich in einen abgelegenen Winkel, den Tag abzuwarten, und indessen ein wenig zu ruhen. Es ward jedoch diese

7 *

Ruhe bald gestört, denn eine Rotte Soldaten bemerkte den Vater und näherte sich, ihn aufmerksam zu betrachten. Er aber stellte sich, als ob er schliefe und verbarg sein Angesicht so gut als möglich. Nun durchsuchten sie seine Taschen; und fanden darin einen Rosenkranz; weil aber Keiner aus ihnen wußte was dies war, fragten sie ihn. Allein der Vater, der sich fürchtete, sein Accent würde ihn verrathen, antwortete nur durch Stöhnen unter Windungen gleich einem Kranken, der heftige Schmerzen leidet. Einer der Soldaten indessen bildete sich ein, der Rosenkranz sei ein Merkmahl, daß er der Sekte Pe-lien-kiao angehöre. Nein, sprach hierauf ein Anderer, es ist gewiß ein Christ; denn ich erinnere mich, bei den Christen ähnliche Dinge gesehen zu haben. — Der Arme muß an einer sehr heftigen Kolik leiden, sprach ein Dritter, wir sollten ihn zu einem Christen bringen, der hier in der Nähe wohnt. Wirklich hatten diese Leute die Gutmüthigkeit, den P. Dominikaner zu dem Christen zu bringen, dem sie sagten: „Siehe, da ist ein Mann deiner Religion, welcher leidet, sorge für ihn!"

Von allen Seiten liefen die betrübendsten Nachrichten über die Zerstörung der Kirchen, die Peinigung der Missionäre und der Gläubigen und die schweren Verfolgungen ganzer Gemeinden ein. Wir übergehen Vieles, um nicht durch die Wiederholung ähnlicher Fälle Ueberdruß zu erwecken. Die Verfolgung drang sogar in die hohen Gebirge Mu-panchan ein, wo in so weiter Entfernung von der übrigen

Welt, seit vielen Jahren einige sehr zahlreiche christliche Gemeinden blühten, die durch ihre Frömmigkeit und ihren Eifer ein lebendiges Bild der ersten Kirche waren. P. Neuvialle, der diese Kirche im Gebirge in den letzten Jahren regierte, hatte daselbst während dieser Zeit sechs tausend Personen getauft; und es war beinahe kein Heide mehr in der ganzen Umgegend. Nun spie aber die Hölle ihren ganzen Ingrimm wider diese blühende Mission aus. Foltern, Bastonnaden, Kerker, Alles ward aufgeboten, das Christenthum dort auszurotten. Der Missionär flüchtete sich eilig in die Wälder, mit Gefahr von Tigern zerrissen zu werden, die daselbst in großer Anzahl sind. Ja der Heftigkeit der Verfolgung sich zu entziehen, ließen auch viele Familien ihre Häuser und liegenden Gründe im Stiche und zogen in andere Provinzen fort.

Aber nicht nur vor den Verfolgern, sondern auch vor schlechten Christen mußten die Missionäre auf der Hut seyn. Einer dieser letztern, der bei einem Gerichtshofe der Provinz Quang-tong angestellt war, benützte die Verfolgung, Geld zu verdienen; er verfaßte eine falsche Gerichtsakte, und ließ den P. Miralta benachrichtigen, man sei im Begriff den Mandarinen zu Canton eine Anklage gegen ihn zu überreichen, des Inhalts, er habe (was allerdings also sich verhielt,) mehrere Missionäre in das Reich eingeführt. In dieser vorgeblichen Akte nannte er mehrere Gerichtsbeamte, die man durch Geld gewinnen müsse, damit sie diesen bösen Handel unter-

drückten; er selbst verhieß, er wolle seinen ganzen Einfluß anwenden und alle Kräfte für eine so gute Sache aufbieten; nur sollte der Vater ihm eine bestimmte Summe Geldes anvertrauen. Der Missionär war auch nahe daran mit ihm zu unterhandeln, als die göttliche Vorsehung den Bösewicht für seine gottlose Arglist bestrafte. Die Mandarinen nämlich, welche erfuhren, er habe eine falsche Gerichtsakte geschmiedet, ließen ihn zweimal foltern, zu dem Geständnisse seines Verbrechens ihn zu zwingen; und verurtheilten ihn hierauf zu vierzig Stockstreichen und zur Verbannung; wobei sie ihm sagten, er habe eigentlich die Todesstrafe verdient.

Am wenigsten litten die blühenden Christengemeinden in Kian-gnan von den Aengstigungen und Plackereien der Verfolgung; weil diese Gemeinden in so großer Anzahl waren, daß bei allen gerichtlichen Stellen Christen sich befanden, welche die Befehle, Nachforschungen anzustellen, entweder selbst unterdrückten, oder noch vor der Vollziehung derselben Nachricht davon gaben, damit die übrigen Christen solche durch Geld unterdrückten.

Selbst Macao, ob auch unter portugiesischer Herrschaft stehend, blieb nicht gänzlich frei von dem Sturm. Es ward daselbst ein Verbot an die chinesischen Inwohner erlassen, den Europäern zu dienen, und in die Kirchen zu gehen; ja man wollte sogar einen Befehl veröffentlichen, alle Chinesen sammt und sonders sollten sich in das Innere des Reiches begeben. Wären alle diese Befehle vollzogen worden, so

hätten die Inwohner der Stadt auf eine sehr geringe Anzahl sich beschränkt; allein Niemand achtete derselben, und die Mandarinen selbst, die solche hatten kund thun lassen, wagten es nicht, auf die Ausführung derselben zu dringen, da sie einen Aufstand, wo nicht gar Krieg befürchteten.

Es kam auch ein Befehl, eine Kirche zu schließen, worin die chinesischen Katechumenen getauft wurden; doch die Portugiesen weigerten sich dessen standhaft und bewiesen, daß sie selbst diese Kirche hätten erbauen lassen. Am Vorabend von Ostern jedoch erschien ein Mandarin von hohem Range mit zahlreichem Gefolge, diesen Befehl durchzusetzen. Er ward mit allen, seiner Würde gebührenden Ehren empfangen, und sogar von der Festung aus mit Kanonensalven begrüßt. Doch konnte er nichts ausrichten; wie sehr er auch darauf drang, daß die Kirche sollte geschlossen werden. Als er den Schlüssel derselben verlangte, antwortete der P. Loppez, Provinzial der Jesuiten, der solchen in Verwahrung hatte, eher würde er seinen Kopf als den Schlüssel herausgeben. Diese Festigkeit erschreckte den Mandarin; er beschränkte sich darauf, eine Schrift anheften zu lassen, worin verboten ward, von dieser Kirche Gebrauch zu machen, und entfernte sich dann sogleich, weil er ohne Zweifel fürchtete, das Volk wider sich aufzubringen.

Zu Peking selbst zwar ließ man die Väter in Ruhe, und gestattete ihnen, den Gottesdienst in ihren Kirchen abzuhalten, wo, selbst unter der Ver-

folgung, die Gläubigen wie gewöhnlich sich einfanden. Doch nicht also wars in den Umgebungen dieser Hauptstadt; wo die christlichen Gemeinden das Loos aller übrigen verfolgten Christen theilten. Ob aber auch diese Gläubigen als solche galten, die fest und unerschütterlich im Glauben waren, erfuhren dennoch die Väter zu ihrem größten Schmerz, daß nicht wenige bei dem Anblick der blutigen Drangsale, die ihrer harreten, vom Glauben abfielen; wiewohl weit größer die Anzahl Anderer war, welche Foltern, Kerker, Verlust ihrer Aemter mit wahrhaft heiligem Muthe ertrugen.

Trostlos über den so schweren Druck, unter welchem alle christlichen Bekenner seufzten; und außer Stande, ihren geliebten Kindern zu Hilfe zu kommen, die sie dem Herrn durch das Evangelium erzeugt hatten, versuchten die Väter das Einzige, das ihnen noch möglich war, und verfaßten ein Bittgesuch, in welchem sie abermahl vorstellten, die vom Kaiser Cang-hi öffentlich erlaubte und von den Gerichtshöfen so oft geprüfte und gebilligte Religion verdiene den Namen einer falschen Sekte nicht; und sie könnten nicht länger mit Ehren erscheinen, wenn man sie als Sektirer und Rebellen betrachtete. Dies Gesuch übergaben sie den Beschützern, die der Kaiser ihnen angewiesen hatte; diese falschen Männer aber, die so weit entfernt waren, sie zu beschützen, hielten das Gesuch zurück, bis der Kaiser nach der Tartarei abgereist war; von wo er erst nach zwei Monaten zurückkehren sollte. Kurz vor seiner Rückkehr befah-

len sie allen Missionären im Pallaste sich zu versammeln, wo dann auch sie selbst erschienen.

Der erste dieser Herrn, der Minister Re-kong, eröffnete die Sitzung mit einer flauen Lobrede, worin er die Aufmerksamkeit und vielfältige Güte des Kaisers gegen die Europäer übertrieb; und zeigte dann ziemlich klar, daß auf seinen Schutz nicht zu rechnen sei; denn, sprach er, wie dürfte man es je wagen, Seiner Majestät ein Gesuch vorzulegen, in welchem man bitte, die christliche Religion gutzuheißen? — Die Väter ließen ihn längere Zeit reden, seine Gesinnungen genauer zu erforschen. Endlich nahm P. Gaubil das Wort und sprach mit großer Würde über die christliche Religion.

Dieser Missionär wiederholte was einst P. Parrenin, (der so wie die Väter Bouvet, Kögler und andere hochverdiente Apostel China's, in die Freude seines Herrn eingegangen war), bei einer ähnlichen Gelegenheit mit glänzender Beredsamkeit gesprochen hatte, die Religion sei ein reines und heiliges Gesetz, das der große Kaiser Cang-hi nicht leichthin, sondern nach strengen Prüfungen und nach Gutheißung der höchsten Gerichtshöfe bestätigt und allgemein erlaubt habe. Seit jener Zeit aber habe diese Religion sich nicht geändert; sie werde durch die nämlichen Prediger verkündiget. Worin also liege der Grund, daß sie, die damals in Ehren war, nun nicht mehr sollte geehrt werden? zumal da man im Reiche die Religion der Mahomedaner, der Lama's und andere Sekten dulde? Die Missionäre dienten dem Kai-

fer einzig, um seinen Schutz für das heilige Gesetz zu verdienen; und ohne die Hoffnung dasselbe zu predigen, wäre es ihnen nicht einmal erlaubt, in China zu bleiben.

Der Minister Ne-kong fand nicht für gut, auf die Rede des P. Gaubil zu antworten; sondern er fing abermal an, von der Güte des Kaisers gegen die Europäer zu sprechen; und fügte bei, wenn er mit Wohlthaten sie überströme, geschehe dies nicht darum, weil er ihrer Mathematik, ihrer Gemälde und Uhrwerke bedürfe; sondern es ginge dies aus der angeborenen Großmuth seines Herzens hervor, welche die ganze Erde umfange. Mehrere der Missionäre jedoch bestärkten durch Zusätze die Gründe, die P. Gaubil vorgebracht hatte. Endlich wollte der zweite sogenannte Beschützer den Minister auf die Hauptsache zurück führen; dieser aber gebot ihm durch einen drohenden Wink zu schweigen, und beschloß die Conferenz damit, daß er den Europäern zu allerlei guten Diensten sich erbot.

Da die Väter sahen, daß sie nichts ausrichteten, beschlossen sie abermal durch die Vermittlung des Bruders Costiglione an den Kaiser sich zu wenden. Es war dies zwar nicht ohne Gefahr, denn sie setzten dadurch sich der Rache der Großen aus, wie dies schon früher einmal geschehen war, als sie diesen Weg eingeschlagen hatten; allein es blieb ihnen nichts anderes übrig. Indessen gaben sie ihm keine Schrift mit; sondern empfahlen ihm nur, die Huld Seiner Majestät für die christliche Religion anzufle-

hen, die zu schwer unterdrückt war, als daß sie hätten schweigen können.

Es dauerte auch nicht lange, so erbot sich dem Bruder eine Gelegenheit, den Kaiser zu sprechen. Er hatte nämlich zwei Stücke Seide von der Freigebigkeit dieses Fürsten empfangen, und war daher der Sitte gemäß verpflichtet, seine Danksagung darzubringen sobald er das erste Mal vor ihm erschiene. Dies aber geschah früher als er es vermuthete. Denn schon am folgenden Tage ließ der Kaiser ihn berufen, die Zeichnung zu einem neuen Gemälde ihm zu geben. Bei seinem Anblick fiel der Bruder auf die Knie, sprach seine Danksagung aus, und fügte dann seufzend bei: Ich beschwöre Eure Majestät, unsrer unterdrückten Religion sich zu erbarmen! Auf diese Bitte entfärbte sich der Kaiser. Da er aber nicht darauf antwortete, erachtete der Bruder, der Kaiser habe ihn nicht verstanden, und wiederholte seine Bitte. Der Kaiser jedoch erhob nun die Stimme und sprach: „Ihr seid Fremde, und verstehet nichts von unsern Gebräuchen und Verhältnissen. Ich habe zwei Große meines Hofes ernannt, in diesen Zeitumständen Sorge für euch zu tragen.“

Nicht lange hierauf hatte der nämliche Bruder eine zweite Unterredung mit der Kaiser, die etwas länger dauerte. Der Monarch kam wie gewöhnlich in den Saal, wo Bruder Costiglione malte und erkundigte sich um P. Chalier, der sehr schwer krank lag. Der Bruder antwortete, man habe wenig Hoffnung für sein Aufkommen. Habet ihr denn, fragte

der Kaiser, nicht einige europäische Aerzte hier? Wir haben gegenwärtig keinen, antwortete der Bruder; aber wir haben zwei geschickte Wundärzte. — Es ist leichter, gab der Kaiser zurück, in der Wundarzeneikunst geschickt zu werden, weil sie nur mit äußerlichen Uebeln sich befaßt. Aber sag' mir, betet ihr Christen zu euerm Gott für den Kranken? — Allerdings, Eure Majestät, antwortete der Bruder; wir beten jedem Tag. — Wie kommt es denn, sprach der Kaiser, daß ihr nicht erhört werdet? — Unser Gott, erwiederte der Bruder, ist allmächtig, und kann unsre Bitte uns gewähren; doch ist es vielleicht besser, daß er sie uns nicht gewährt; immer aber beten wir seinen Willen an. — Sag' mir etwas anderes, fuhr der Kaiser fort, fürchten die Christen den Tod? — Diejenigen, die gut gelebt haben, antwortete der Bruder, fürchten ihn nicht; die aber böse gelebt haben, fürchten ihn gar sehr. — Aber, sprach der Kaiser, wie kann man wissen, ob man gut oder böse gelebt hat? — Dies weiß man, schloß der Bruder, durch das Zeugniß seines Gewissens.

Genau um dieselbe Zeit ward das Todesurtheil gegen die fünf Missionäre und Einen ihrer Katechisten, das in Fo-kien war ausgesprochen worden, zu Peking untersucht. Der Vicekönig von Fo-kien, der desselben als seines Werkes sich rühmte, begab sich selbst in die Hauptstadt, seine Sache zu verfechten. Die neue Würde eines Tsang-to oder Intendanten der Flüsse, zu welcher er war erhoben worden, war eine natürliche Veranlassung zu dieser Rei-

se; und man vermuthete, er habe diese Würde als Belohnung für seine Thätigkeit in der Christenverfolgung erhalten. War der Minister Ne-kong nicht selbst der Haupturheber dieser arglistigen Ränke, so zeigte er wenigstens, daß er nichts that, solchen entgegen zu wirken, oder die Religion in Schutz zu nehmen.

Der Kaiser, der bis dahin kaum etwas von einiger Wichtigkeit ohne diesen Großen seines Hofes gethan hatte, sandte auf seinen Rath dies Todesurtheil an den Gerichtshof der Verbrechen; wiewohl er leicht hätte antworten können, man sollte es bei den allgemeinen Anordnungen bewenden lassen, die Fremden, die man im Reiche ertappte, in ihre Länder zurückzusenden. Dies auch hatte man von der Mäßigung erwartet, welche die Kaiser selbst gegen ihre eigenen Unterthanen zu beobachten pflegen, und deren sie zumal gegen die Europäer zu beobachten sich rühmten. Ja man hoffte dies auch um so mehr, als die Unterredung, die wir so eben anführten, und einige andere dieser Art, so wie auch die Ehre, die er dem P. Chalier dadurch erzeigte, daß er seinen ersten Leibarzt ihm sandte, auf den Gedanken führten, er würde es nicht aufs äußerste kommen lassen. Nichts desto minder behandelte er diese Sache nach aller Strenge und bestätigte das Urtheil des Vicekönigs und des Gerichtshofes in allen Punkten. Sonach also ward der Herr Bischof Sanz zur alsbaldigen Enthauptung, die vier Missionäre zur Enthauptung im Herbste, der Laie Ko-hoei-gin

aber zur Erdroßlung in eben derselben Jahreszeit verurtheilt; welche Strafe in China für milder als die Enthauptung betrachtet wird.

IX.

Marter des Bischofs von Mauricastro, Petrus Sanz, und Umstände die seinen Tod begleiteten.

Als die Bestätigung dieses Todesurtheils in Fo-kien anlangte, ward Einer der Richter, die das erste Verhör vorgenommen hatten, ernannt der Hinrichtung vorzustehen; er jedoch erwehrte sich dessen und wollte keinen Antheil an einem Bluturtheile haben, das er eine große Ungerechtigkeit nannte. Diese Weigerung verschaffte einem chinesischen Priester Zeit, den Herrn Bischof und die übrigen Gefangenen von der Bestätigung des Todesurtheils zu benachrichtigen. Einige Christen ließen dem ehrwürdigen Prälaten ein schöneres Gewand als dasjenige war, das er im Kerker trug, für den Tag seines Triumphes verfertigen. Nachdem er dasselbe angelegt hatte, wiederholte er den Soldaten, die ihn bewachten, die Ermahnungen, die er ihnen oft gehalten hatte, umarmte die geliebten Gefährten seines Gefängnisses, und genoß einiger Erfrischungen mit ihnen. Bald hierauf ward er vor den Mandarin berufen, der sein Todesurtheil ihm ankündigen und seiner Hinrichtung vorstehen sollte. In dem Gerichtssaale angekommen, wiederholte er, er sterbe für die Vertheidigung der heiligen und einzig wahren Reli-

gion, und zwar mit dem festen Vertrauen, seine Seele werde noch an demselben Tage in den Aufenthalt der Seligen versetzt werden. Er fügte noch bei, er werde Gott bitten, China's sich zu erbarmen und dasselbe durch das Licht des Evangeliums erleuchten. „Ich werde, schloß er, im Himmel der Beschützer dieses Reiches werden!"

Nun ward im Gerichtssaale das Todesurtheil abgelesen; worauf man dem Prälaten die Hände auf den Rücken band, und auf seine Schultern eine Schrift anheftete, in welcher zu lesen war, er sei zur Enthauptung verurtheilt, weil er sich bemüht habe, das Volk durch eine böse Lehre zu verkehren. In diesem Stande ward er an die Richtstätte geführt; er betete aber auf dem ganzen Wege mit freudigem und von Liebe zu seinem Schöpfer entflammtem Angesichte. Hierüber verwunderten die Ungläubigen sich nicht wenig, und konnten an seinem Anblick sich nicht ersättigen. Die christlichen Frauen hatten mehrere Versammlungen unter sich veranstaltet, wo sie den Rosenkranz beteten und zwischen den Absätzen desselben fromme Betrachtungen über das Leiden des göttlichen Heilandes hielten. Man überließ sich heiligen Entzückungen der Andacht bei der Annäherung des glückseligen Augenblicks, wo China einen Märtyrer in der Person eines Bischofs erhalten sollte, der durch den feierlichsten Urtheilsspruch zum Tode verdammt war. Viele Christen von Fu-tschen und von Fu-ngan folgten dem Gewoge des Volks nach.

Als man an die Pforte gegen Mittag gekommen war, mußte man über eine hölzerne Brücke gehen, wo die Hinrichtungen zu geschehen pflegen. Hier nun erinnerte der Scharfrichter den Herrn Bischof, anzuhalten und sich niederzuknien; was er auch augenblicklich that; nur ersuchte er ihn um einen Augenblick Zeit, sein Gebet zu vollenden. Nach einigen Minuten wendete er sich dann freundlichen Angesichtes gegen ihn und sprach folgende Worte, die letzten in diesem Leben, zu ihm: „Freund, ich gehe in den Himmel; o wie sehr wünschte ich, daß auch du mit mir dahin gingest.“ Der Scharfrichter antwortete: Ich selbst wünschte es von ganzem Herzen! Und hierauf nahm er mit der linken Hand ihm ein kleines Käppchen ab und enthauptete ihn mit einem Schwertstreich am 26. Mai 1747 gegen fünf Uhr Abends.

Es gehört zu den abergläubigen Meinungen der Chinesen, die Seele eines Hingerichteten überfalle bei ihrer Ausfahrt aus ihrem Körper, die Ersten, die ihr in die Nähe kommen, lasse ihre Wuth an ihnen aus und belade sie mit Flüchen, zumal wenn sie zu ihrer Todesstrafe beigetragen; daher nehmen sie, wenn dem Verurtheilten das Haupt abgeschlagen wird, in größter Eile die Flucht. Hier jedoch hielt Niemand die Seele des ehrwürdigen Prälaten für übelthätig; vielmehr liefen nach seinem Tode Alle herbei, ihn näher anzusehen. Ein Heide, Namens Cing-eul-yven, den die Christen gedungen hatten, sein Blut mit Linnen und Asche in ein Gefäß aufzufassen, scheuchte das Volk zurück; und als er

seinen Auftrag so gut als möglich vollbracht hatte, wollte er seine mit Blut und Asche bedeckten Hände nicht waschen; sondern er trug solche, in die Höhe erhoben, bis in sein Haus, rieb damit das Haupt seiner Kinder ein und sprach: Das Blut des Gerechten segne euch!

Die Christen wuschen den Körper, hüllten ihn sehr ehrbar in mehrere Stücke Seide und legten ihn dann in einen Sarg, den sie hernach beerdigten. Als aber die Mandarinen erfahren hatten, es hielten sowohl beim Tage als bei der Nacht zwölf Personen abwechselnd Wache bei diesem Körper, ließen sie das steinerne Kreuz auf seinem Grabe zerschlagen, und befahlen, den Sarg an den Ort zu bringen, wo man die Leichen der Hingerichteten auszusetzen pflegt; bei welcher Gelegenheit sie auch zwei Christen einfingen und in Fesseln schlugen.

Der Götzendiener, der das Blut des ehrwürdigen Prälaten gesammelt hatte, war ein berüchtigter Straßenräuber, vor dem das Volk der ganzen Umgegend gewaltig sich fürchtete; dies auch war der Grund, warum man zu dieser Verrichtung ihn erwählte. Als er jedoch dies Werk vollendet hatte, betete er seine Götzen nicht ferner an; sondern er zerschlug sie; und er so wie sein ganzes Haus richteten von jener Zeit an ihr Gebet an den wahren Gott allein und an seinen heiligen Märtyrer. Er trug auch auf seinen Schultern den Stein nach Hause, auf welchem das Urtheil war vollzogen worden, und grub in denselben die Worte: Pe-lao-see-ten-tien-

che, Stein, auf welchem der ehrwürdige Meister Pe in den Himmel stieg. Als er späterhin erfuhr, alle, die seiner Lehre folgten, würden zur nämlichen Todesstrafe verurtheilt werden, sprach er, gleich als rechnete er sich bereits der Anzahl der Christen bei: „Um so besser, denn also gehen wir alle in den Himmel!"

Herr Su-Mathias, chinesischer Priester der auswärtigen Missionen, begab sich späterhin mit einigen Christen an den Ort, wo die Leichen der Hingerichteten hingebracht werden. Sie fanden daselbst den ehrwürdigen Körper in seinem Sarge noch ganz frisch; und sein Angesicht hatte noch seine frühere natürliche Farbe. Ja mehr noch; da sie an dem Handgelenke etwas Blut wahrnahmen, das durch die Reibung der Stricke ausgetreten war, und einige kleine Theilchen hinwegnehmen wollten, sahen sie, wie ein flüssiges und rothes Blut tropfenweise herabfloß. Kurze Zeit nach der Marter des apostolischen Bischofs brandmarkte man das Angesicht der vier Väter und ihres Katechisten mit zwei chinesischen Zeichen, welche die Todesart anzeigten, zu welcher sie verurtheilt waren.

Der chinesische Priester, Herr Su-Mathias besuchte diese Väter und den Katechisten, spendete ihnen die heiligen Sacramente, und wo immer er den Bekennern Jesu Christi beistehen konnte, bezeigte er, wie sehr er um ihre Glückseligkeit sie beneidete. Endlich erlangten auch diese vier Väter des Dominikaner-Ordens und ihr Katechist am 28. October die

glorreiche Marterpalme. Die noch übrigen Missionäre in China betrachteten diese blutige Verfolgung mit den Augen des Glaubens, und sahen darin mehr ein Morgenroth der göttlichen Erbarmungen über dies große Reich, als einen schrecklichen Schlag, der die Mission vernichtete; da die christliche Religion mitten unter Verfolgungen geboren ward, und den göttlichen Aussprüchen gemäß, durch Verfolgungen sich kräftigte, verbreitete und aufrecht erhielt.

X.

Märtyrertod der Väter Tristan von Artemis und Anton Joseph Henriquez. Strafen des Himmels über die Verfolger.

In keiner Provinz des chinesischen Kaiserreiches hatte die evangelische Aussaat reichlichere Früchte gebracht als in der Provinz Nanking; in welcher man im Anbeginn der Verfolgung allein sechzig tausend eifrige Christen zählte. Das Feuer dieser grausamen Verfolgung, das seine Verheerungen in allen Provinzen fortsetzte, brach zwar etwas später in dieser Provinz aus; dafür aber wüthete dasselbe auch um so stärker. Anfangs zwar nahm, trotz der Edikte des Kaisers, die Religion noch immer bedeutend zu, da die Missionäre sich still und verborgen hielten; als aber i. J. 1747 einige Mandarinen, wegen Nachlässigkeit in Auffsuchung der Europäer ihres Amtes entsetzt wurden, und man an verschiedenen Orten Christen einzog und folterte, den Aufenthalt

ihrer geistlichen Väter zu erfahren, erklärten die von Kia-king und von Hang-tscheu in den peinlichen Verhören, P. Anton Joseph Henriquez habe sie seit kurzer Zeit besucht. Ein Gelehrter zweiten Ranges dieser letzten Ortschaft, der zwar auch getauft, doch mehr dem Namen nach ein Christ, und ein Feind des besagten Missionärs war, weil er in einer ungerechten Sache gegen ihn sich erklärt hatte, zeigte dem Vicekönige Ngan-ning an, er halte sich zu Hang-tscheu auf.

Dieser Vicekönig, der erst seit kurzer Zeit in dieser Provinz regierte, war ein inniger Freund Tscheu-kio-kien's, frühern Vicekönigs von Fokien, des vorzüglichsten Urhebers der Verfolgung; der zum Lohn für seine gottlosen Grausamkeiten zum Intendanten der Flüsse war erhoben worden; und war ein eben so heftiger Christenfeind. Er hörte also den Ankläger mit großer Freude an, verhieß ihm eine große Belohnung, wofern er den Europäer einfinge, und gab in dieser Absicht ihm Leute mit. Um aber diesen Bubenstreich um so sicherer auszuführen, verstellten sich diese Knechte der Missethat; und der Ankläger, der sie begleitete, trug durch seine Gegenwart nicht wenig bei, den Betrug zu decken. Denn als sie in das Haus eines Christen eintraten, und nach einem gewissen Philipp Vang fragten, nahm eine christliche Sclavin, die diesen Gelehrten als einen Christen kannte, durch den Schein der geheuchelten Sittsamkeit seiner Begleiter getäuscht, keinen Anstand, das Haus ihnen anzuzei-

gen, worin er sich aufhielt. Sie fanden ihn auch in der That darin, nahmen ihn gefangen, und wurden dadurch auch des Vaters Tristan von Artemis habhaft, dessen Diener er war.

Dieser Missionär hatte so eben das heilige Meßopfer dargebracht, und war im Gebete der Danksagung begriffen, als die Trabanten unter großem Tumult eintraten, und ihn in Fesseln schlugen. Mit ihm zugleich ergriffen sie einen gewissen Joseph Tang; welcher chinesische Christ nicht minder großen Eifer bezeigte als jener Katechist, der mit den vier Märtyrern in Fokien, von welchen vorhin die Rede war, den Glauben mit seinem Blute besiegelt hatte.

Dieser glückliche Erfolg, den sie kaum gehofft hatten, ermuthigte die Verfolger; und trieb sie an, dem P. Henriquez um so gieriger nachzustellen; um den es ihnen ganz vorzüglich zu thun war, da er der Mission als Oberer vorstand. Dieser Vater erfuhr bald, daß man ihn aufsuchte; und er glaubte den Nachstellungen sich entziehen und seine Flucht sichern zu können; was ihm auch gelungen wäre, wenn er auf die Barke eines Heiden sich begeben hätte. Als er aber die Gefangennehmung des P. Artemis vernahm, vergaß er über die Nächstenliebe seine eigene Sicherheit, und verwendete die kostbare Zeit, die er auf seine Sicherheit hätte verwenden können, Vorkehrungen zu treffen, seinem Mitbruder die Strenge des Kerkers zu erleichtern. Erst nachdem er dieser seiner sinnreichen Liebe Genüge ge-

than hatte, zog er nach Kia-king sich zurück. Doch es war nun zu spät; man hatte bereits seine Spur entdeckt; die Verfolger verdoppelten ihre Bemühungen; und der Vater ward sammt seinem Gefährten entdeckt, gefesselt und nach Su-tscheu abgeführt. Dies geschah am 21. December des Jahres 1747.

Beide Väter wurden in dem nämlichen Gefängnisse vereint; und der Gouverneur der Stadt ließ alsbald ihre Sache untersuchen. Dieser Mandarin, der von keiner Leidenschaft eingenommen war, behandelte die Väter mit vieler Achtung, und sein Bericht lautete günstig für sie; der Vicekönig Ngan-ning jedoch, dem zu sehr daran lag, sie schuldig zu finden, als daß er sie hätte für unschuldig erkennen wollen, benahm sich auf umgekehrte Weise. Erst wollte er dem P. Artemis eine Karte der Missionen von Kian-gnan, die unter seinen Schriften sich fand, zum Verbrechen anrechnen, und solche für ein Merkmahl der Rebellion ausgeben; als aber dieser alberne Verdacht in sein Nichts sich auflöste, berief der Vicekönig ein neues Gericht von drei Mandarinen zusammen, die von dem Gouverneur bezeugte Unschuld der Angeklagten zu verurtheilen. Gleich bei den ersten Verhören erkannten die Väter, daß dies leidenschaftliche Richter waren, die der Unschuld keine Zufluchtstätte lassen, als das Zeugniß eines reinen Gewissens und die Geduld, um der Gerechtigkeit willen zu leiden.

Das erste Verhör begann am 14. Februar 1748. Bei diesem Verhör erschienen die beiden Väter, und überdies Joseph Tang, Philipp Vang und einige andere Christen. Die Hauptfragen waren: 1) woher die Missionäre ihren Unterhalt bezögen; denn der Eigennutz, diese herrschende Leidenschaft der Chinesen, gestattet ihnen nicht zu glauben, daß ein anderer Grund die Missionäre bewegen könne, eine so weite Seereise zu machen, und Allem sich zu entreißen was ihnen lieb und theuer ist. — Auf diese Frage antworteten die Väter, ihr eigenes Geld genüge ihnen zur ihrer Nahrung und zu ihrem Unterhalte.

Zweitens fragte man die beiden Väter, ob der Papst und ihr König wüßten, daß sie in China seien? worauf sie verneinend antworteten.

Drittens wurden sie befragt, in welcher Absicht sie nach China gekommen seien? Hierauf erwiederten sie, sie seien gekommen, die Chinesen zur Erkenntniß des wahren Gottes und der wahren Religion zu führen; damit sie dadurch zu den Gütern der ewigen Seligkeit gelangten, die Denjenigen verheißen sind, welche diese heilige Religion annehmen und ausüben, und den ewigen Strafen entkämen, in welche Jene, die sie nicht annähmen, unausweichlich versinken würden. Dies also waren die Hauptfragen bei diesem ersten Verhör.

In dem folgenden Verhör wurde Joseph Tang befragt. Dieser hochsinnige Christ erlitt in diesem und in den folgenden Verhören bis zum siebenten Male die schmerzlichsten Foltern, ohne je ein Wort zu spre-

chen, das den mindesten Schatten auf das Betragen der Missionäre hätte werfen können; vielmehr gab er in unerschütterlicher Standhaftigkeit ihnen und der Religion, die sie verkündigten, ruhmvolles Zeugniß. Das Nämliche war der Fall mit dem Christen Philipp Vang. Aber nicht alle folgten diesen so leuchtenden Beispielen; denn mehrere Andere, durch die Martern erschreckt, welche man diesen beiden tapfern Bekennern angethan hatte, unterlagen noch ehe sie auf die Probe gestellt wurden.

Man hatte den P. Henriquez gräulicher Dinge beschuldigt; er bekam vierzig unbarmherzige Backenstreiche, und litt dreimal nach einander die schmerzlichste Folter; da diese ungerechten Richter mit Gewalt das Geständniß dieser Beschuldigungen von ihm erpressen wollten, die sie durch die nämlichen Grausamkeiten einigen schwachen Christen entrissen hatten. Doch der apostolische Bekenner setzte dieser so grausamen Peinigung nichts anderes entgegen als ein tiefes Stillschweigen und eine unversehrbare Geduld.

Als die Trabanten die beiden Missionäre gefangen nahmen, fingen sie zugleich auf Befehl der Mandarinen verschiedene Gläubige beider Geschlechter ein. Unter diesen waren auch einige zarte Jungfrauen, von welchen die meisten in dem Hause einer sehr gottesfürchtigen Witwe, Namens Livia Chin, erzogen wurden, die gleichsam ihre Meisterin und Oberin war, welche sie erzog und bildete. Sie selbst ward wegen ihres hohen Alters, das in China weit mehr als anderswo geehrt wird, verschont; da sie aber

für ihre jungen Zöglinge ein zärtliches Mutterherz hatte, folgte sie, als sie sah, wie diese unschuldigen Lämmer von den grausamen Wölfen fortgeführt wurden, ihnen in den Gassen nach, und begleitete sie mit ihren Thränen und Wehklagen; wobei es ihr überaus schmerzlich fiel, daß man wegen ihres Alters sie ausschloß. Warum, ihr heillosen Menschen, schonet ihr meiner? rief sie diesen Wütherichen zu. Ich bin des nämlichen Verbrechens schuldig; denn ich bin eine Christin wie sie. Doch sie wurde nicht angehört; und die Jungfrauen wurden ohne sie in den Kerker abgeführt.

Da die Verfolger hofften, sie würden die Schwäche und Furchtsamkeit dieses Geschlechtes leicht besiegen und sie zur Entsagung ihrer Religion zwingen, warfen sie die heiligen Bilder, die sie den Betkammern der Christen entrissen hatten, auf die Erde, und wollten sie nöthigen, solche mit Füßen zu treten. Die Jungfrauen dagegen reihten sich rings um dieselben, und warfen sich wie verabredet auf die Knie, solchen eine religiöse Verehrung zu erzeigen, und dadurch ein authentisches Zeugniß ihres Glaubens zu geben. Vergeblich gab man ihnen mehrere Hiebe auf die Fußsohlen, um sie zu zwingen, diese so erbauliche Stellung zu verlassen; sie blieben unbeweglich an ihrer Stelle; ungeachtet des Schmerzes dieser Qual, die bei den chinesischen Frauenbildern weit größer ist als man in Europa denkt, da ihre Füße von Kindheit an eingezwängt werden und die Empfindlichkeit derselben ihrer unglaublichen Kleinheit gleich kommt.

Früher noch als sie ihre Wuth an diesen jungen und zarten Jungfrauen ausließen, hatten diese Verfolger solche bereits an den Missionären, wiewohl zu ihrer Beschämung versucht. Denn auf gleiche Weise hatten sie die Bilder des göttlichen Heilandes und seiner jungfräulichen Mutter auf die Erde geworfen, und sowohl Missionäre als Christen unter Drohungen genöthigt, solche mit Füßen zu treten. Zumal stießen vier Trabanten den Vater Henriquez, der von der oftmaligen Folter ganz entkräftet war, auf diese heiligen Bilder; er aber nahm seine letzte Kraft zusammen, und sprach mit so gewaltigem Eifer, daß diese Bösewichte erstaunten und erschracken, einen von Qualen ganz erschöpften Mann mit solcher Stärke sprechen zu hören; und es nicht wagten, ihre Ruchlosigkeit weiter zu treiben.

Einige Christen jedoch hatten der Grausamkeit der Schergen nachgegeben; als man daher an Philipp Bang kam, ihn zu dieser Gottlosigkeit zu zwingen und P. Henriquez fürchtete, dieser, von den Qualen der Folter so schrecklich zugerichtete Bekenner, der kaum aufrecht sich erhalten konnte, würde desgleichen einige Schwäche bezeigen, rief er ihm zu: „O mein Bruder Philipp, willst du deine Seele retten, so gehorche diesen gottlosen Befehlen nicht! Fasse den Himmel fest ins Auge!" — Durch diese Worte mit neuem Muthe erfüllt, widerstand dieser Bekenner allen Aufforderungen, Drohungen und Mißhandlungen mit unüberwindlicher Festigkeit.

Nachdem nun die Verhöre beendigt und die Sache nach den Absichten des Vicekönigs eingeleitet war, säumte er nicht, das Urtheil zu fällen. Als einem feinen Hofmann war es ihm wohl bewußt, daß er dem Kaiser, oder vielmehr seinem ersten Minister sich gefällig erwies, wenn er gegen die Missionäre wüthete. Dieser Grund mit seinem persönlichen Hasse vereint, gaben ihm das Urtheil an die Hand, das er an den Kaiser einsandte, und das im Wesentlichen also lautete. Die Väter Anton Joseph Henriquez und Tristan von Artemis (beide aus der Gesellschaft Jesu) hätten in mehr als zwanzig Städten, durch verschiedene irrige Lehren über das Leben, den Tod, den Himmel, die Hölle und andere Dinge, die sie seit vielen Jahren verbreitet, eine Unzahl Chinesen verführt, und verdienten daher nach den Gesetzen erdrosselt zu werden. — Von den übrigen Christen wurden vier, und darunter Joseph Tang, der an den Folgen der erlittenen Qualen im Gefängnisse starb, zur Verbannung, andere zu hundert, noch andere zu weniger Stockstreichen verurtheilt.

Dies Urtheil ward vom Kaiser bestätigt, und am 12. September vollzogen. An diesem Tage kam der Kerkermeister, von einem der Schergen begleitet, in das Gefängniß. Letzterer nahm die Streu heraus und breitete solche auf der Erde aus. Ueber diese Vorkehrungen wurden die Väter aufmerksam und urtheilten, die Stunde ihres Opfers sei nicht mehr weit entfernt. Der Kerkermeister jedoch wollte die Sache ihnen verbergen und sagte, der Mandarin,

der die Aufsicht über die Gefängnisse führe, werde heute sie besuchen. Unterdessen trat ein Scherge mit Stricken ein, die Bekenner zu binden; dieser machte nicht so viele Umstände; sondern sprach in spöttischem Tone zu ihnen: Nun werden wir euch in euer Paradies zur ewigen Glückseligkeit senden, die ihr euch verheißet. Bald langten auch die Mandarinen an. Nach der Sitte der Chinesen, setzte man den beiden Verurtheilten vor ihrer Hinrichtung Speisen vor; da sie jedoch dieselben nicht berührten, banden die Schergen ihnen die Hände und warfen ihnen einen Strick um den Hals. Hierauf knieten beide sich nieder, und empfahlen Gott ihre Seelen in einem kurzen Gebete, während welches die Schergen sie erdrosselten.

Am folgenden Tage wurden ihre kostbaren sterblichen Ueberreste in Särge gelegt und an der Begräbnißstätte der Armen bestattet. Die Christen bezeichneten ihre Gräber mit Steinen, um solche in bessern Zeiten von dort zu entheben und an einen ehrenvollen Platz zu versetzen; was auch i. J. 1751 geschah, wo wegen der Vorüberreise des Kaisers an diesem Orte, die Herren des Hofes alle Gräber, die am Wege sich fanden, verschwinden ließen, damit bei dem Anblick derselben der Fürst nicht etwa an seine Sterblichkeit erinnert würde. Diejenigen, die diese Sache ins Werk richten sollten und wußten, wie groß die Anhänglichkeit der Christen an diese Väter gewesen war, hofften aus der Asche derselben einigen Gewinn zu erzielen. Wirklich auch schossen die Gläubigen eine Summe von sechzig Taels zusammen und

erkauften die Leichname dieser glorwürdigen Märtyrer von ihnen. Sie sahen durch die Ritze der Särge, daß ihre Kleider noch unversehrt waren; und urtheilten aus der Schwere der Särge, daß auch die Verwesung dieser kostbaren Ueberreste geschont hatte.

Der Herr Bischof von Nanking, der damals an Ort und Stelle war und von den Christen genau über Alles unterrichtet wurde, was diese Sache betrifft, hatte sich zwar vorgenommen, sowohl weil es seines Amtes war, als weil er eine besondere Verehrung für diese Väter getragen hatte, in friedlichern Zeiten eine gerichtliche Untersuchung und Bestätigung ihrer Tugenden und ihres Martertodes einzuleiten; doch kam er nicht dazu; weil er während der Verfolgung selbst, durch unablässige Arbeiten, Gefahren und Leiden, eines geliebten Volkes wegen, sich also erschöpfte, daß er zuletzt erlag, und nach vieljährigen Drangsalen endlich eines heiligen Todes starb.

Der Berichterstatter dieser Verfolgung fügt bei, man habe von mehrern Wundern gesprochen, die dem Martertode dieser beiden Väter theils vorangingen, theils nachfolgten. Die Heiden selbst wären davon überzeugt gewesen und hätten hieraus die Unschuld dieser heiligen Männer erkannt. Da aber diese Wunder, spricht er, ob auch der ehrwürdige Vater Dom Francisco da Flos da Rosa solche anführt, dennoch nur auf den Zeugnissen der Chinesen beruhen, die in solchen Punkten verdächtig sind, wolle er nicht weiter davon sprechen. So viel aber ist unstreitig gewiß, daß der Zorn des Himmels alsogleich über die vor-

züglichen Urheber der Verfolgung durch Strafen ausbrach, bei welchen sie die rächende Hand nicht verkennen konnten, die sie zerschmetterte.

Erstens verheerte eine grausame Hungersnoth mehrere Provinzen des Reiches so schrecklich, daß darin die entsetzlichen Unmenschlichkeiten allgemein wurden, die wir in einigen unsrer Geschichten lesen. Dann wurde in einem unglücklichen und blutigen Kriege beinahe ein ganzes Heer vernichtet. Es starb der Erbe des Thrones, der einzige Sohn der Kaiserin, und endlich auch die Kaiserin selbst.

Zweitens ward der erste Minister Ne-kong, der Rathgeber des Kaisers, sein Günstling und der Urheber des Verbannungsurtheils gegen die heilige Religion, plötzlich von dem höchsten Gipfel der Gunst in den tiefsten Abgrund der Erniedrigung gestürzt, zum gemeinen Soldaten herabgewürdigt, und kurz hernach zum Tode verurtheilt und enthauptet.

Drittens. Tschen-kio-kien, Vicekönig von Fo-kien und Verfolger des ehrwürdigen Bischofs und Märtyrers Sanz und seiner ehrwürdigen Gefährten, der seitdem zum höchsten Mandarin der Flüsse im Kian-gnan erhoben ward, genoß der Gnade des Kaisers in vollem Frieden. Da starb die Kaiserin. In dieser Zeit allgemeiner Trauer beging er die Unklugheit, das Haupt sich scheeren zu lassen. Dieser dem Anschein nach so leichte Fehler ward ihm als ein ungeheures Verbrechen angerechnet; und so kam über ihn die Strafe für seine Verbrechen gegen die Religion und ihre Diener. Er ward abgesetzt,

verbannt, genöthigt auf seine Unkosten die Mauern einer zerstörten Festung zu erbauen; und auf neue Anklagen hin zum Tode verurtheilt, dann aber aus Gnade, sich selbst zu erdrosseln.

Endlich kam die Reihe auch an Ngan-ning, den Vicekönig von Nanking oder Kian-gnan. Dieser ward bei Gelegenheit eines Aufruhrs, der über die Theuerung der Lebensmittel entstand, gefangen und gefesselt; es wurden seine Güter eingezogen; eben so ward auch seine Familie ihrer Ehren und Güter entsetzt; er selbst aber ward in die Tartarei verbannt und verurtheilt die Höfe in Pallaste des Kaisers zu fegen.

Indeß aber der Himmel die unterdrückte Unschuld durch die Vernichtung ihrer Verfolger rächte, wünschte die Religion sich Glück zu dem Triumph ihrer Märtyrer; und gab ihre Freude durch heilige Feste zu erkennen, die sie mit aller Pracht beging, mit welcher sie die ersten hohen kirchlichen Feste zu feiern pflegt.

XI.

Nachlassung und Früchte der Verfolgung. Aufnahme neuer Missionäre.

Gleichwie in den Zeiten der ersten Kirche nach heftigen Verfolgungen immer eine kurze Zeit der Ruhe eintrat, während welcher sie von ihrem Verluste sich erholte und neuen Zuwachs an Gläubigen erhielt, also war dies auch in China der Fall. Nach diesen

heftigen Stürmen, und den Strafen des Himmels, welche über die Häupter der Verfolgung gekommen waren, fing die Verfolgung an nachzulassen; der Kaiser selbst schien zur Besinnung gekommen zu seyn; denn hob er auch die Verfolgungsedikte nicht auf, und ließ die Klagschriften der Mandarinen wider die Christen an die betreffenden Gerichtshöfe gelangen, so unterzeichnete er doch von dieser Zeit an kein Todesurtheil mehr weder gegen einen Missionär noch gegen einen Gläubigen, und es schien als habe er die Hand des Himmels in den unglückseligen Ereignissen erkannt, die sowohl ihn selbst als das Reich und die Hauptverfolger der Christen getroffen hatten.

Es hatte aber auch die Kirche während dieser heftigen Verfolgung nicht Vieles von dem wahren Kern ihrer Gläubigen verloren, sondern wie jede große kirchliche Verfolgung, diente auch sie, die Spreu von dem Weizen zu sondern. Jene, die aus allzu menschlichen Rücksichten der Anzahl der Gläubigen beigetreten waren, so wie Diejenigen, in deren Herzen der Glaube nicht tiefe Wurzeln gegriffen hatte, fielen während der Wuth des Sturmes ab, und nicht minder auch eine bedeutende Anzahl der Großen und Reichen, die in Gefahr schwebten, Ehre und Vermögen zu verlieren, wofern sie standhaft im Bekenntnisse des Christenthums blieben. Nichts desto minder jedoch war die Anzahl der Bekenner, welche dem heiligen Glauben unter Foltern und Martern aller Art Zeugniß gaben, sehr groß; und es waren wenig christliche Gemeinden in China, die nicht der-

selben mehrere zählten. Ja die Standhaftigkeit dieser tapfern Streiter Christi überzeugte viele Heiden von der Wahrheit der göttlichen Religion, und bewog sie, dieselbe anzunehmen; ob sie auch wußten, welchen Gefahren sie durch den Empfang der Taufe sich aussetzten.

Es bezeigten auch die Väter zu Peking während dieser schweren Prüfungszeit eine Festigkeit, worüber ihre noch wenigen Gönner bei Hofe erschracken. Da der Zutritt zu dem Kaiser ihnen verschlossen war, und sie seine Huld für die bedrängten christlichen Gemeinden nicht anflehen konnten, übernahm es der Bruder Costiglione, den die Großen täglich durchsuchen ließen, ob er nicht etwa eine Denkschrift bei sich habe, noch einmal, dem Kaiser sich zu Füßen zu werfen, um seinen Schutz ihn zu bitten. Dieser Fürst aber gerieth hierüber in heftigen Zorn, wendete ihm den Rücken, und kam einige Tage hindurch nicht in den Saal, ihn malen zu sehen; was ihm sonst so großes Vergnügen gewährte.

Ungeachtet die Väter wußten, daß sie bewacht waren, ließen sie in der Feier des Gottesdienstes sich nicht stören; sie hielten festliche Hochämter und andere kirchliche Feierlichkeiten bei vollem Gesang und Musik, gleich als wären sie mitten in Europa; und predigten die christliche Religion mit einem Nachdruck, daß die heimlichen Späher, die der Hof in ihre Kirchen sandte, über ihre Kühnheit erstaunten; zumal da sie Diejenigen selig priesen, die um des heiligen Glaubens willen Verfolgung litten; und mit

dem ewigen Feuer Diejenigen bedrohten, welche die einzige wahre Religion verschmähten, die Gott durch seinen eingebornen Sohn geoffenbart habe, und die sie aus so weiter Ferne gekommen wären zu ihrem ewigen Heile ihnen zu verkündigen. Der Statthalter von Peking, der, nach der Hinrichtung des Ministers Nekong, Einer dieser Predigten beiwohnte, sprach nach derselben zu ihnen: „Ich finde, daß ihr über Gebühr herzhaft seid!" Sie aber antworteten ihm: „Gnädiger Herr, wir sind bereit, diese Wahrheiten Seiner Majestät selbst zu sagen; und wir alle, wie wir sind, wären glückselig, die Religion zu verfechten, und im Angesichte des Kaisers und seines ganzen Hofes für dieselbe zu sterben."

Von gleichem Eifer waren auch alle Missionäre beseelt, welche der Drang der Umstände genöthiget hatte, sich zu verbergen. Denn kaum hatte die Verfolgung sich ein wenig gelegt, so besuchten sie ihre christlichen Gemeinden wieder, nahmen die Gefallenen zur Buße auf, von welchen Manche den Glauben nur äußerlich verläugnet hatten; und arbeiteten mit erneuerter Thätigkeit an der Verbreitung des Reiches Gottes; indeß andere Neuangekommene durch die Erlernung der chinesischen Sprache sich vorbereiteten, in ihren apostolischen Arbeiten sie zu unterstützen. Indessen wurde ihre Anzahl allmälig geringer; denn die Obern der Missionen verwehrten es Manchem, während das Feuer der Verfolgung wogte, in das Innere der Provinzen einzudringen. Die göttliche Vorsehung aber beschützte die wenigen Arbeiter so

wunderbar, daß ihre geringe Anzahl eine große Menge ersetzte. Was Einer dieser apostolischen Arbeiter von diesem göttlichen Schutze erzählt, dies konnte eben so jeder Andere erzählen. Also nämlich schrieb Einer aus diesen thätigen Glaubensboten an seine Freunde:

„Ich bewundere die göttliche Vorsehung; denn es ist unbegreiflich, wie wir uns hier halten können; ja wie wir auch die christlichen Gemeinden aufrecht erhalten können, die von unsern Vorgängern gegründet wurden, und solche nicht nur vermehren, sondern auch noch neue gründen, da alle erdenklichen Hindernisse uns im Wege stehen; da wir durch die Gesetze verbannt, und unvermögend sind, unser Angesicht und unsre Aussprache zu ändern. Schon seit so vielen Jahren sind wir von allen Gefahren umgeben, von welchen der Weltapostel spricht; so daß wir ohne besondern Schutz der Vorsehung nicht eine Woche, ja nicht einen Tag bestehen könnten. Ich will hier nur wenige Züge anführen; wie solche mir unter die Feder kommen."

„Einmal ward ich in einer sehr kleinen Hütte von einer Menge wüthender Heiden umzingelt, die nichts weniger als mich lebendig schinden wollten. Ohne eine andere Waffe als das Zeichen des heiligen Kreuzes, trete ich bei hellem Mondschein hinaus, und gehe mitten durch sie hindurch, ohne von ihnen erkannt zu werden. Hierauf stoßen sie die Thüre ein, zerbrachen Alles in meinem Zimmer, und bemerkten in ihrer Wuth meinen tragbaren Sack nicht an der

Wand, worin meine Capelle, mein Brevier und Anderes war. Der Anführer dieser Elenden sah in dem nämlichen Jahre seine drei Söhne nach einander sterben; was in China als eine schreckliche Strafe angesehen wird; und erkannte in diesen Todesfällen die Rache des Herrn des Himmels, dessen Diener er beleidiget hatte."

„Ein andermal fand ich mich an einem Orte, wo die Hungersnoth gegen tausend Straßenräuber und Landstreicher versammelt hatte, die das Land brandschatzten. Man konnte von ihrer Plünderung sich nur dadurch retten, daß man an einem bestimmten Tage eine Summe Geldes oder eine Quantität Getreide ihnen ablieferte, die sie durch ihre Abgeordneten begehren ließen. Nun kamen acht ihrer Kundschafter in das Haus des Christen, wo ich wohnte, und zwar gerade in dem Augenblick, da ich aus dem Zimmer trat, wo ich die heilige Messe gelesen hatte. Wären sie einen Augenblick früher gekommen, so hätten sie mich am Altare ergriffen. Sie hoben den Koffer meiner Kapelle mehrmals auf; Gott aber ließ es nicht zu, daß sie solchen öffneten. Sie forderten dreißig Scheffel Reiß für den folgenden Tag, um die nämliche Stunde, worauf sie sich entfernten. Mein Hauswirth, mehr todt als lebendig, kam in aller Eile, diese betrübte Nachricht mir mitzutheilen. Ich ermahnte ihn zur Ergebung, was immer geschehen möchte, und sagte ihm, ich glaubte, wenn er Gott einen Theil gäbe, würde er seinen Schutz für das Uebrige erlangen. Ich rieth ihm daher auf der Stelle

einige Scheffel Reiß als Almosen unter einige arme Christen der Nachbarschaft zu vertheilen; was er auch ungesäumt that. Und der liebreiche Gott war so gütig die Art Verheißung zu erfüllen, die ich in seinem Namen gegeben hatte. Denn am folgenden Tage in der Frühe, zur Zeit, wo man die Räuber erwartete, kamen einige Schaaren Soldaten, von dem Gouverneur der Stadt abgesandt, von welchem diese Ortschaft abhing; diese fingen einige der Anführer ein; die übrigen zerstreuten sich, und die Gewalträuberei nahm ein Ende, sobald man solche an Christen verüben wollte."

„Einmal als ich in einer Kammer Beicht hörte, wollte ein heidnisches Weib mit Gewalt sich eindrängen. Da man sie zurückriß, gerieth sie in wüthenden Zorn, lief auf die Gasse und schrie mit lauter Stimme: Ein Europäer, ein Europäer! Doch Niemand rührte sich. Nun lief sie auf den Marktplatz, die Hefe des Volkes aufzuhetzen; und gleich als wäre ein Europäer kein geächteter Mensch, nahm Niemand, nicht einmal der Commissär des Viertels, Notiz von der Sache."

„Ein ander Mal fand ich mich auf einer Barke, und hatte meine Kapelle, meine Bücher, und überdies die Jahrgelder für zwei meiner Mitgefährten, die ich aus Canton erhalten hatte, bei mir. Ich bereitete mich eben vor, die heilige Messe zu lesen, als die Barke angehalten wurde. Ein Mandarin nämlich sollte nach der Hauptstadt reisen, und man suchte Barken für ihn und sein Gefolge. Nun sollte meine

Barke für ihn in Beschlag genommen werden. Wo aber sollte ich meine Effecten hinflüchten, und was sollte aus mir selbst werden an einem Orte, wo keine Christen waren, und die Missionäre verfolgt wurden? Indeß ich also mich ängstigte, kam eine christliche Barke daher, die ihres Baues wegen nicht Gefahr lief, hinweggenommen zu werden; und ich war sammt meinen Habseligkeiten gerettet. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Züge dieser Art anführen wollte.“

Sonderbar war indessen der Widerspruch, daß, indeß die Missionäre und die Gläubigen, die sie Christo gewonnen hatten, in den Provinzen verfolgt wurden, der Kaiser nicht nur die Missionäre der Hauptstadt täglich mehr in Schutz nahm; sondern auch derselben immer mehrere in seinen Diensten zu haben wünschte. Es waren im October des Jahres 1752 zwei portugiesische und ein französischer Priester des Jesuiten-Ordens nach Macao gekommen, die mit aller Sehnsucht an dem Heile der Seelen in den Missionen zu arbeiten wünschten. Der Superior der Missionen aber, der die Ankömmlinge weder offenbaren Gefahren aussetzen, noch auch nach Europa zurücksenden wollte, und dem andererseits die Gelegenheit willkommen war, die geringe Anzahl der Väter bei Hofe durch einige neue zu vermehren, um dadurch für die nächste bessere Zukunft zu sorgen, sagte ihnen, das einzige Mittel, vor der Hand in China zu bleiben, sei, dem Kaiser durch europäische Künste und Wissenschaften zu dienen; um auf solche Weise,

wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar für den Nutzen der Missionen zu wirken.

Dies sahen auch die neuangekommenen Religiosen wohl ein; in Folge dessen aber wurden die Väter zu Peking von dieser Sache benachrichtiget; und richteten daher ein Schreiben an den Kaiser, worin sie die Ankunft drei ihrer Mitbrüder anzeigten, die durch europäische Wissenschaften, ins besondere aber durch die Mathematik, die Musik und die Apothekerkunst ihm nützlich seyn könnten; wofern es Seiner Majestät gefällig wäre, sie in die Hauptstadt kommen zu lassen. Dieser Antrag war dem Kaiser sehr angenehm; er befahl sogleich, die drei Europäer auf seine Unkosten nach Peking kommen zu lassen. Die betreffenden Gerichtshöfe aber sandten diesen Befehl ungesäumt an den Vicekönig von Canton, mit dem Zusatze, er sollte mit allem Nothwendigen sie versehen; und es sei der Wille Seiner Majestät, daß sie nach der altherkömmlichen Weise behandelt würden.

So sehr es auch die Heiden, welche ihre Freude an der Verfolgung der Kirche hatten, verdroß, daß der Kaiser die Diener derselben an seinen Hof berief, gehorchten sie dennoch ohne Widerrede und sandten nach Macao, die Ankömmlinge zu bitten, sie möchten den Tag ihrer Abreise bestimmen. Diese indessen, welche bereits Nachrichten von Peking erhalten hatten, übten sich unterdessen in den chinesischen Ceremonien; da man ihnen oft wiederholt hatte, man würde sie als Barbaren betrachten, wenn sie auch nur gegen Eine derselben fehlten; und wer nicht darin geübt

sei, dürfe nicht hoffen, mit Nutzen an der Bekehrung der Chinesen zu wirken. Als nun endlich ihre chinesischen Kleider fertig und Alles zur Abreise bereit war, segelten sie nach Canton ab, mußten aber, da in China alle Geschäfte langsam betrieben werden, noch über zwei Monate warten, bis die Gelder angewiesen, die Barken bestimmt und ihre Reisepässe ausgefertigt waren, und diese ganze lange Zeit, während einer brennenden Sonnenhitze in ihren Barken zubringen, bis endlich am 1. Juni 1751 der Mandarin erschien, der nach Peking sie begleiten sollte.

Um sich einen Begriff von einer solchen Reise zu machen, führen wir hier die Beschreibung Eines dieser Missionäre an, der von derselben also spricht: „Von Nan-tschang (bei Canton) hatten wir nichts als Krankheiten, Mühsale und schlechte Wege; und brachten fünf und vierzig ganze Tage auf diesen letztern zu. Der Mandarin ließ uns nur sehr kurze Tagreisen zurücklegen; oft baten wir ihn, die Reise etwas zu beschleunigen; immer aber gab er uns die nämliche Antwort; nämlich: „Ihr seid Fremde, und kennet unsre Gebräuche nicht. Auf Befehl des Kaisers habe ich für eure kostbaren Personen zu sorgen, die Hitze ist groß; ich werde mich wohl hüten, der Gefahr euch auszusetzen, krank zu werden. Uebrigens, fügte er bei, reisen nur ganz gemeine Leute mit Eilfertigkeit." Wir mußten leider mit dieser Antwort uns begnügen und den ganzen Ueberdruß der langweiligsten Fahrt verschlingen, die es vielleicht in dieser Welt gibt. Denn man muß nicht etwa

denken, daß man hier wie in andern Ländern reist. In einer Sänfte wie in einer Schachtel eingepackt, war es uns, um Athem zu schöpfen, kaum gestattet, die kleinen Luken halb zu öffnen, die man von beiden Seiten angebracht hatte. Kamen wir aber in einem Gasthause an, zu speisen, oder zu übernachten; so hätte man es als eine ungeheure Beleidigung des Wohlstandes betrachtet, wenn wir hätten ausgehen wollen, die Denkwürdigkeiten der Stadt oder der Ortschaft anzusehen. Auf solche Weise sah ich auf einer Reise von 500 Stunden durch eines der schönsten Länder des Erdkreises, nicht so viel, daß ich auch nur eine halbe Viertelstunde davon zu erzählen hätte."

Am zwei und zwanzigsten August langten die Ankömmlinge endlich gegen die Mittagszeit zu Peking an. Einige der dortigen Väter waren ihnen entgegen gekommen, und führten sie in das Collegium der portugiesischen Jesuiten, wo der Herr Bischof von Peking mit seinem bischöflichen Ornate angethan, in der Capelle sie erwartete, und den Segen ihnen ertheilte. Die Umstände der letzten Verfolgung und der klägliche Zustand, in welchem die Religion damals sich befand, legten ihm Feuerworte in den Mund; er hielt eine ergreifende und rührende Anrede an sie, worauf er bei dem Schall der chinesischen Instrumente ein feierliches Hochamt hielt, Gott zu danken, daß Er ihm eine neue Verstärkung gegen den allgemeinen Feind des menschlichen Geschlechtes gesandt hatte.

Einige Tage hernach begaben sie, von den Vätern zu Peking begleitet, sich nach Haitien (drei Stunden Weges von Peking), wo der Hof gewöhnlich sich aufhielt. Der tartarische Mandarin ersten Ranges, der mit den Angelegenheiten der Europäer beauftragt war, benachrichtigte den ersten Diener der kaiserlichen Kammer, die neu angekommenen Europäer seien erschienen, Seiner Majestät ihre Huldigungen darzubringen, und Geschenke zu überreichen. Der Kaiser antwortete dem Diener auf die gewöhnliche Weise: Ich weiß es! (denn der Kaiser weiß hier Alles). In demselben Augenblicke nun erhielten sie Befehl, die, bei solchen Gelegenheiten vorgeschriebenen Ceremonien zu vollbringen, die darin bestanden, zu drei verschiedenen Malen gegen das Zimmer des Kaisers hingewendet, dreimal die Erde mit der Stirn zu berühren; worauf ihnen bedeutet ward, die Befehle Seiner Majestät zu erwarten.

Nach Verlauf einiger Stunden erschien ein Herr der Kammer und sagte ihnen, Seine Majestät habe ihnen die Ehre erzeigt, einige aus den Dingen anzunehmen, die sie zum Geschenke gebracht hätten; er fügte noch bei, der Kaiser sende ihnen Speisen von seinem Tische. Diese wurden ihnen auch sogleich gebracht; und sie verzehrten solche stehend; womit ihre Aufnahme in den Dienst des Kaisers beendiget war.

XII.

Arbeiten der Missionäre im Pallaste. Feier des sechzigsten Geburtstages der Mutter des Kaisers Kien-long.

Mit welcher Anstrengung und mit welchen Aufopferungen die Väter der Gesellschaft Jesu den Arbeiten im Pallaste des Kaisers sich hingaben, blos in der Absicht, den Schutz dieses Fürsten für die Missionen zu gewinnen oder zu erhalten, oder wenigstens einige Milderung in den Verfolgungen zu erwirken, dies ersehen wir unter Anderm aus einem Schreiben des Laienbruders Attiret, eines ausgezeichneten Künstlers im Fache der Malerei, dessen Aeußerungen über sein Verhältniß am chinesischen Hofe hier folgen. Was aber bei ihm, das war bei allen übrigen der Fall, nur daß überdies manche Väter, welche mathematische oder mechanische Arbeiten auszuführen hatten, nachdem sie den ganzen Tag hindurch unablässig gearbeitet, auch noch die Nacht zu Hilfe nehmen mußten, Berechnungen und Zeichnungen zu den Arbeiten des folgenden Tages auszuarbeiten.

„Es ist hier nur Ein Mann, spricht Bruder Attiret, und dieser Mann ist der Kaiser; alles Vergnügen ist für ihn allein. Dieser prachtvolle Pallast wird kaum von andern als von ihm, von seinen Weibern und von seinen Verschnittenen gesehen. Höchst selten führt er Prinzen oder Große des Reiches in seine Palläste und in seine Gärten ein; sie dürfen nie weiter gehen als in den Audienzsaal. Von den Europäern steht nur den Malern und mechanischen Arbeitern der Eintritt frei.

Diese besucht er beinahe jeden Tag; so daß es uns nicht möglich wird, uns zu entfernen. An den Tagen, wo wir arbeiten, was den Sonntag und die Festtage ausgenommen, täglich geschieht, erhalten wir die Mittagskost auf Unkosten des Kaisers; Abends begeben wir uns in ein Haus der Ortschaft (bei Hai-tien), das wir für unser Geld gekauft haben."

„Ich ward bei meiner Ankunft in China vom Kaiser so gut aufgenommen, als nur ein Fremder von einem Fürsten kann aufgenommen werden, der sich für den einzigen Monarchen der Welt hält, der auf einer solchen Höhe steht, daß er von keiner Aufmerksamkeit gegen ihn gerührt wird, und der da glaubt, ein Mensch, zumal ein Fremder, sei schon dadurch überglücklich, daß er in seinem Dienste stehen und für ihn arbeiten darf. Denn in die Gegenwart des Kaisers zugelassen werden, und ihn oft sehen und sprechen zu dürfen: dies ist für einen Chinesen die allerhöchste Belohnung und die höchst mögliche Stufe des Glückes. Diese Gnade würden sie um jeden Preis erkaufen, wenn solche sich erkaufen ließe. Dies ist aber auch so ziemlich mein ganzer Lohn; wenn man einige kleine Stücke Seide und andere Kleinigkeiten abrechnet, die ohne Werth sind, und überdies noch selten ertheilt werden. Auch war es nicht dies, was mich nach China führte. Denn Tag für Tag wie angekettet zu seyn, nur die Sonn- und Feiertage zum Gebet frei zu haben, beinahe nichts nach eigenem Geschmack und Genie zu malen, und mit zahllosen Verlegenheiten kämpfen zu müssen, die

zu viele Zeit erforderten, wollte ich solche hier erzählen: dies Alles würde mich drängen bälder als bald nach Europa zurück zu kehren, wenn ich nicht erachtete, mein Pinsel gereiche der Religion zu einigem Nutzen und stimme den Kaiser günstig für die Missionäre, welche dieselbe verkündigen; und wenn ich nicht am Ende meiner Mühsale und Arbeiten den Himmel sähe. Dies ist die einzige Lockspeise, die mich hier zurückhält, so wie auch die übrigen Europäer, die in Diensten des Kaisers sind."

„Alles was ich male ist vom Kaiser angeordnet. Wir entwerfen zuerst die Zeichnungen, dann sieht er dieselben, läßt solche abändern und nach Gutdünken corrigiren. Ist nun die Abänderung gut oder schlecht, so müssen wir uns darnach richten. Denn hier weiß der Kaiser Alles; wenigstens sagt die Schmeichelei es ihm oft und laut genug. Vielleicht auch glaubt er es; immerhin aber thut er, als wäre er davon überzeugt."

Kurz nach der Ankunft der oben erwähnten drei Missionäre ward zu Peking ein Fest gefeiert, das zu den glänzendsten im ganzen Reiche gehört. Dies war die Feier des sechzigsten Geburtstages der Mutter des Kaisers. Einige Monate bevor noch diese Fürstin dies Alter erreicht hatte, erhielten alle Gerichtshöfe der Hauptstadt und alle Vicekönige, Statthalter und hohen Mandarinen des Kaiserreiches Befehl, zu dieser glänzenden Ceremonie sich vorzubereiten. Alle Maler, Bildhauer, Baumeister und Tischler zu Peking und in den benachbarten Provinzen waren

drei volle Monate hindurch ohne Unterlaß beschäftigt, Meisterwerke ihres Faches zu machen. Auch erhielten viele Handwerker anderer Art Beschäftigungen zur Genüge.

Die Aufgabe war nämlich die Augen eines schwer zu befriedigenden und üppigen Hofes zu befriedigen, der gewohnt ist, das Schönste zu sehen, was in den vier Welttheilen hervorgebracht wird. Die Verzierungen sollten bei dem Lusthause des Kaisers zu Yven-ming-Yven beginnen, und bei dem Pallaste zu Peking im Mittelpunkte der Tartarenstadt endigen; was eine Entfernung von vier Stunden Weges beträgt.

Es führen zwei Wege von einem dieser Palläste zum andern; der Kaiser aber entschied, der Zug sollte längs des Flusses, und nicht auf dem gewöhnlichen Wege gehalten werden. Es wurden also alle Vorkehrungen gegen die Wasserseite hin veranstaltet. Der Kaiser ließ neue Barken erbauen, die der Gestalt und Größe nach, viel Aehnliches mit unsern Brigantinen hatten, und von welchen das Gold und die verschiedenen Farben einen blendenden Glanz zurückstrahlten. Diese Barken waren bestimmt, den Kaiser, seine Mutter, die Kaiserin und alle Personen ihres Gefolges zu führen; durch einen Zufall jedoch, den sowohl der Kaiser als alle vernünftigen Menschen vorgesehen hatten, waren solche zu keinem Gebrauche. Denn, was wohl zu bemerken ist, sind die Winter zu Peking äußerst strenge; und die Ceremonie sollte eben zu einer Zeit abgehalten werden, wo

die Kälte aufs höchste gestiegen war; was zu dem natürlichen Schlusse führte, der Fluß würde dann nicht schiffbar seyn.

Dessen ungeachtet versicherten einige Mandarinen den Kaiser, sie würden dies Hinderniß wohl zu heben wissen. Dabei aber gingen sie also vor. Auf ihren Befehl wurden viele tausend Chinesen beschäftigt, das Wasser Tag und Nacht zu peitschen und umzurühren, um das Einfrieren desselben zu verhindern; andere aber waren beschäftigt, das Eis zu zerbrechen, das ungeachtet der Bemühungen ihrer Gefährten sich bildete, und dasselbe aus dem Flusse herauszuziehen. Diese strenge Arbeit dauerte ungefähr drei Wochen. Denn als sie nach Verlauf derselben sahen, daß die Kälte immer zunahm und endlich stärker ward als sie, traten sie ihr endlich ihre Stelle ab und stellten diese vermessenste und thörichteste aller Unternehmungen ein. Der Haupturheber derselben kam mit der Strafe davon, daß seine Einkünfte ein Jahr hindurch ihm entzogen wurden; was in einem Lande wie China eine ziemlich gelinde Strafe ist; wo es als ein Hauptverbrechen gilt, in der Unmöglichkeit zu seyn, zu halten, was man dem Kaiser versprochen; und wo man so wenig Anstand nimmt, die Köpfe abzuschlagen. Es ward also erklärt, die Barken seien unnütz; und beschlossen, statt derselben Schlitten anzuwenden. Bevor jedoch dieselben vollendet waren, hatte man bereits mit unglaublichem Eifer alle Verschönerungen zu Ende gebracht, die den Vorüberzug der Kaiserin Mutter schmücken soll-

ten. Diese Verzierungen bestanden ungefähr in Folgendem:

An beiden Seiten des Flusses erhoben sich Gebäude verschiedener Formen. Hier stand ein viereckiges, dreieckiges oder vieleckiges Haus mit allen seinen Gemächern; dort eine Rotunde oder ein anderes ähnliches Gebäude; und je weiter man längs des Flusses ging, um so mehr andere und abermal andere von manchfaltiger Bauart beschäftigten und entzückten den Anblick, wo immer derselbe verweilen mochte. An den Stellen, wo der Fluß sich erweiterte und von der geraden Linie sich entfernte, hatte man hölzerne Häuser errichtet, die durch Säulen gestützt wurden, welche im Flusse fest standen; und von welchen einige zwei, andere drei bis vier Fuß und auch noch höher, je nach dem Plane des chinesischen Ingenieurs, über dem Wasser hervorragten. Die meisten dieser Häuser bildeten Inseln, auf welche man mittels Brücken sich begab, die eigens dazu waren erbaut worden. Alle diese Gebäude waren vergoldet, gemalt und in dem glänzendsten Geschmack des Landes verschönert. Auch waren alle zu verschiedenem Gebrauche bestimmt. In dem einen waren Musikchöre, in dem andern Truppen von Comödianten, in den meisten standen Erfrischungen und prächtige Throne zum Empfang des Kaisers und seiner Mutter bereit, im Falle die Lust sie anwandelte, darin sich aufzuhalten, um einige Augenblicke Ruhe zu genießen.

In der Stadt erbot sich ein anderes und zwar noch schöneres Schauspiel. Von der Pforte gegen Abend an, durch welche der Hof einziehen sollte, bis zur Pforte des Pallastes sah man nichts als prächtige Gebäude, Säulengänge, Pavillons, Gallerien, Amphitheater mit Trophäen und andern Werken der chinesischen Architektur, die an Zierlichkeit mit einander wetteiferten. Dies alles war mit Blumenkränzen, Fruchtschnüren und andern Verzierungen geschmückt, die, aus der schönsten Seide verfertigt, das Auge entzückten. Gold, nachgeahmte Diamanten und andere Steine im nämlichen Geschmacke funkelten darin von allen Seiten. Eine Menge Spiegel von schön geschliffenem Metall erhöhten die Pracht dieses Schauspiels ungemein. Die Einrichtung dieser Spiegel und ihre verschiedenen Stellungen vermehrten einerseits die Gegenstände und sammelten sie andererseits im verjüngten Maßstabe zu einem Ganzen, das die Augen bezauberte.

Diese glänzenden Gebäude wurden von Zeit zu Zeit durch künstlich gemachte Berge und Thäler unterbrochen, die den natürlichen höchst ähnlich waren, und die man für annehmliche Wildnisse und für wirkliche Orte einer wonnigen Einöde gehalten hätte. Man hatte darin Bäche und Quellen angebracht, Bäume und Gebüsche gepflanzt, und Hirsche und Rehe in so natürlicher Stellung angebunden, daß man hätte glauben mögen, sie seien lebendig. Auf dem Gipfel oder auf den Abhängen einiger dieser Berge sah man kleine Bonzenklöster mit ihren Tempelchen und

Götzen. Man konnte auch auf Fußstegen dahin kommen, die hin und wieder angebracht waren. An andern Orten waren Weinberge und Gärten zu sehen; in den meisten dieser Weinberge sah man Reben mit ihren Trauben; in den Gärten hingegen standen Bäume aller Art mit den Früchten und Blüthen der vier Jahreszeiten; alle aber waren so kunstreich verfertiget, daß es nicht möglich war, von den natürlichen sie zu unterscheiden.

Dies jedoch war noch nicht Alles; man hatte an verschiedenen Orten, bei welchen der Zug vorbeiging, Teiche, Seen und Behälter mit ihren Fischen und mit Wasservögeln vieler Arten angebracht. An andern Orten hatte man Kinder aufgestellt, die, als Affen oder als andere Thiere verkleidet, Rollen spielten, die man ihnen eingelernt hatte. Da sie mit den Häuten der Thiere bekleidet waren, die sie vorstellten, war es leicht bei ihrem Anblick getäuscht zu werden. Andere Kinder waren als Vögel gekleidet, und ahmten die Geberden derselben auf Säulen oder erhöhten Pfählen nach. Diese Säulen oder Pfeiler waren auswendig mit Seide überzogen, und verbargen unten Menschen, welche die Kinder in Bewegung setzten, die oben waren. An andere Orte hatte man Früchte von ungeheurer Größe hingethan, in welchen ebenfalls Kinder waren. Diese Früchte gingen von einer Zeit zur andern auf, und zeigten den Zuschauern was sie verbargen. Ich weiß nicht, sagt der Missionär, der dies Fest als Augenzeuge schildert, ob dies Alles sinnbildlich, oder ob es nur die Erfindung einer

wunderlichen Einbildung war. Musikchöre, Truppen von Comödianten, Gaukler, Taschenspieler und Andere, die in gewissen Entfernungen von einander längs des Flusses standen, trachteten Jeder, je nach seiner Geschicklichkeit, seiner Stärke oder seiner Wissenschaft, etwas zu thun, das, wenn auch eben nicht dem Kaiser und seiner Mutter, wenigstens einigen Großen aus ihrem Gefolge angenehm seyn konnte, in deren Dienste er hoffte aufgenommen zu werden.

Jeder Gerichtshof hatte einen besondern Ort, den er auf seine Unkosten hatte erbauen und verschönern lassen. Dies auch war bei den Statthaltern jeder Provinz, bei den Prinzen und den übrigen Großen des Reiches der Fall. Die Verschiedenheit und die Vertheilung der Laternen boten ein Schauspiel, das an und für sich eine besondere Beschreibung verdiente. Da man aber bei so verschiedenen Gelegenheiten von den chinesischen Laternen und ihren Verzierung geschrieben hat, verweist der Berichterstatter seine Leser an die Bücher, die derselben erwähnen.

Als die Arbeiten bereits anfingen eine gewisse Gestalt zu bekommen, ward ein strenges Verbot an alle Personen ohne Unterschied des Ranges und Standes erlassen, in den neu verzierten Gassen Tabak zu rauchen; um allen Vorfällen zuvorzukommen, wodurch eine Feuersbrunst entstehen konnte; und die Wachsamkeit der Polizei sowohl hierüber als über alles andere, was dies Fest anging, erregte Verwunderung. Einige Wochen vor dem Tage der Ceremo-

nie ward angeordnet, es sollten die Gassen, die zu Peking ungemein breit sind, in drei Theile getheilt werden; damit die Leute zu Fuße und zu Pferde, die Gehenden und Kommenden, mit Einem Worte die Millionen Menschen, die damals in der Hauptstadt zusammenströmten, dieses Anblickes nach Muße genießen könnten. In Folge dessen also ward die Mitte der Gasse, die bei weitem breiter als die beiden Seitenabtheilungen war, für die Reiter und für die Personen bestimmt, die in Wägen fuhren; eine der Seitenabtheilungen aber ward denjenigen, die da kamen, die andere aber denen zugewiesen, welche gingen. Es bedurfte, diese Ordnung aufrecht zu erhalten, keiner Grenadiere mit aufgepflanztem Bajonette, oder mit entblößtem Säbel in den Händen; einige blos mit einer Peitsche bewaffnete Soldaten genügten, alle Unordnung und Verwirrung zu verhüten. Auf diese Weise sah die zahllose Menge Volkes in wenigen Stunden in großer Ruhe, was sie ohne diese Vorkehrung in vierzehn Tagen nicht hätte sehen können.

Da es aber in China den guten Sitten entgegen ist, daß Weiber ausgehen und unter die Männer sich mischen; und es andererseits unbillig gewesen wäre, von einem Schauspiele sie auszuschließen, das ganz eigentlich für eine Person ihres Geschlechtes veranstaltet wurde, traf der Kaiser die Fürsorge, daß einige Tage für sie allein bestimmt würden. Während dieser Tage war es keinem Manne gestattet, sich dabei einzufinden; und wirklich auch erschien nicht ein

Einziger. Sonach also ward jedermann zufrieden gestellt, und vergnügte seine Schaulust, ohne gegen einen Gebrauch, oder gegen eine Sitte des Wohlstandes zu fehlen.

Denkwürdig ist bei dieser Ceremonie auch die Wahl der hundert Greise, die man also betrachtet, als wären sie aus den verschiedenen Provinzen des Reiches genommen, und als wäre Jeder aus ihnen hundert Jahre alt. Es wurden darum nicht die Aeltesten ausgesucht, (denn hier, spricht der Berichterstatter, ertheilt der Kaiser die Jahre nach seinem Wohlgefallen); sondern man wählte solche, deren Bärte weißer, länger und ehrwürdiger waren. Man nannte diese Greise in der Sprache des Landes, Pe-lao-king-tscheu, d. h. die hundert Greise, welche Seiner Majestät huldigen, und Ihm so viele Jahre wünschen, als sie alle mit einander zählen.

Auch die Schang-pa-sien, Hia-pa-sien und Tschung-pa-sien, nämlich die alten Weisen, sonst auch die Unsterblichen genannt, mußten der Kaiserin die Aufwartung machen. Diese Weisen bestehen aus dreimal Achten. Jede Anzahl aber bildete einen besondern Chor; und sie alle mußten dem Triumphe der Kaiserin dienen, und derselben ihre Weisheit und Unsterblichkeit wünschen. Aus diesem Grunde wurden ihre Standbilder, welche die natürliche Größe um etwas weniges übertreffen, nahe vor den ersten Eingang in den Pallast gestellt. Man hatte ihnen verschiedene Gestalten und Stellungen gegeben;

wahrscheinlich um die verschiedenen Tugenden auszudrücken, deren Sinnbilder sie darstellten.

Als nun Alles, was da war angeordnet worden, fertig war, und der Kaiser noch immer fürchtete, es möchte (was zu Peking eben nichts Seltenes ist), ungeachtet aller Vorkehrungen, die man nicht unterbrach, dennoch eine Feuersbrunst entstehen, welche schwer zu löschen wäre und die ganze Stadt in Asche verwandeln könnte, wollte er, man solle die Ceremonie eröffnen und solche fünf Tage vor dem vollen sechzigsten Jahre der Kaiserin, seiner Mutter, beginnen. Demnach also ward diese feierliche Ceremonie am fünften Jänner des Jahres 1752 abgehalten.

Von dem Zuge und der Ordnung, die dabei beobachtet wurde, spricht der Missionär, will ich nichts melden, weil ich selbst solchen nicht persönlich gesehen habe. Denn bei solchen Gelegenheiten, so wie überhaupt so oft der Kaiser ausgeht, verschließt Jeder sich in sein Haus; und es ist Niemand, der nicht dazu bestellt ist, gestattet, vermessene Blicke auf die Person des Herrschers zu werfen. Man sagte ihm nur, fügt er bei, der Kaiser sei einige Schritte vor seiner Mutter hergeritten und habe ihr als Schildträger gedient. Die Kaiserin selbst saß in einem, von allen Seiten offen stehenden Tragsessel. Alle Personen ihres Hofes folgten ihnen zu Fuße; die Majestäten hielten von Zeit zu Zeit an, um nach Lust anzusehen was ihnen am meisten gefiel.

Noch an dem Abend desselben Tages fing man an Alles niederzureißen was in der Stadt war er-

richtet worden; der Kaiser jedoch ließ es nicht zu, daß man berührte, was auf dem Wasser stand; sondern er ließ es als ein Denkmahl der Pracht seines Reiches fortbestehen.

Unter den Geschenken, die bei dieser Gelegenheit gemacht wurden, sah man was nur die vier Welttheile Denkwürdigstes und Seltenstes hervorbringen. Es unterließen auch die Europäer nicht, sich einzustellen. Da Diejenigen, welche bei Hofe sind, nur als Mathematiker und Künstler aufgenommen wurden, sahen sie darauf, etwas zum Geschenke zu bringen, das diesen Eigenschaften entspräche und dem Geschmack des Kaisers zusagen könnte. Sie verfertigten also ein mechanisches Kunstwerk folgender Art.

Eine Schaubühne in einem Halbkreise von etwa drei Schuh Höhe zeigte in ihrem Umfang dem Zuschauer wunderliebliche Gemälde. Diese Schaubühne hatte auf jeder Seite drei Scenen; und jede derselben stellte besondere perspectivische Zeichnungen dar. Im Hintergrunde stand eine Figur in chinesischer Kleidung, die in ihren Händen eine Inschrift hielt, welche einen Wunsch für das längste und glücklichste Leben des Kaisers aussprach; diese Inschrift lautete: Vou-an-tien-hoan! Auch vor jeder Scene waren kleine chinesische Standbilder, die in ihrer Rechten ein kleines Becken von vergoldetem Kupfer, in der Linken aber einen kleinen Hammer aus dem nämlichen Metall hielten. Diese Schaubühne war also anzusehen, als wäre sie am Rande eines Gewässers.

Der vordere Theil derselben stellte einen See, oder vielmehr ein Wasserbecken vor, in dessen Mitte ein Wasserstrahl sich erhob, der wie ein kleiner Wasserfall zurückfiel. Dies Wasserbecken ward durch ein Spiegelglas dargestellt; und Glasfäden, die ein sehr geschickter Mann vom Fache durch die Lampe geblasen hatte, und die überaus fein und zart waren, ahmten den Wasserstrahl so natürlich nach, daß Jeder getäuscht ward, der solche aus einiger Entfernung ansah.

Rings um das Wasserbecken war ein Zifferblatt mit europäischen und chinesischen Buchstaben angebracht, im Wasser aber waren eine Gans und zwei Enten, die ihre Flügel schwangen. Auch wühlten die Enten mit ihren Schnäbeln, die Gans aber zeigte mit dem ihrigen die Stunden an. Das Ganze ward durch Federn in Bewegung gesetzt, die von einer Uhr getrieben wurden, welche in dem Kunstwerke verborgen war. Ein ebenfalls verborgener Magnet, der um das Zifferblatt lief, zog die Gans, die größtentheils aus Eisen bestand, nach sich, so daß sie ihm folgen mußte. Wenn die Zeit kam, daß die Stunde schlagen sollte, dann trat das Standbild, das die Inschrift in den Händen hielt, aus dem Hintergrunde der Schaubühne hervor, neigte sich, und zeigte mit Ehrfurcht ihren Wunsch; hierauf spielten die sechs andern Standbilder zusammen ein kleines Lied, indem jede auf ihrem Goldbecken die darauf bezeichnete Note mit dem Hammer, so oft und zur Zeit anschlug, wenn die Musik es erforderte. War das

Spiel vorüber, dann kehrte der Träger der Inschrift mit feierlich ernstem Schritte zurück, um in der künftigen Stunde wieder zu kommen.

Dies Kunstwerk gefiel dem Kaiser so sehr, daß er den Europäern seine Erkenntlichkeit dafür bezeigen wollte. Er machte ihnen also gegenseitig ein Geschenk, das wenigstens den Unkosten gleich kam, die sie für das ihrige hatten machen müssen. Die Ehre, die er ihnen dadurch erzeigte, ward in dem Lande weit höher als großer Reichthum geachtet. Dann ließ er dies Kunstwerk an einen Ort seines Pallastes bringen, wo er am meisten sich aufhielt, und bewahrte dasselbe, so lange er lebte, mit größter Sorgfalt. „Also, schließt der Missionär, bemühen wir uns, um des Vortheils der Religion willen, das Wohlwollen des Kaisers durch nützliche und nothwendige Dienste zu gewinnen, die wir ihm erweisen; um ihn zu bewegen, wenn auch nicht, den Christen günstig zu werden; doch wenigstens sie nicht zu verfolgen; und den Dienern des Herrn die Freiheit zu gestatten, das Evangelium Denjenigen zu predigen, die dasselbe anhören wollen."

Der Kaiser machte allen Mandarinen der Hauptstadt Gnadengeschenke, um für die Sorgen und Bemühungen sie zu belohnen, die sie daran gewendet hatten, daß dies Fest trefflich von Statten ginge. Auch erhielten alle Frauen des Reiches, die sechzig Jahre und darüber zählten, Antheil an seiner Freigebigkeit. Man berechnete, daß die Summe aller Ausgaben für dies Fest, sowohl von Seiten des Kai-

sers als der verschiedenen Gerichtshöfe, Aemter, und der einzelnen Personen, die dazu beitrugen, über dreihundert Millionen Franken sich beliefe.

XIII.

Aufruhr im Gebiete des Tschong-kar, und Folgen desselben. Arbeiten des Bruders Attiret, der ein Mandarinat ausschlägt.

Kurz nach dieser Zeit hatte sich eine Rebellion im Lande des Königs Tschong-kar entsponnen, das in der Tartarei liegt und gegen Mittag von Thibet, gegen Westen von der zinspflichtigen chinesischen Tartarei, von den Kalkas und den Mongolen, im Osten aber von andern mahomedanischen und umher irrenden Tartaren, im Norden endlich von einem Theile Sibiriens begränzt wird. Nach dem Tode des letzten Königes gelang es einem Lama aus königlichem Geblüte, an die Spitze einer mächtigen Partei sich zu stellen und das Königreich, zum Nachtheile Desjenigen an sich zu reißen, dem dasselbe nach natürlichem Rechte gebührte.

Dieser neue Herrscher, ein kühner, aber heftiger und unruhiger Mann, begnügte sich nicht mit diesem ersten glücklichen Erfolge seines herrschsüchtigen Unternehmens; er verlangte auch, seine Nachbarn, die Kalkas, die dem Kaiser von China Tribut bezahlten, sollten sich ihm unterwerfen; ja er traf auch Maßregeln, sie dazu zu zwingen und ließ dem Kaiser den lächerlichen Vorschlag thun, solche an

ihn abzutreten; denn seine Krone habe ein Recht auf sie; da die Tschong-kar's früherer Zeiten im Besitze ihres Landes gewesen seien. Der Kaiser antwortete ihm durch eine Aufforderung sich selbst ihm zu unterwerfen, und dem Reiche zinsbar zu werden, in welchem Falle er ihm verhieß, ihn auf dem Throne zu schützen. — Der Tschong-kar dagegen ließ dem Kaiser erwiedern, er bedürfe seines Schutzes nicht; er erkläre ihm den Krieg, und die Waffen würden entscheiden, welchem aus ihnen die Kalkas huldigen sollten.

Unterdessen waren unter den Unterthanen des Usurpators manche mit seiner Regierung unzufrieden, und warteten nur eine günstige Gelegenheit ab, wider ihn sich zu erklären. Die Weisesten unter ihnen beschlossen an den Kaiser von China sich zu ergeben, der allerdings Denjenigen gewogen seyn mußte, die wider den Tyrannen sich erklärten. Sie spannen also im Stillen eine Art Verschwörung an und verließen zu zehn Tausenden das Land mit ihren Familien und ihren Habseligkeiten, dem Kaiser sich zu ergeben und als ihren Monarchen und höchsten Oberherrn ihn anzuerkennen.

Der Kaiser nahm sie mit offenen Armen auf, und wies ihnen eine große Strecke in der chinesischen Tartarei an, wo er ihnen erlaubte sich niederzulassen. Auch ernannte er Mandarinen, die Sorge tragen sollten, daß es ihnen an nichts fehlte, oder die vielleicht über ihr Betragen wachen sollten. Ja er sandte ihnen auch große Summen Geldes, und große

Vorräthe an allen Dingen, die zu ihrer neuen Niederlassung ihnen nothwendig waren, so daß sie hier noch mehr Bequemlichkeiten als in ihrem eigentlichen Vaterlande hatten.

Es waren unter diesen Ueberläufern eine große Anzahl Herren von Ansehen. Diesen ließ der Kaiser Befehl ertheilen, nach Ge-hol sich zu begeben, an welchen Ort der chinesischen Tartarei er jedes Jahr auf die Jagd sich begibt. Seine Absicht war, in großer Ceremonie unter seine Unterthanen sie aufzunehmen, und ihnen ein feierliches Gastmahl zu geben; wie dies bei solchen Gelegenheiten üblich ist. Ueberdies auch wollte er die nämlichen Würden ihnen verleihen, auf welche sie, in Gemäßheit ihrer Geburt und ihres Ranges, in ihrem Vaterlande hätten Anspruch machen können, wofern sie in der Gunst des dortigen Hofes gestanden wären.

Nachdem sie nun nach dem Befehl des Kaisers dorthin sich begeben hatten, brach der Kaiser selbst, von seinem ganzen Hofe, den Prinzen, Ministern und allen Großen begleitet nach Ge-hol auf. Nur zu solchen Zeiten, wo der Kaiser abwesend war, erhielten Diejenigen, die unter seinen Augen im Pallaste arbeiteten, einige Freiheit. Bruder Attiret hatte längst darnach geseufzt, und wollte nun sogleich diese kostbaren Tage darauf verwenden, in einer geistlichen Einsamkeit von acht oder zehn Tagen seine innerlichen Kräfte zu erneuern. Schon hatte er auch seine geistlichen Uebungen begonnen, als am folgenden Morgen zwei Mandarinen bei ihm erschienen,

die ihm den Befehl brachten, zu dem Minister Te sich zu begeben; der, als der Bruder bei ihm erschien, ihm sagte, er habe ihm blos mitzutheilen, daß er auf der Stelle sich reisefertig machen sollte, da Seine Majestät längstens in drei Tagen ihn erwarteten.

Der Minister fügte noch bei, er wisse zwar nicht was Seine Majestät beabsichtigten, doch vermuthe er, er sollte daselbst die Porträte Einiger dieser tartarischen Herren malen, die der Kaiser in feierlicher Ceremonie unter die Anzahl seiner Unterthanen aufnehmen wolle. Kaum ließ er ihm Zeit, noch einige Farben zu bereiten; zählte ihm dann fünfzig Taels auf, die der Kaiser ihm befohlen hatte, dem Bruder als Reisegeld zu zahlen, und sprach hierauf zu ihm, er habe vom Kaiser den Auftrag erhalten, für ihn und seine Gehilfen zu sorgen. Ja er ließ ihn sogar unter seinen eigenen Kleidern jene wählen, die ihm am besten standen. Denn in diesem Lande der Ceremonien sind die Gewande, die man in der Stadt, auf der Reise und bei Hofe trägt, der Form und Länge nach sehr verschieden; und es wäre der gröbste Verstoß gegen den Anstand, bei Hofe in andern als solchen Gewanden zu erscheinen, die durch die Verhältnisse der Orte und der Jahreszeiten bedingt sind.

Sobald Bruder Attiret zu Ge-hol angekommen war, wies der Minister ihm eines der schönsten Zimmer in seinem Pallaste an; ja er gab ihm noch an demselben Abend die Ehre seines Besuches, machte ihm die freundlichsten Anerbietungen, und

verhieß ihm unter Andern, man würde ihm Fastenspeisen an den Tagen vorsetzen, wo die Religion ihm nicht erlaube Fleisch zu essen. Die vorzüglichste und freundlichste Auszeichnung dabei war, daß dieser Herr, der mit so vielen überaus wichtigen Geschäften überladen war, in diese Einzelnheiten sich einlassen wollte. Beim Abschied sagte er ihm, der Kaiser wolle die ganze Feierlichkeit durch ihn bildlich darstellen lassen; indessen könne er dies nicht mit Gewißheit versichern.

Am vierten Juli (1750) erfuhr Bruder Attiret die Gewißheit dessen, was der Minister vermuthet hatte. Der Kaiser wollte nämlich, er sollte Alles malen oder doch wenigstens zeichnen was bei den feierlichen Ceremonien Statt finden würde; es ward ihm besonders empfohlen, seinen Platz also zu nehmen, daß er Alles gut sehen könne, damit seine Zeichnung vollständig werde und den Kaiser befriedigen könne.

Es begab sich also Bruder Attiret mit einem guten Vorrath an gutem Willen und mit gespanntester Aufmerksamkeit an den Ort der Ceremonie; wohnte derselben bis zu Ende bei, sah mit forschenden Blicken, und wußte am Ende nicht, woran er sich halten sollte. Sein Kopf war voll der Verwirrung, seine Ideen durchkreuzten sich und er war in größter Verlegenheit über die Wahl. Er sah Alles, und sah nichts. Es war aber die Ceremonie kaum zu Ende, so erhielt er Befehl, auf der Stelle an dem Gemälde zu arbeiten; da der Kaiser solches noch an dem Abende des nämlichen Tages sehen wolle.

Dies war allerdings eine furchtbare Aufgabe; indessen blieb nichts übrig als zu gehorchen. Es begab sich also der Bruder in das Zimmer, das der Minister ihm abgetreten hatte, richtete seine Reißkohlen, gleich Einem, der da Zeit zu gewinnen sucht, und konnte zu keinem Gedanken kommen. Endlich wählte er einen bestimmten Augenblick; es war jener wo der Kaiser an dem Orte der Ceremonie erschien, und man auf den ersten Blick in dem vollen Glanze seiner Majestät ihn sah. Hierauf entwarf er in aller Schnelligkeit einige hundert Figuren nebst vielem Andern was seiner Einbildung sich darstellte; wobei die Zeit ihm schneller verging als er es wohl gewünscht hätte; denn noch war er nicht fertig, als der Minister bereits vor seiner Thür stand. Er mußte das Gemälde noch vor Nacht abgeben, und hatte noch vollauf zu thun, dasselbe nothdürftig zu untermalen. Er begab sich dann selbst in den Pallast des Kaisers, die Antwort Seiner Majestät zu vernehmen. Der Kaiser ward über den Anblick des Entwurfs sehr erfreut, und ließ ihm durch den Minister sagen: hen hao, sehr gut!

Als am folgenden Tag Bruder Attiret eben beginnen wollte, sein Gemälde zu überarbeiten, kam ein Abgeordneter des Kaisers, der ihm den Befehl brachte, sich in den Pallast zu begeben, wo Seine Majestät so eben eilf der angesehensten Ueberläufer zu Fürsten, Mandarinen und Großen des chinesischen Kaiserreiches erhoben hatte; und deren Bildnisse er für den Kaiser malen sollte. Eines derselben ward

noch am nämlichen Tage vollendet, und dem Kaiser und seinem Gefolge gezeigt, die dasselbe sprechend ähnlich fanden. Der Kaiser sagte ihm, das Fest werde noch sechs Tage dauern; in dieser Zeit aber müßten alle übrigen Porträte fertig seyn.

Diese Arbeit fiel dem guten Bruder schwer; da er seit einiger Zeit unwohl war. Ungeachtet dessen arbeitete er vom frühesten Morgen bis in die Nacht; und zwar an einem Orte, der gleichsam öffentlich war, nämlich in dem Saale, wo die Großen sich versammelten, die sich um ihn her drängten, ihm zusahen und mit allerlei Fragen ihn bestürmten; worüber er Antworten ertheilen, und dabei dennoch fortmalen mußte, ohne den mindesten Unmuth äußern zu dürfen; zumal da nur Prinzen und Große des Reiches daselbst waren, die überdies durch ihre Fragen ihm Ehre erzeigen wollten. Dieser Bruder erzählt, die Tartaren, die es nicht gewohnt waren, sich also abgebildet zu sehen, wären über ihre Aehnlichkeit auf der Leinwand in große Verwunderung gerathen, hätten einander angesehen, und wären in lautes Gelächter über einander ausgebrochen. Noch weit lauter aber hätten die chinesischen Herren und die Mantschus gelacht; und zwar nicht über die Copien, sondern über die Originale selbst, deren Gestalt, Haltung, Geberdung und Manieren so sehr gegen die chinesische Art und Weise abgestochen hätten.

Sobald ein Porträt fertig war, überbrachte man dasselbe alsbald dem Kaiser, der es scharf ins Auge faßte und dann sein Urtheil darüber aussprach,

das die Diener des Pallastes bei Zurückgabe des Bildes dem Bruder hinterbrachten. Da alle diese Urtheile sehr schmeichelhaft für den Maler ausfielen, dem man jedes Mal sagte: Hen hao, hen hao, sehr gut, sehr gut! machten die Großen, die ihn malen sahen, ihm allerlei Complimente hierüber, und sagten ihm viel Verbindliches. Noch höher aber stieg ihre Achtung für ihn, als sie sahen, daß jeden Tag ein Mandarin im Gewande des Ceremoniels ihm Speisen von dem Tische Seiner Majestät brachte, und zwar vor allen diesen Großen des Reiches, die eine solche Ehre als ein großes Glück betrachtet hätten. Dies ging so weit, daß der Minister selbst eifersüchtig ward, und seine Eifersucht nicht verbergen konnte. Gleich als wollte er wie über ein Unrecht sich rächen, das ihm selbst dadurch widerführe, oder als wollte er die Freude dämpfen, die, wie er meinte, Bruder Attiret darüber in seinem Herzen empfände, sprach er öfter in etwas höhnischem Tone zu ihm: „Es ist hier nicht wie zu Hai-tien, mein Herr; man sieht Seine Majestät nicht so leicht; es thut mir leid, daß Seine Majestät nicht kommen, und sich daran ergetzen, Sie malen zu sehen."

Hätte dieser Hofmann Demjenigen, den er auf solche Weise necken wollte, ins Herz sehen können, wahrlich er hätte solcher Reden sich enthalten; denn gerade damals, als er sowohl von den Großen als von dem Kaiser selbst mit so vielen Ehren und Höflichkeiten überströmt wurde, schrieb dieser gottesfürchtige Ordensmann den Vätern zu Peking: „Ich

wünschte von Herzen, daß diese Comödie einmal ein Ende nähme; denn fern von dem Hause Gottes und ohne geistliche Hilfe, kann ich kaum glauben, daß ich hier für Gottes Ehre sei."

Die anstrengenden Arbeiten und die rauhe Luft der Tartarei wirkten sehr nachtheilig auf die Gesundheit des religiösen Künstlers; der Kaiser, der sehr besorgt für ihn war, sandte ihm seinen ersten Leibarzt, und ließ ihn einige Tage ausruhen. Kaum aber hatte er nothdürftig sich erholt, so setzte er seine Arbeiten fort, deren viele waren, die sein ganzes großes Talent und seinen unermüdlichen Fleiß erforderten. So malte er das Bildniß des Kaisers dreimal in Lebensgröße; einmal zu Pferde, ein andermal, wie er eben einen Pfeil vom Bogen schoß, und das dritte Mal, wie er auf dem Throne saß. Dies letzte Porträt malte er im Thronsaale selbst, und der Kaiser versetzte sich in die Stellung, in welcher er wollte gemalt werden. Da es sehr heiß war, hatte er die Gnade, ihm zu sagen, er sollte seine Kappe herabnehmen und sich setzen; eine ungemeine Auszeichnung, mit welcher er keinen seiner Unterthanen beehrte; die nie anders als auf den Knien oder stehend in seiner Gegenwart seyn dürfen; und zwar selbst dann wenn sie verpflichtet sind zu arbeiten.

Der Kaiser kam öfter, die Arbeiten zu besehen und brach in großes Lob darüber aus; der Künstler aber hatte auch, zumal in der letzten Schilderung des Kaisers sich selbst übertroffen. Der Minister wünschte ihm Glück; und andere Große brachten ihm ihre

Glückwünsche dar. Da der Bruder nicht zweifelte, diese Glückwünsche bezögen sich auf die Vortrefflichkeit seiner Arbeiten und auf das Wohlgefallen, das der Kaiser darüber bezeigte, dankte er in den gewöhnlichen Ausdrücken. Als aber auch ein Mandarin eintrat, der dem Bruder wohl bekannt war, und ebenfalls seinen Glückwunsch in etwas besonderer Weise aussprach, fiel ihm dies auf; und er fragte ihn, wozu er ihm denn eigentlich Glück wünsche. Ueber diese Frage verwundert, gab Jener ihm zurück, er erfreue sich mit ihm, daß der Kaiser ihn zum Mandarin ernannt habe. — „Mich, zum Mandarin?" erwiederte Bruder Attiret. — „Ja Herr, Sie zum Mandarin, fuhr der Complimentenmacher kaltblütig fort. Wie, der ganze Hof weiß dies; und Sie allein wüßten es noch nicht?" — Der arme Bruder ward über diese Nachricht äußerst bestürzt; da er jedoch schon seit längerer Zeit auf diesen Schlag gefaßt war, sann er nur auf Mittel, denselben abzuwenden, ohne den Kaiser zu beleidigen.

Schon seit einigen Jahren hatten die Diener der kaiserlichen Kammer so wie auch einige Mandarinen, die der besondern Gnade des Kaisers sich erfreuten, und sahen wie huldreich der Monarch dem Bruder begegnete, ihn ernstlich versichert, der Kaiser habe die Absicht, ihn zum Mandarin zu erheben. Bruder Attiret jedoch antwortete ihnen damals, weder er noch die übrigen Europäer, die bei Hofe sich befänden, wären dieser zeitlichen Belohnungen wegen nach Peking gekommen; sie hätten weit reinere

Absichten gehabt; und sie verschmähten solche Ehren aus Liebe zu dem allerhöchsten Herrn des Himmels, der selbst allen Glanz seiner Herrlichkeit abgelegt habe, um Mensch zu werden, und durch sein Blut zu einer ewigen Ehre uns zu erheben.

Es hinterbrachte auch damals dieser fromme Bruder alle diese Reden den Vätern, und bat sie um Verhaltungsregeln, im Falle der Kaiser diese Drohung wirklich erfüllen wolle, ihn zum Mandarin zu ernennen. Die Väter riethen ihm einstimmig dessen ernstlich und standhaft sich zu weigern; ohne jedoch Anlaß zu einer Unzufriedenheit zu geben, die böse Folgen nach sich ziehen könnte. Denn innigst überzeugt, daß der Kaiser des Glaubens war, er habe Alles für sie gethan, wenn er solche Belohnungen ihnen ertheilte, konnten sie solchen, besonders in so bösen Zeiten nicht sorgfältig genug ausweichen; wenn sie in dem Rechte sich erhalten wollten, ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen, und in drängenden Umständen mit Freiheit zu sprechen. Denn jetzt schon sprachen Diejenigen, die in Amt und Würden standen, und an die sie in Fällen sich wendeten, welche die Religion betrafen, ganz kalt zu ihnen: Worüber habet ihr zu klagen? Behandelt der Kaiser euch nicht mit Güte? Er duldet euch an seinem Hofe; begegnet euch mit Achtung, und ertheilt euch Mandarinate! Was wollet ihr denn noch mehr? — Was also hätten sie nicht erst mit Recht beifügen können, wenn die Väter nicht durch ihr Betragen ihnen gezeigt hätten, daß sie nichts weniger als dies Alles verlangten?

Es freute den vortrefflichen Ordensmann gar sehr, daß alle Uebrigen gleicher Gesinnung mit ihm waren. Denn ist es auch, den Chinesen das Wort Gottes mit Erfolg zu verkündigen, rathsam, ja nothwendig, in Achtung und Ansehen bei ihnen zu stehen, so ist es andererseits wenigstens eben so nothwendig sie zu erbauen; und, wenn die Gelegenheit sich ergibt, zu überzeugen, daß man vollkommen uneigennützig ist; da diese Tugend bei ihnen so selten vorkommt, daß sie kaum den Namen derselben kennen, und sie beinahe als etwas Unmögliches betrachten. Von diesen Grundsätzen also überzeugt und durchdrungen, erwartete Bruder Attiret im Frieden, bis der Befehl des Kaisers ihm ämtlich zukäme, um sein Betragen darnach einzurichten; und arbeitete unterdessen wie gewöhnlich fort, gleich als hätte er nichts von Allem gewußt was ihn betraf.

Es schien auch als hätte die Vorsehung Alles also geleitet, daß sowohl die Hauptstadt als der Hof, die von dem guten Willen des Kaisers gegen die Europäer unterrichtet waren, diese letztern nur mit Verehrung ansehen konnten, ohne sie zu beneiden, und ohne sie beschuldigen zu können, als zögen sie Stellen und Aemter an sich, mit welchen sowohl die Tartaren als Chinesen die Fremden nur mit Eifersucht und Bitterkeit des Herzens bekleidet sehen. Ja das Betragen des Bruders Attiret gereichte den Vätern bei den Heiden zum Ruhme, und zugleich bei den Christen zum Nutzen für die Ausübung ihres heiligen Dienstes; denn die ersten spendeten ihm großes

und unverdächtiges Lob; da meist Männer, die in Aemtern standen, und Mandarinen in seiner Abwesenheit ihn lobten; die Christen aber waren über diesen Akt der Großmuth, wie sie die Entsagung des Bruders nannten, so sehr erfreut und erbaut, daß sie ihn beinahe für einen wunderthätigen Mann hielten. Denn die Uneigennützigkeit wird, wie bereits erinnert wurde, in China als der höchste Gipfel der Vollkommenheit betrachtet. Doch kehren wir nach Ge-hol zurück.

Es ließ also der Minister, der so eben eine Unterredung mit dem Kaiser gepflogen hatte, bei seiner Nachhausekunft den Bruder Attiret zu sich berufen, ging ihm, sobald er ihn kommen sah, entgegen, reichte ihm, nach der Weise der Tartaren, beide Hände und beglückwünschte ihn auf die freundlichste Weise. Hierauf sagte er ihm, Seine Majestät seien mit seinen Diensten überaus zufrieden; ins besondere aber über sein großes Porträt entzückt. Um ihm nun Beweise seines Wohlwollens und seiner Zuneigung zu geben, habe der Kaiser ihn zum Mandarin vierten Ranges ernannt und alle Vorrechte dieses Ranges ihm verliehen; sonach also sollte er von nun an alle Zeichen der Würde dieses Mandarinates tragen und die Einkünfte desselben beziehen."

Bei diesen Worten fiel Bruder Attiret dem Minister zu Füßen und beschwor ihn unter Thränen, bei Seiner Majestät ihn in Schutz zu nehmen. „Ich bin, sprach er, ein Ordensmann, und als solcher habe ich allen Ehren dieser Welt entsagt; und kann

daher die Wohlthat des Kaisers nicht annehmen, ohne gegen die wesentlichsten Pflichten meines Standes zu fehlen. Dies bitte ich Sie, Seiner Majestät vorzustellen; und beschwöre Sie, Ihr ganzes Ansehen zu verwenden, daß der Kaiser mich nicht nöthige, ein Amt anzunehmen, das mein ganzes Leben mir verbittern würde." — „Aber, sprach der Minister, der Bruder Costiglione und die andern Europäer, die als Mandarinen bei dem Tribunal der Mathematik angestellt sind, sind ja doch auch Ordensleute wie Sie?" — „Das sind sie allerdings, erwiederte Bruder Attiret; und sie sind nur Mandarinen, weil sie dazu gezwungen wurden." — „Nun denn, antwortete der Minister, so wird man auch Sie zwingen." Der Bruder beschwor nun den Minister aufs neue, sich für ihn zu verwenden. — „Gut also, sprach der Minister; wir werden morgen noch einmal von der Sache reden; und wenn Sie dann darauf bestehen, die Ehrenzeichen dieses Mandarinates durchaus nicht zu tragen, so wird man dies Ihnen zugestehen; nichts desto minder jedoch werden sie die Einkünfte desselben beziehen; auf diese Weise wird der Kaiser zufrieden gestellt, und Sie desgleichen. Ich nehme es auf mich, die Genehmigung Seiner Majestät hierüber zu erlangen." — Nein, gnädigster Herr, gab Bruder Attiret zurück; nicht also; ich kann die Einkünfte so wenig als die Ehren annehmen; und ich beschwöre Sie, nach ihrem ganzen Vermögen dahin zu wirken, daß ich weder zu dem Einen noch zu dem

Andern gezwungen werde." — „Auf morgen, auf morgen!" schloß hierauf der Minister und entfernte sich.

Bruder Attiret begab sich in sein Zimmer. Wie ermüdet er aber auch war und wie sehr er der Ruhe bedurfte, durchwachte er dennoch den größten Theil der Nacht im Gebet, um diesen Schlag von sich abzuwenden. Beim Anbruch des Tages hörte er, wie der Minister sich anschickte, in den Pallast des Kaisers zu gehen. Er erwartete ihn daher an der Thür und wiederholte seine dringenden Bitten. Der Minister, welcher nun klar einsah, daß er ihm eine wahre Gnade erweisen würde, wenn er eine Last von ihm entfernte, die er nur mit äußerstem Widerwillen tragen würde, verhieß ihm, wirksam bei dem Kaiser für ihn zu sprechen, damit sein Verlangen erhört würde.

Um die gewöhnliche Stunde ging nun auch Bruder Attiret in den Pallast, an seinen Gemälden zu arbeiten. Als der Kaiser ihn sah, und zufällig bemerkte, daß er die kleine blaue Kugel, das Merkmahl des Mandarinates, womit er ihn beehrt hatte, nicht auf seiner Kappe trug, wendete er sich an den Minister und fragte ihn, ob er seinen Befehl ausgerichtet habe. Der Minister antwortete mit gebeugten Knien: er habe dies zwar gethan; aber es falle dem Bruder Attiret schwer, durch solche Ehren ausgezeichnet zu werden; und hierauf gab er dem Kaiser alle Gründe des Bruders mit dem Eifer eines Mannes an, der sich ernstlich für Jemand verwendet. Der

Kaiser hörte ihn an, ohne ein einziges Wort zu erwiedern.

Als der Minister sich entfernt hatte, begab Bruder Attiret sich in den Saal; wohin der Kaiser ihm bald nachfolgte, die Gemälde besah, sein Urtheil darüber aussprach, mancherlei Fragen über die Kunst an den Bruder stellte, und dann allmälig zu einem vertraulichen Gespräche sich herabließ, worin er ihm sagte: „Warum weigerest du dich, das Mandarinat anzunehmen?“ — „Eure Majestät, sprach der Bruder, wissen die Gründe; ich bin ein Ordensmann, und als ein solcher darf ich dieser Ehren nicht genießen, die mit meinem Stande sich nicht vertragen.“ — „Aber, erwiederte der Kaiser, Bruder Castiglione ist ein Ordensmann wie du; und dennoch ist er Mandarin.“ — „Das ist freilich wahr, antwortete der Bruder, allein es ist Eurer Majestät bewußt, daß er diese Ehre mehrmals ausschlug und solche nur auf den unwiderruflichen Befehl Eurer Majestät angenommen hat.“ Und so war es auch, denn der Kaiser hatte ihn öfters zu dem Mandarinat erheben wollen; und nur auf das Drängen der Kaiserin-Mutter, deren Bildniß dieser Bruder gemalt hatte, drang der Kaiser dasselbe ihm mit Gewalt auf. — „Und ist nicht auch Vater Hallerstein Mandarin?“ fragte der Kaiser abermal. — „Ja wohl, sprach der Bruder; aber er trägt die Ehrenzeichen seiner Würde, zu welchen Eure Majestät ihn erhoben, gegen seinen Willen. Ueberdies aber steht er an der Spitze des Tribunals der Mathematik,

und muß den Verrichtungen seines Amtes obliegen.“ — „Nun denn, unterbrach ihn der Kaiser, auch du wirst bei einem Tribunale angestellt werden, und den Verrichtungen desselben abwarten.“ — „Ich kann nicht reden, schloß Bruder Attiret, und verstehe die chinesische Sprache nicht zur Genüge.“ — Der Kaiser schien mit dieser Antwort sich zu begnügen; und sprach von andern Dingen.“

Am Abend desselben Tages begab Bruder Attiret, sobald der Minister in seinen Pallast zurückgekommen war, sich alsogleich zu ihm, und brachte seine innigsten Danksagungen für seine Verwendung für ihn bei Seiner Majestät ihm dar. Der Minister nahm ihn sehr gut auf, machte ihm freundliche Vorwürfe über seine Weigerung, die Gnade des Kaisers anzunehmen, und besprach sich sehr lange und liebreich mit ihm über verschiedene Dinge. Auch begegnete er ihm seit dieser Zeit mit einer ganz besondern Achtung, und trug die zarteste Fürsorge für ihn.

Diese That des Bruders, die man in Europa selbst bei Weltleuten als etwas sehr Gewöhnliches betrachtet hätte, machte einen erstaunlichen Eindruck auf Alle, die davon hörten. Es kam ein chinesischer Priester, Herr Ku, ein Zögling der Propaganda, der lange in Italien gewesen war, zu den Vätern in Peking; und dieser sehr ernste und vortreffliche Missionär wünschte ihnen von Herzen Glück zu der Ehre, die ihr Bruder Attiret durch die Ablehnung des Mandarinates Gott und der Kirche erwiesen habe. „Sie können sich, sprach er, nicht vorstellen, wie

viel Gutes hieraus hervorgehen wird; ich kenne das Herz meiner Landsleute; und ich kann Sie versichern, daß nichts so tiefen Eindruck auf sie wirken wird als ein solches Betragen. Auch gedenke ich, in meinem Predigten großen Vortheil daraus zu erzielen, um meine Zuhörer zur Verachtung zeitlicher Güter und Ehren um der himmlischen Belohnungen willen anzuziehen.

XIV.

Arbeiten der Väter während der Verfolgung.

So lange die Missionäre bei Hofe waren, nahm kein Kaiser von China ihre Dienste so sehr in Anspruch als der damals regierende Kaiser Kien-long; und dennoch wurden sie unter keinem andern so sehr mißhandelt; und unter keinem auch wurden so grausame Befehle wider die christliche Religion erlassen. Sobald er befahl, mußte alles geschehen; und nichts durfte unmöglich sein. Die Missionäre mußten sich auf alle Forderungen gefaßt halten; denn ehe sie dessen sich versahen, wurden sie angewiesen, bald Dies, bald Jenes zu thun. Auch war der Geschmack dieses Fürsten wandelbar gleich den Jahreszeiten, einmal hatte er Lust an der Musik und an Springbrunnen; ein andermal an Bauwerken und an Maschinen. Nur für die Malerei blieb seine Vorliebe ständig; da jedoch seine frühern Neigungen immer wieder erwachen konnten, mußten die Väter beständig sich üben, um nicht unversehens überrascht zu werden.

Ueber nichts durften sie in Unwissenheit seyn. Fanden sich in den Magazinen des Kaisers irgend Maschinen, Instrumente, Mineralien, Specereien, oder Anderes, dessen Namen oder Gebrauch man nicht kannte, so wendete man sich an sie, um darüber belehrt zu werden. Brachte man aus was immer für einem Lande etwas Seltenes, Kostbares und bis dahin Unbekanntes, so mußten sie darüber Auskunft geben; gleich als ob der Name eines Europäers im Dienste des Kaisers ein lebendiges Lexicon alles Dessen wäre, was aus fremden Ländern kam. Die Väter bekannten mehr als einmal, daß ihre schwachen Kräfte und ihre beschränkten Kenntnisse niemals ausgereicht hätten, allen Forderungen des Hofes zu genügen, wenn sie nicht wären von übernatürlichen Absichten beseelt gewesen, und die Vorsehung ihnen nicht zuweilen auf besondere Weise zu Hilfe gekommen wäre. Dessen ungeachtet wurden unter diesem Fürsten ihre Brüder in den Provinzen ermordet, die christliche Religion mit größter Strenge verbannt, und sie selbst zu Peking so sehr beschränkt, daß sie die Verrichtungen ihres heiligen Amtes nur mit größter Vorsicht ausüben konnten.

Dennoch war dieser Kaiser weder grausam, noch haßte er auch geradezu die christliche Religion, ja er nahm sogar nicht selten die Missionäre gegen ihre Feinde in Schutz; allein er hatte von Anfang seiner Regierung an sich selbst zu sehr abhängig von seinen Ministern und Gerichtshöfen gemacht, und sah erst allmälig die Mißgriffe und Unglücksfälle ein, welche

durch die Willkühr der Christenfeinde unter ihnen waren begangen worden; und suchte nun, je deutlicher er zu dieser Einsicht gelangte, in eben demselben Maße seine kaiserliche Oberherrschaft über sie zu behaupten, und ihrer feindseligen Willkührlichkeit Schranken zu setzen. Weil indessen die Verfolgungsedikte einmal erlassen waren, und, ohne das Ansehen der Gerichtshöfe zu schmälern, nicht leicht konnten widerrufen werden, dauerte auch die Verfolgung fort, und ward, je nach den Ansichten der Mandarinen der verschiedenen Provinzen, hin und wieder nur mit großer Mäßigkeit, an andern Orten aber mit äußerster Strenge ausgeübt. Hier dessen einige Beispiele:

In der Provinz Hu-quam klagten einige Heiden eine christliche Familie an, die sich weigerte zu einem Götzenfeste beizutragen, und bei welcher ein chinesischer Jesuit sich aufhielt; und sagten dem Mandarin, diese Leute gehörten der europäischen Sekte an, die erst unlängst durch die strengsten Edikte sei verboten worden. Da dieser Priester, Namens Lan, namentlich war angegeben worden, ließ der Mandarin ihn vorrufen; weil er aber seine Aeltern und seine Geburtsstadt angeben konnte, hielt der Mandarin ihn für einen einfachen Christen. Nachdem er nun beide Parteien angehört, sprach er sich zu Gunsten der Christen aus, und verbot den Heiden, sie künftighin zu beunruhigen. Er fügte noch bei: Wenn die christliche Religion eine falsche Sekte wäre, würde der Kaiser nicht vier christliche Kirchen zu Peking unter seinen Augen dulden; noch auch die Präsidenten des

mathematischen Gerichtshofes mit so großen Ehren überströmen.

In einer andern Stadt der nämlichen Provinz erhob ein Soldat einen Rechtsstreit gegen seine Schwägerin, die eine Christin war, ihr Vermögen an sich zu reißen; und verflocht fünf bis sechs Christen in diese Sache. In seiner Anklage unterließ er nicht die christliche Religion anzuführen und schwere Verleumdungen wider dieselbe vorzubringen, der sichern Hoffnung, sein Recht dadurch zu verstärken. Der Mandarin jedoch ließ dadurch sich nicht täuschen; und sprach das Recht den Christen zu. Nachdem er jedoch das Urtheil zu ihren Gunsten gesprochen, befahl er ihnen ein Blättchen zu unterzeichnen, laut welchem sie der christlichen Religion entsagten. Nach einigem Widerstand unterzeichneten zwei bis drei, die übrigen hatten sich schon früher entfernt. Als aber zwei dieser letztern erfuhren, man habe ihren Namen auf diese Blätter gesetzt, faßten sie augenblicklich den Entschluß, bei dem Mandarin gegen dies Zeichen des Abfalls vom christlichen Glauben sich zu verwahren. Der Erste aus ihnen war ein siebenzigjähriger Greis, Namens Peter Li. Da man ihn nicht vorlassen wollte, betheuerte er wiederholt, er werde nie und nimmer zurückkehren, bis er nicht mit dem gnädigen Herrn gesprochen; endlich ließen die Gerichtsleute, seiner Zudringlichkeit überdrüßig, ihn eintreten. Nun warf er dem Mandarin sich zu Füßen, erklärte ihm, er habe keinen Antheil an der apostatischen Unterschrift; er sei ein Christ, und werde es bleiben so

lange er lebe; und man sollte ihm die Schrift zurückgeben, oder aber seinen Namen ausstreichen. Erstaunt über diese Kühnheit, brach der Mandarin in die schrecklichsten Drohungen aus, ihm Furcht einzujagen; doch vergebens. Es kam zu Schlägen; er aber blieb unerschütterlich, und nachdem er derselben eine ziemlich große Anzahl bekommen, fing er aufs neue an, das Blatt mit der Unterschrift zu fordern. Da der Mandarin seiner nicht los werden konnte, schleppten die Gerichtsdiener ihn bis zur Thür und sagten zornigen Tones zu ihm, er sollte sich fortscheren, und seinen Gott anbeten so lange er wolle; aber das Blatt werde auf alle Fälle im Archiv hinterlegt bleiben. — Der Zweite kam und hielt die nämlichen Betheuerungen; doch kam er leichter davon, denn der Mandarin, ein gemäßigter Mann, beschränkte sich darauf, ihm den Rücken zu wenden, ohne seiner dringenden Bitten zu achten.

An andern Orten ließ man die Christen vor die Richterstühle kommen, befragte sie dort über ihre Gottesverehrung, ihre Lehre, ihre Uebungen und Ceremonien; und nach ihren Antworten konnten die Richter sich nicht erwehren, dies Alles zu billigen und zu loben, dessen ungeachtet wendeten sie in wundersamem Widerspruch mit sich selbst, Arglist, Verheißungen, Drohungen, ja sogar Foltern an, sie dahin zu bewegen, daß sie wenigstens einige Worte sagen möchten, die, ohne eine förmliche Abschwörung ihrer Religion zu sein, wenigstens Anlaß zur Vermuthung geben könnten, sie hätten ihren Sinn

geändert. „Ihr möget meinetwegen, sprachen sie zu ihnen, morgen wieder zu euern gewöhnlichen Gebräuchen zurückkehren; wir kümmern uns weder um eure Gedanken noch um eure Herzen; glaubet was ihr wollet; denket wie es euch gut dünkt; wir haben nichts dagegen; nur Ein Wort verlangen wir aus euerm Munde. Saget: „Ich werde auf meiner Hut seyn; ich werde mich bessern; ich werde mein Leben ändern oder Aehnliches.“

Da die Meisten diese Ausdrücke auf Fehler bezogen, die sie vor Gott sich vorzuwerfen hatten, und den Sinn nicht genau ins Auge faßten, welchen die Richter diesen Worten unterlegten, gingen sie in die Falle. Manche jedoch bemerkten den Doppelsinn und die Schlauheit der Ungläubigen; und es schien als verabscheuten sie solche sogar, so lange man es bei Drohungen gegen sie bewenden ließ. Als man jedoch anfing, von Foltern mit ihnen zu sprechen, fingen diese Ausdrücke, die sie Anfangs als offenbare Zeichen des Abfalls vom Glauben verworfen hatten, an, sie erträglich zu bedünken; allmälig fanden sie solche gerecht; endlich gaben sie ihre Zustimmung dazu; theils früher, theils später; und zwar einige persönlich, Andere durch ihre Freunde und Verwandten. Manche jedoch bestanden fest selbst bei dem Anblick der Marterwerkzeuge. Da aber die Mandarinen nicht sowohl darauf ausgingen, Märtyrer, als vielmehr Abtrünnige, wenigstens dem Anschein nach, aus ihnen zu machen, gaben sie sich vielfältige Mühe, unter ihren Freunden oder Verwandten Solche zu

finden, die sich für sie verbürgten, wenigstens der Form nach; was ihnen auch zum Theil gelang.

Gewöhnlich war das Ende solcher gerichtlichen Verhandlungen, daß man Anschlagzettel öffentlich anklebte, wodurch die christliche Religion verboten ward; und zwar aus keinem andern Grunde, als weil sie fremd im Reiche sei, und der Verehrung des Fo widerstrebe, den Voraltern keine Opfer darbringe, und weder Weihrauch noch gemünztes Papier zu ihrer Ehre verbrenne. Ja auch diese Anschlagzettel waren meist also verfaßt, daß man dabei in Zweifel ziehen konnte, ob man dadurch die Christen tadle oder lobe, und ob das Ganze nicht vielmehr eine Satyre auf die abergläubigen Gebräuche des Reiches sei, welche die Aufgeklärten der Nation selbst verlachten.

Doch, wie bereits erinnert wurde, liefen die Verfolgungen nicht allenthalben so gelinde ab; der Vicekönig von Nanking, ein geschworner Feind der christlichen Religion, verfolgte sie in seiner Wuth; schon seit längerer Zeit hatte er fünf portugiesische Väter gefangen nehmen lassen, die ohne die thätigste Verwendung der Missionäre zu Peking und ihrer mächtigen Gönner sehr wahrscheinlich wären zum Tode verurtheilt worden; wenigstens bemühte er sich ihr Todesurtheil zu erwirken; und mit großer Freude auch wären diese Bekenner des Märtyrertodes gestorben. Die Väter zu Peking aber hielten in dieser Noth an eifrigen Glaubensboten ihr Leben für die Missionen für nothwendiger; und es gelang ihnen

auch, wiewohl erst nach Jahren, sie aus dem Gefängnisse zu befreien.

Nicht minder wüthete auch die Verfolgung in der Provinz Fo-kien fort. Allenthalben wurden die Christen daselbst schwer bedrängt; ganz besonders aber stellte man den Missionären nach. Wir wollen aus dieser Verfolgung nur Ein Beispiel anführen. Ein sehr eifriger, und wegen seiner großen Tugenden bei allen christlichen Gemeinden der Umgegend ungemein hochgeachteter chinesischer Priester begab sich auf eine kleine Insel, die Beichten der Gläubigen anzuhören. Er war aber kaum angekommen, als er auch sogleich dem Mandarin verrathen ward. Alsbald ward nun das Haus, in das er sich begeben hatte, von Soldaten umringt, die unter großem Geschrei drohten, dasselbe in Brand zu stecken, wofern man den Missionär ihnen nicht herausgäbe.

Die Christen indessen, die nicht deutlich verstanden hatten, was diese Leute begehrten, öffneten die Thür, um zu hören, was da vorginge. In demselben Augenblicke aber drangen die Soldaten auf sie ein, ergriffen alle Personen des Hauses und plünderten die Capelle des Missionärs. Da dieser ein Chinese war, konnten sie ihn nicht sogleich erkennen, sie fragten also die Christen, wo er hingekommen wäre. Sie jedoch wollten hierauf nicht antworten. Weil aber der Bekenner fürchtete, man werde sie mißhandeln, um sie zum Geständnisse zu nöthigen, gab er sich selbst an. Nun ward er sogleich wie ein Verbrecher

festgebunden und bis am folgenden Morgen in den Kerker geworfen.

Am folgenden Tage in der Frühe, ließ der Mandarin ihn vorführen und fragte ihn, ob er nicht Eines der Oberhäupter der christlichen Religion sei? wie viele Personen er bereits verführt habe? wie hoch die Anzahl der Christen auf der Insel sich belaufe; und wie dieselben hießen? wozu die kirchlichen Gewande und europäischen Bücher dienten, die er bei sich habe? und ob die Flasche mit Oel, die man bei ihm gefunden, nicht zur Zauberei bestimmt sei? Auf diese verschiedenen Fragen antwortete der Bekenner mit so großer Festigkeit als Weisheit und Bestimmtheit: „Ich bin kein Oberhaupt der christlichen Religion; zu einem so hohen Range habe ich weder Tugenden noch Verdienste genug. Ich bekenne diese heilige Religion und lehre dieselbe. Niemals habe ich Jemand verführt. Ich weiß die Namen verschiedener Christen auf dieser Insel, und kenne auch die Anzahl derselben; werde Ihnen aber weder das Eine noch das Andere sagen; denn dies hieße Verrath an meinen Brüdern begehen. Die Gewande und Bücher, die Sie hier sehen, dienen bei den Opfern, die ich dem einzigen wahren Gott und Schöpfer des Himmels und der Erde darbringe; diese Flasche mit Oel aber dient keineswegs zur Zauberei; denn diese wird von allen Christen verabscheut."

Der Mandarin ließ das Verhör schriftlich aufsetzen, den Missionär ins Gefängniß zurückführen bis zum folgenden Tage, wo er ihn, von einer Horde

Soldaten begleitet, zu einem höhern Mandarin, seinem Vorgesetzten, abführen ließ. Dieser ließ ihm hundert vierzig Backenstreiche und achtzig Stockstreiche versetzen; und da diese Peinigungen vergeblich waren, befahl er den Bekenner grausam zu foltern, über welcher Marter er ohnmächtig ward. Nun ließ er ihn erquicken, und ins Gefängniß zurück führen; wiederholte jedoch am folgenden Tage diese Grausamkeit aufs neue; ward aber von der unerschütterlichen Festigkeit beschämt, mit welcher der Priester Gottes seine Tyrannei besiegte.

Da er nun sah, daß seine Geduld durch keine Qual sich ermüden ließ, stellte er ihm die Wahl zwischen drei Dingen frei: entweder die Namen, die Anzahl und die Wohnungen der Christen auf der Insel anzugeben; oder ein Bonze zu werden, oder aber zum Tode verurtheilt zu werden. Der apostolische Mann antwortete: „Ich werde meine Brüder niemals verrathen; ein Bonze zu werden, verbietet mir die Rechtschaffenheit und sogar das Ehrgefühl; den Tod aber fürchte ich nicht; verurtheilet mich also immerhin dazu. Allzu glücklich wäre ich, wenn ich mein Blut um der Sache Gottes willen vergießen könnte, den ich verkündige.“ Wüthend über die unbezwingliche Standhaftigkeit des Bekenners, sprach er ihm das Todesurtheil; und sandte dasselbe zur Bestätigung nach Peking. Der Gerichtshof der Verbrechen bestätigte solches auch wirklich; der Kaiser jedoch milderte diese Strafe und wandelte sie in Verbannung. Die göttliche Vorsehung aber ordnete die

Dinge also, daß er in den Winkel einer fernen Provinz verbannt ward, wo zahlreiche christliche Gemeinden bestanden, die seit langer Zeit keinen Missionär gesehen hatten, ihn wie einen Engel vom Himmel aufnahmen und Gott für seine Sendung mit heiliger Freude dankten.

XV.

Ankunft neuer Missionäre. Schwierigkeiten dabei. Ihre Beschäftigungen.

Während dieser Ereignisse und der so vieljährigen Verfolgungen war das Jahr 1767 herangenaht. Es waren unterdessen mehrmals Missionäre angekommen; da aber der Vicekönig von Canton ein erklärter Feind der Christen war, hatte der Superior der Missionen es nicht gewagt, sie landen zu lassen; sondern sie in Erwartung besserer Zeiten auf die Insel St. Mauritius oder Isle de France gesandt. Denn es war noch nicht lange her, daß der Vicekönig zwei Missionäre aus dem Franciscaner-Orden hatte ergreifen lassen, die nach seinem Urtheil zu lebenslänglichem Kerker waren verdammt worden; ihr Führer aber war zur Erdroßlung auf künftigen Herbst verurtheilt. Ja der Superior selbst, P. Lefebre war beständig flüchtig, da zu Macao kein sicherer Aufenthalt mehr für ihn war; und er auch zu Canton sich nicht aufhalten durfte, da noch immer das alte Verbot bestand; weshalb er meist immer auf einer Barke sich verborgen hielt.

Er ward daher sehr betroffen, als um eben dieselbe Zeit P. Ventavon in einem französischen Kauffahrteischiffe ankam, um in den Missionen des Landes zu arbeiten. Er stellte ihm sogleich die Unmöglichkeit vor, unter gegenwärtigen Verhältnissen in das Reich einzudringen; vertröstete ihn aber mit der Hoffnung, ihm wo möglich die Erlaubniß zu erwirken nach Peking zu reisen. Der Vicekönig jedoch widersetzte sich dieser Sache aus ganzer Kraft; wie er auch schon früher die Bemühungen anderer Missionäre vereitelt hatte, für welche man um die Erlaubniß angesucht hatte, nach Peking sich zu begeben. Denn noch im vorhergehenden Jahre war nebst andern auch der Laienbruder Bazin, ein Mann, der in der Arzeneikunde und der Apothekerkunst erfahren war, genöthiget worden, nach der Insel St. Mauritius abzureisen; aber gerade diesen Umstand leitete die Vorsehung dahin, daß er dem neuen Ankömmling den Weg nach der Hauptstadt bahnen mußte.

Denn noch bevor der Bruder auf die genannte Insel abreiste, hatte man seine Ankunft den Vätern zu Peking gemeldet; und da um die nämliche Zeit der fünfte Sohn des Kaisers erkrankte, und man diese Väter befragte, ob sie keinen Europäer kännten, der in der Arzeneikunde erfahren sei, antworteten sie, sie hätten vernommen, es sei allerdings ein solcher zu Canton angekommen. Auf diese Nachricht hin sandte der Kaiser ungesäumt einen Eilboten nach Canton ab, den Bruder Bazin nach Hofe zu berufen. Wie schnell aber der Bote auch eilte, traf er

dennoch den Bruder nicht mehr; der unterdessen mit P. Lefebre nach der Insel St. Mauritius abgesegelt war.

Nun aber entstand zu Canton eine sehr rührige Bewegung; es wurden Boten über Boten nach allen Seiten ausgesandt, Nachrichten von diesem Arzeneikundigen einzuziehen. Es reisten sogar Mandarinen nach Macao ab, die Portugiesen zu zwingen, ihn aufzusuchen, welche indessen feierlich betheuerten, sie wüßten durchaus nicht, wo er sich aufhielte. Als endlich nach vielen Forschungen der Vicekönig erfuhr, er sei nach der Insel St. Mauritius abgereist, wollte er alsbald chinesische Tschonken dahin absenden, von dort ihn zu holen, was er auch unfehlbar gethan hätte, wenn man ihm nicht vorgestellt hätte, daß diese Schiffe unvermögend seien, eine solche Reise auszuhalten. Man schrieb nach Indien, und sogar nach Europa, den Bruder Bazin so schnell nur möglich nach China zu senden; kurz ein ganzes Jahr hindurch ward nichts mit größerer Sehnsucht erwartet als die Ankunft dieses Bruders, der nichts von Allem wußte was um seinetwillen zu Canton geschah, und den das Kauffahrteischiff, das den P. Ventavon mit sich führte, zufällig aufnahm, ohne daß es die geringste Kenntniß von der Verlegenheit hatte, in welcher man wegen seiner Entfernung war; über dessen Ankunft zu Canton nun Alle angenehm überrascht wurden.

Es hatte aber der Vicekönig kaum erfahren, daß Bruder Bazin angekommen war, als er ihn auch

augenblicklich berufen ließ. P. Ventavon ward mit ihm zugleich dem Vicekönig vorgestellt, der sie mit großem Ceremoniel empfing, um ihr Alter sie befragte, so wie auch ob sie in chinesischer oder in europäischer Tracht nach Peking reisen wollten; was sie seiner Entscheidung überließen. Hierauf sprach er zu dem Bruder, er könne abreisen, sobald es ihm beliebe: hinsichtlich seines Gefährten aber wolle er sich noch besinnen. Sie besuchten dann auch den höchsten Mandarin nach dem Vicekönige, der diesem letztern wahrscheinlich den Rath ertheilte, P. Ventavon nach Peking abreisen zu lassen, um nicht eine neue Verlegenheit sich zu bereiten; denn schon am folgenden Tage ließ der Vicekönig ihnen sagen, es stände beiden frei den Tag ihrer Abreise zu bestimmen.

Es reisten also die beiden Jesuiten nach Peking ab; ihr Superior aber, der mit ihnen von St. Mauritius zurückgekehrt war, zog sich zu Canton in das Haus eines der Oberhäupter des Großhandels zurück, der ihm sehr gewogen war. Denn seine Gegenwart in dieser Stadt war unbedingt nothwendig, den Missionären, die in das Reich oder in die Hauptstadt desselben sich begeben sollten, den Eingang zu vermitteln, so wie auch die Ankömmlinge in den Sitten und Gebräuchen des Landes zu unterrichten; weshalb auch diese Sache den Vätern zu Peking sehr am Herzen lag; die indessen sehr mißlich war, da es aller Klugheit entgegen schien, eine Bitte desfalls zu stellen. Weil jedoch die Nothwendigkeit täglich sich dringender herausstellte, wagten sie endlich dennoch

den Versuch und überreichten einem Großen des Reiches, der vom Kaiser beauftragt war, für sie zu sorgen, ein Bittschreiben an den Kaiser, worin sie ihn dringend baten, ihrem Sachwalter die Erlaubniß zu ertheilen, in Canton wohnen zu dürfen. Sie begründeten auch ihr Gesuch so triftig, daß der Kaiser die Billigkeit desselben einsah und dem Vicekönig auf der Stelle Befehl zusandte, die Sache zu untersuchen und solche zur Zufriedenheit der Väter zu schlichten.

Die Väter bewunderten die Güte der göttlichen Vorsehung in der Schlichtung dieser Sache, die menschlicher Weise unmöglich schien; auch war der Vicekönig keineswegs geneigt, solche zu ihrer Zufriedenheit zu ordnen; da er es höchst ungern sah, daß P. Lefebre zu Canton blieb. Er sandte daher zwei Mandarinen nach Macao, welche die Portugiesen aufforderten, ihn aufzunehmen, und zwar thaten sie dies auf eine Weise, welche demüthigend für sie war; denn ungeachtet aller ihrer Einwendungen zwangen sie dieselben, diesen Vater aufzunehmen, und Bürgschaft zu leisten, wofern irgend Unangenehmes ihm widerführe. — Ihren Widerstand zu rechtfertigen, berichteten nun die Portugiesen dem Vicekönig umständlich alle Verleumdungen und Lügen, die ihnen von Europa aus wider die Väter der Gesellschaft Jesu zugekommen waren, und fügten noch andere von ihrer eigenen Erfindung bei. Der Vicekönig aber ward hierüber nicht wenig erfreut, da er nun glaubte gewonnenes Spiel gegen den Vater und die übri-

gen Missionäre zu haben; und unterließ nicht dem Kaiser einen Bericht einzusenden, der alle diese niederträchtigen Verleumdungen enthielt, und worin er darauf antrug, die nachgesuchte Erlaubniß zu verweigern.

Doch der Kaiser, der die Rechtschaffenheit der Väter seit langer Zeit kannte, und dem nicht minder die Böswilligkeit des Vicekönigs gegen sie bekannt war; ja der, ob er auch darüber sich nicht geäußert hatte, die grimmigen Verfolgungen dieses Christenfeindes mit Mißfallen sah, ward über diesen Bericht unwillig, und durchschaute beim ersten Blick das ganze Gewebe der Bosheit. Um aber diesem hohen Mandarin seine Ansichten deutlich kund zu geben, ertheilte er ihm Befehl, dem P. Lefebre die förmliche Erlaubniß zu geben, zu Canton zu wohnen, ferner die Väter Bourgeris und Collas, welche er im verflossenen Jahre abgewiesen hatte, auf der Stelle nach Peking zu befördern; die beiden Missionäre des Franziskaner-Ordens, die durch den Gerichtshof zu ewigem Gefängnisse waren verurtheilt worden, ohne alle Mißhandlung zu entlassen und nach Europa zurückzusenden; die Todesstrafe aber, die über ihren Führer verhängt war, in Verbannung umzuwandeln. Man denke sich den Jubel sämmtlicher Missionäre über diese Huld des Monarchen! Alle priesen die göttliche Güte, deren Hand sie in dieser glücklichen Wendung der Dinge erkannten und freudig anbeteten.

Es übte also Bruder Bazin die Arzeneikunde mit großem Segen zu Peking; P. Ventavon aber

schrieb ein Jahr nach seiner Ankunft an Einen seiner Ordensgenossen in Europa wie folgt: „Ich ward zum Kaiser gerufen als Uhrmacher, oder eigentlicher als Maschinist; denn der Kaiser verlangt von uns nicht sowohl Uhren als kunstreiche Maschinen. Bruder Thiebaut, der einige Zeit vor meiner Ankunft starb, machte ihm einen Löwen und einen Tiger, weche allein gehen.*) Ich erhielt die Aufgabe, zwei Men-

*) Von dieser Maschine schrieb P. Amiot an P. Latour: „Dem Kaiser gefällig zu sein und seinen Befehlen zu gehorchen, hat nun Bruder Thiebaut so eben glücklich einen automatischen Löwen vollendet (wahrscheinlich also machte er den Tiger später), der hundert Schritte, gleich einem gewöhnlichen Thiere, geht; und in seinem Innern alle Federn verbirgt, die ihn in Bewegung setzen. Es ist fürwahr erstaunlich, wie mit dem einfachen Prinzip der gemeinsten Uhrmacherkunst dieser geliebte Bruder die Kunst einer Maschine von selbst erfinden und verfertigen konnte, die das Höchste enthält was die Mechanik zu leisten vermag. Ich spreche von diesem Automat als Augenzeuge; denn ich selbst habe es gesehen, und in dem Pallaste gehen lassen, bevor es seine letzte Vollendung erhalten hatte. In gleicher Absicht, das Wohlwollen des Kaisers zu gewinnen, unternahm P. Sigmund, Missionär der Propaganda, ein anderes Automat, das eine menschliche Gestalt erhalten, und auf die gewöhnliche Weise der Menschen gehen soll. Wenn dies Kunstwerk diesem Vater gelingt, wie es von seinem Genie und seinen Talenten sich erwarten läßt, die er für ähnliche Dinge besitzt, so könnte der Kaiser wohl auf den Einfall kommen, ihm zu befehlen, seinem Automaten auch die übrigen thierischen Vermögen zu erthei-

schen zu bilden, die eine Vase mit Blumen tragen, und damit fortgehen. Schon arbeite ich nun seit sieben Monaten daran, und werde wohl noch ein gutes Jahr zur Vollendung dieses Kunstwerkes brauchen."

„Dies verschaffte mir öfters die Gelegenheit, den Kaiser in der Nähe zu sehen. Er ist ein Mann von hohem Wuchse und sehr schöner Gestalt. Sein Angesicht ist sehr holdselig; doch zugleich auch sehr geeignet, Ehrfurcht einzuflößen. Wenn er gegen seine Unterthanen eine große Strenge beobachtet, so kommt dies, wie ich erachte, nicht sowohl daher, weil diese Strenge in seinem Gemüthe läge, als weil er sonst es nicht vermöchte, zwei so ungeheure Reiche, wie China und die Tartarei in den Gränzen der Abhängigkeit und der Pflicht zu erhalten. Auch zittern alle Großen des Reiches vor ihm. So oft er mit seiner Ansprache mich beehrte, geschah dies mit einer Güte, die mir das Vertrauen einflößte, zum Wohl der Religion mit ihm zu sprechen."

„Als ich das erste Mal ihn sah, stand er neben mir, und befragte mich über mein Werk, ich aber antwortete ihm, ohne ihn zu kennen; denn er hat kein anderes Merkmahl, das von Privatpersonen ihn unterschiede, als einen kleinen Knopf von rother

---

len, und ihm zu sagen: du hast es gehen machen, so mache denn auch, daß es rede!" — Auch beschreibt der nämliche Missionär noch verschiedene andere erstaunliche Kunstwerke, welche die Väter für diesen Kaiser verfertigten.

Seide, den er auf seiner Kappe trägt, wenn er nicht im Ceremoniel erscheint. Ich hielt ihn für einen Großen, der dem Kaiser vorangesandt ward, dessen Ankunft wir erwarteten, und der früher um den Stand der Dinge sich erkundigen sollte. Aber kaum konnte ich von meinem Erstaunen mich erholen, als ich sah, wie ein Mandarin die Knie vor ihm beugte, um auf eine Frage zu antworten, die der Kaiser ihm stellte. Er ist ein großer Fürst, der Alles selbst sieht und thut. Im Winter wie im Sommer setzt er sich am frühesten Morgen auf seinen Thron und beginnt seine Arbeiten für den Staat; es ist kaum begreiflich, wie er in Alles so umständlich sich einlassen kann. Je älter er wird, um so günstiger wird er den Europäern. O daß Gott ihn erleuchtete, wie bald würde dann die Religion Jesu Christi in China sich verbreiten, und in diesem Reiche Ersatz für den so vielfältigen Verlust finden, den sie beinahe täglich in Europa erleidet!"

„Täglich muß ich mich in den Pallast begeben, und kann daher nicht mit unsern Brüdern in der Stadt seyn; da meine Arbeiten in die Nothwendigkeit mich versetzen, zu Hai-tien zu bleiben, wo der Kaiser sich gewöhnlich aufhält. Nur die Hoffnung der Religion dadurch nützlich zu seyn, daß wir den Kaiser in guter Stimmung erhalten, kann mir Muth und einiges Vergnügen für meine Arbeiten einflößen; denn dürfte ich meiner eigenen Neigung folgen, so möchte ich lieber in den Provinzen mit dem Unterricht der neuen Gläubigen und mit der Bekehrung der Heiden mich beschäftigen. Doch die Vorsehung hat

die Dinge anders geordnet, und ich hoffe, sie wird ihre Ehre aus allem erzielen.“

„Uebrigens arbeiten wir hier in Frieden und Ruhe. Wir haben Werkleute, die unter unserer Leitung arbeiten; und Niemand stört uns. Ich bete ohne Umstände mein Brevier in Gegenwart der heidnischen Mandarinen und eben so auch meine andern Gebete. Sie sehen wie große Freiheit wir für alle unsre religiösen Uebungen haben, und wie bescheiden der Kaiser in dieser Beziehung ist. Er und die Großen bekennen, unsre Religion sei gut, und sie widersetzen sich der öffentlichen Verkündigung derselben nur aus Staatsklugheit, weil sie fürchten, wir verbergen unter dem Vorwand der Religion eine andere Absicht; noch konnte eine mehr als zweihundertjährige Erfahrung sie nicht vom Gegentheil überzeugen!“

„Neulich ward mir ein Gefäß aus Stahl gebracht, dem man gern einen blauen Anstrich gegeben hätte. Sie fragten mich, ob dies seyn könne. Ich, der ich nicht wußte, zu welchem Gebrauche dies Gefäß bestimmt sei, antwortete, ich wollte wenigstens es versuchen. Unterdessen aber sagte man mir, dies Gefäß sei zu abergläubigen Gebräuchen bestimmt, was die Mandarinen mir hatten verheimlichen wollen. Ich aber ging dann zu ihnen hin und sagte ihnen lächelnd: „Als ihr mir dies Gefäß brachtet, sagtet ihr mir nicht, es sei zu gewissen Gebräuchen bestimmt, die gegen die Heiligkeit unsrer Religion sind; ich kann also diese Arbeit auf keinen Fall übernehmen.“ Die Mandarinen fingen an zu lachen, und be-

standen nicht weiter darauf; wodurch sie zur Genüge zeigten, wie gering sie ihre Götter achten. Somit also blieb das Gefäß wie es war.."

XVI.

Beschreibung des kaiserlichen Lustschlosses bei Peking.

Hai-tien, wo die Missionäre den verschiedenen Arbeiten für den Kaiser abwarteten, lag in dem ersten Umfang des kaiserlichen Lustschlosses, das der gewöhnliche Aufenthalt der kaiserlichen Familie war. Einen deutlichen Begriff von den Wasserwerken zu geben, die, wie wir bald sehen werden, P. Benoit auf Verlangen dieses Monarchen daselbst ausführte, folgt hier eine Schilderung dieses denkwürdigen Zauberpallastes, die wir der Feder des berühmten Malers, Bruder Attirets, verdanken, vielleicht des einzigen Europäers, der so glücklich war, alle einzelnen Theile desselben genau zu sehen.

Wer die herrlichen Monumente und Bauwerke in Italien und Frankreich gesehen hat, spricht dieser Künstler, der sieht Alles was man sonst sehen kann, nur mit Gleichgültigkeit und Verachtung an.*) Hievon muß man jedoch den Pallast des Kaisers zu Peking und seine Lusthäuser ausnehmen; denn hier ist Alles groß und wahrhaft schön, sowohl in Beziehung auf den Plan als

*) Dies scheint zu beweisen, daß Bruder Attiret wohl niemals eine Reise durch Deutschland machte.

auf die Ausführung, und ich ward darüber zu um so grösserem Erstaunen hingerissen, als meinen Augen nie irgend Aehnliches begegnete. Gern möchte ich davon eine Schilderung entwerfen, die zu einem richtigen Begriffe erheben könnte; dies jedoch ist allzu schwer, weil unter allen diesen Dingen nichts sich findet, das mit unsrer Bauart und überhaupt mit unsrer Architektur etwas gemein hätte.

Der Pallast ist wenigstens so groß als die Stadt Dijon; er besteht aus einer großen Anzahl Wohngebäude, die nicht mit einander zusammen hängen, aber das schönste Verhältniß zu einander haben, und durch große Höfe, Gärten und Blumenstücke von einander getrennt sind. Die Vorderseite aller dieser Wohngebäude ist glänzend durch ihre Vergoldung, durch Lackfirniß und Malereien. Das Innere derselben ist mit Allem versehen und eingerichtet was nur China, Indien und Europa Schönstes und Kostbarstes hervorbringen.

Die Lusthäuser bezaubern das Auge. Sie bestehen aus sehr geräumigen Gründen, wo man kleine künstliche Berge von zwanzig bis fünfzig Fuß Höhe angelegt hat, woraus dann eine zahllose Menge kleiner Thäler sich bildet. Der Grund dieser Thäler wird von Kanälen bewässert, die ein klares Wasser führen, und an mehrern Stellen sich vereinen, Seen und Meere zu bilden. Man fährt durch diese Kanäle, diese Teiche und Meere auf schönen und prächtigen Barken; eine derselben, die ich sah, war dreizehn Klafter lang und vier Klafter breit, und trug ein

prachtvolles Haus. In jedem dieser Thäler stehen am Rande der Fluthen Gebäude, die vollkommen zu einander passen, und aus mehreren Wohnungen, Höfen, offenen und bedeckten Gängen, Gärten, Blumenstöcken, kleinen Wässerfällen u. s. w. bestehen, woraus ein Ganzes sich gestaltet, dessen Anblick wunderbar ist.

Geht man von einem Thale fort, so geschieht dies nicht durch schöne, gerade Alleen wie in Europa; sondern durch Zickzacks und Umkreise, die selbst mit kleinen Pavillons und kleinen Grotten geschmückt sind, bei deren Austritt man abermal in einem andern Thale sich befindet, das aber durch den Boden oder durch die Art der Gebäude ganz verschieden von dem ersten ist.

Alle diese Berge und Hügel sind mit Bäumen, zumal mit Blumenbäumen besetzt, die hier etwas sehr Gewöhnliches sind. Es ist ein wahres irdisches Paradies. Die Kanäle sind nicht wie bei uns mit behauenen Steinen nach der Schnur begränzt; sondern ganz ländlich mit Felsenstücken belegt, von welchen die einen vorspringen, die andern zurückweichen, alle aber mit so großer Kunst angebracht sind, daß man glaubt, es sei dies ein Werk der Natur. Bald ist der Kanal breit, bald enge; hier schlängelt er sich, dort bildet er stumpfe Winkel, gleich als würde sein Lauf wirklich durch die Hügel und Felsen ihm vorgezeichnet. Die Ränder desselben sind mit Blumen besäet, die aus Felsenwerk hervorblühen und ein Werk der Natur scheinen; jede Jahreszeit schmückt sich mit den ihrigen.

So wie man in ein Thal kommt, nimmt man die Gebäude wahr. Die ganze Vorderseite besteht aus Säulen und Fenstern. Das vergoldete, gemalte, lackirte Zimmerwerk, die aus grauen, scharf geschnittenen und wohl polirten Backsteinen bestehenden Mauern, die mit rothen, gelben, blauen, grünen, violetten, schön gefirnißten Ziegeln bedeckten Dächer bilden durch ihre Mischung und Eintheilung eine wunderliebliche Manchfaltigkeit und Symmetrie. Alle diese Gebäude sind meist ebenerdig; sie sind zwei, vier, sechs und auch acht Fuß hoch über der Erde erhoben; manche jedoch haben auch ein Stockwerk. Man steigt nicht auf steinernen, durch die Kunst geordneten Stufen, sondern auf Felsenstücken hinauf, die also gelegt sind als hätte die Natur sie zu einer Treppe gebildet. Nichts hat größere Aehnlichkeit mit jenen fabelhaften Feenpallästen, von welchen man träumte, sie ständen mitten in einer Wüste auf einem Felsen errichtet, und der Zugang zu denselben sei holperig und führe auf einem sich schlängelnden Wege empor.

Die innern Gemächer entsprechen vollkommen der Pracht, die nach Außen erglänzt. Nicht nur sind sie vortrefflich eingetheilt; sondern die Möbel und Verzierungen sind äußerst geschmackvoll und von sehr hohem Werthe. In den Höfen und auf den Zugängen stehen Vasen aus Marmor, Porzellän oder Kupfer, voll der schönsten Blumen. Vor einige dieser Häuser wurden, statt unsittlicher Standbilder, Gestalten symbolischer Thiere aus gegossenem Erz oder

Kupfer, und Urnen aufgestellt, wohlriechendes Räucherpulver zu verbrennen.

Jedes dieser Thäler hat, wie bereits erinnert wurde, sein eigenes Lusthaus, das zwar im Verhältniß zu dem Raume des ganzen Umfangs klein, in sich selbst jedoch groß genug ist, den größten unsrer europäischen Herren mit seinem ganzen Gefolge zu beherbergen. Mehrere dieser Häuser sind von Cedernholz erbaut, das fünfhundert Stunden weit von hier mit großen Unkosten herbeigeführt wird. Wie viele dieser Palläste aber glauben Sie wohl, daß in den verschiedenen Thälern dieses ungeheuern Umfangs sich finden? — Mehr denn zwei hundert; ohne eben so viele Häuser für die Verschnittenen. Denn diese sind als Wächter über jeden dieser Palläste aufgestellt; und immer haben sie eine Wohnung darneben, die nur einige Klafter weit davon entfernt sind. Diese Wohnungen sind ziemlich einfach, und eben darum immer durch irgend ein Stück Mauer oder durch die Berge verborgen.

Die Kanäle sind von Entfernung zu Entfernung durch Brücken abgetheilt, die Verbindung eines Ortes mit dem andern zu erleichtern. Diese Brücken sind gewöhnlich von Backsteinen, sind wohl auch von behauenen Steinen; einige auch sind von Holz; alle aber sind hoch genug, daß die Barken frei darunter fortrudern können. Die Geländer dieser Brücken sind von weißem Marmor und sehr kunstreich in halberhabener Arbeit geschnitzt; immer sind sie in großer Verschiedenheit von einander gemacht.

Man muß jedoch nicht denken, daß diese Brücken einen geraden Weg führen; dies ist durchaus nicht der Fall; sie machen Umkreise und schlängeln sich dergestalt, daß manche Brücke, die, wenn sie in gerader Linie fortliefe, nur dreißig bis vierzig Fuß lang sein dürfte, durch die Umkreise, die ihr gegeben werden, zwei bis drei hundert Fuß Länge erhält. Man sieht derselben einige, auf welchen entweder in der Mitte oder am Ende kleine Lustpavillons stehen; welche Ruhepunkte bilden, und von vier, acht, bis sechzehn Säulen getragen werden. Gewöhnlich stehen solche Pavillons auf jenen Brücken, wo die lieblichste Aussicht sich darbietet. Bei andern Brücken sind am Ende Triumphbögen aus Holz oder weißem Marmor von ungemein schönem Bau angebracht, der aber von allen unsern europäischen Ideen unendlich weit entfernt ist.

Ich sagte früher, die Kanäle vereinigten sich und ergössen ihr Gewässer in Teiche und Meere. Wirklich führt ein solches Wasserbecken, das in jeder Richtung eine halbe Stunde im Durchmesser hat, den Namen eines Meeres. Es ist dies eine der schönsten Stellen dieses Lusthauses. Rings um dies Wasserbecken stehen von Entfernung zu Entfernung große Wohngebäude, die durch Kanäle und durch jene künstlichen Berge von einander getrennt sind, von welchen bereits die Rede war.

Eine wahre Juwele aber ist eine Insel oder ein Felsen, der mitten aus diesem Meere auf eine rauhe und wilde Weise hervorragt, und ungefähr eine

Klafter hoch über die Fluthen sich erhebt. Auf diesem Felsen steht ein kleiner Pallast, der aber dennoch über hundert Zimmer oder Säle in sich faßt. Er hat vier Façaden, und ist mit einer Schönheit und in einem Geschmack erbaut, für die ich keine Worte finde, solche auszudrücken. Von hier aus sieht man alle Palläste, die in Zwischenräumen die Ufer dieses Wasserbeckens begränzen; alle Berge, die dorthin sich verlieren; alle Kanäle, die dort sich vereinigen, ihre Fluthen dahin zu bringen, oder von dort sie zu holen; alle Brücken, die an dem äußersten Ende oder an der Mündung der Kanäle stehen, alle Pavillons oder Triumphbögen, welche diese Brücken verzieren; alle Lustwäldchen, die alle diese Palläste also bedecken, daß jene, die auf der nämlichen Seite stehen, keine Aussicht auf die der andern Seite haben können.

Die Ufer dieses wunderlieblichen Wasserbeckens sind bis ins Unendliche vermanchfaltigt. Hier sind Dämme von behauenen Steinen, wohin Gallerien, Alleen und Wege zielen; dort sieht man Dämme von Felsenstücken und Muschelwerk, die mit aller erdenklichen Kunst zu einer Art Stiege erbaut sind; oder aber schöne Terrassen, die auf jeder Seite einen Aufgang in die Gebäude haben, die darauf ruhen. Jenseits dieser Terrassen erheben sich andere, mit andern Wohngebäuden, die ein Amphitheater bilden. Anderswo zeigt sich ein Wald von Blumenbäumen; ein wenig weiter findet man ein Wäldchen wilder Bäume, die nur auf den ödesten Bergen wachsen. Auch sieht man hochstämmige Bäume, und solche,

bis zum Bauen geeignet sind, Obstbäume und Bäume anderer Art.

Nicht minder auch sieht man an den Ufern dieses nämlichen Wasserbeckens eine Menge Käfige und Pavillons, die zur Hälfte im Wasser, zur Hälfte auf der Erde stehen, und für Wasservögel aller Art bestimmt sind; so wie man auch hin und wieder kleine Thiergärten und kleine Park's zur Jagd antrifft. Zumal aber wird hier eine Art Goldfische sehr geschätzt, von welchen die meisten wirklich gleich dem Golde glänzen; wiewohl hier auch solche sind, die gleich dem Silber schimmern, und eben so auch blaue, rothe, grüne, violette, schwarze, hanfgraue und noch andere von allerlei gemischten Farben. Es sind derselben im ganzen Garten in verschiedenen Wasserbehältern; doch ist hier der bedeutendste. Es ist ein grosser, von einem Gitter aus feinstem Kupferdraht umschlossener Raum, der die Fische verhindert, in dem ganzen Wasserbecken sich zu verbreiten.

Die ganze Schöne dieses einzigen Ortes zu sehen, wünschte ich, Sie hierher zaubern zu können, wenn dies Wasserbecken mit vergoldeten und lackirten Barken bedeckt ist; in welche man bald zur Spazierfahrt, bald zur Fischerei, bald zum Wettkampfe und zu andern Spielen sich begibt; ganz besonders aber in einer schönen Nacht, wenn Feuerwerke abgebrannt und alle Palläste, alle Barken, ja beinahe alle Bäume beleuchtet werden; denn was Beleuchtungen und Kunstfeuerwerke betrifft, lassen die Chinesen uns weit zurück; und das Wenige, das ich hier in dieser

Art sah, übertrifft ohne allen Vergleich Alles was ich in Italien und in Frankreich gesehen habe.

Der gewöhnliche Wohnort des Kaisers und aller seiner Frauen und ihrer Dienerinnen, so wie der Verschnittenen besteht aus einer ungeheuern Menge von Gebäuden, Höfen, Gärten, u. s. w. kurz es ist eine Stadt; die an Umfang wenigstens unsrer kleinen Stadt Dole gleich kommt. Diese Wohnung des Kaisers ist unmittelbar nach der Eingangspforte, den ersten Sälen, Audienzsälen, Höfen und ihren Gärten; sie bildet eine Insel; denn sie ist von allen Seiten mit einem breiten und tiefen Graben umgeben. In den Gemächern derselben findet sich was sich nur Schönstes denken läßt an Einrichtung, Möbeln, Verzierungen, Malereien (in chinesischem Geschmack), antiken Gefäßen, japanesischen und chinesischen Firniß, Porzellän, Seidenzeugen, Gold- und Silberstoffen. Alles ist hier vereint was die Kunst und der gute Geschmack dem Reichthum der Natur beizugeben vermögen.

Aus dieser Wohnung des Kaisers führt ein Weg ganz gerade in eine kleine Stadt, die mitten in diesem Umfang erbaut steht. Diese ist eine Viertelstunde lang, und eben so breit. An den vier Ecken derselben stehen eben so viele Pforten; sie hat auch Thürme, Stadtmauern, Brustwehren, Zinnen; so wie auch ihre Gassen, Plätze, Tempel, Häuser, Märkte, Kaufläden, Gerichtshöfe, Palläste und ihren Hafen; kurz was in der Hauptstadt des Reiches im Großen, findet sich hier im Kleinen.

Sie werden unfehlbar fragen zu was diese Stadt bestimmt sei, wo Alles eingeengt und folglich nur höchst mittelmäßig ist? Will etwa der Kaiser im Falle eines Unglückes, eines Aufruhrs oder einer Empörung eine Zufluchtstätte darin suchen, und daselbst sich schützen? — Möglich, daß sie zu diesem Gebrauche bestimmt wäre, oder daß solcher mit in dem ursprünglichen Plane Desjenigen lag, der diese Stadt erbauen ließ; der vorzüglichste Grund jedoch war, das Vergnügen sich zu verschaffen, das Getümmel einer großen Stadt im Kleinen zu sehen, so oft dies ihm beliebig wäre.

Denn ein chinesischer Kaiser ist viel zu sehr Sclave seiner Größe, um sich öffentlich zu zeigen, wenn er ausgeht. Er sieht nichts; Häuser, Kaufgewölbe, Alles ist verschlossen. Allenthalben werden leinene Tücher ausgespannt, damit er nicht könne gesehen werden. Mehrere Stunden sogar bevor er vorüber geht, ist es Niemand erlaubt, auf dem Wege zu erscheinen, wofern er nicht will von den Wachen mißhandelt werden. Geht er außerhalb der Städte auf dem Felde, dann stellen sich links und rechts zwei Reihen Reiter auf, sowohl die Leute fern zu halten, als über die Sicherheit des Fürsten zu wachen. Da also die chinesischen Kaiser auf solche Weise genöthigt sind, in dieser Art Einsamkeit zu leben, waren sie von jeher bedacht sich zu entschädigen, und die öffentlichen Belustigungen auf diese oder auf jene Weise zu ersetzen, bei welchen sie durch ihre Größe verhindert werden sich einzufinden.

Demnach also bestimmten der vorige Kaiser, der dieselbe erbauen ließ, so wie der jetzt regierende diese Stadt dazu, daß darin durch die Verschnittenen alle Handelsgeschäfte, Jahrmärkte, Künste, Handwerke, das ganze Getümmel, Hin- und Hergehen, und sogar die listigen Diebsgriffe der großen Städte mehrmals im Jahre vorgestellt würden. An eigens dazu bestimmten Tagen zieht jeder Verschnittene das Kleid des Standes oder Handwerkes an, das ihm zugewiesen wird. Der Eine ist Kaufmann, der Andere Handwerksmann, Dieser ist Soldat, Jener Officier; der Eine führt einen Schubkarren, der Andere trägt Körbe; kurz Jeder zeichnet sich durch seine Profession aus. Die Schiffe kommen im Hafen an; die Kaufgewölbe werden geöffnet, die Waaren ausgekramt. In diesem Stadtviertel wird Seide, in jenem Leinwand, in einer Gasse Porzellän, in einer andern Firniß verkauft; Alles ist gehörig vertheilt. Bei diesem findet man Möbel, bei dem Kleider, bei Jenem Schmuck für Personen des Frauengeschlechtes. Es gibt Schenken für Thee und Wein; und Gasthäuser für Leute aller Stände. Hausirer bieten Früchte jeder Art und allerlei Erfrischungen an; Krämer ziehen die Vorübergehenden beim Aermel und drängen sie, ihnen etwas abzukaufen. Hier ist Alles erlaubt; kaum unterscheidet man den Kaiser von dem Letzten seiner Unterthanen. Jeder ruft aus was er feil hält. Man zankt, man rauft sich; man schreit und lärmt wie auf öffentlichen Marktplätzen. Die Häscher halten die Schreier an, und führen sie vor die Richter;

hier wird die Streitigkeit untersucht und abgeurtheilt; der Schuldige wird zur Bastonnade verurtheilt, das Urtheil vollzogen; und zuweilen wandelt sich, dem Kaiser Vergnügen zu machen, der Spaß in einen allzu großen Ernst für den Verurtheilten.

Auch sind die Gaudiebe bei diesem Feste keineswegs vergessen. Dies edle Amt wird einer guten Anzahl flinken Verschnittenen zugetheilt, die dasselbe mit wundersamer Geschicklichkeit ausüben. Lassen sie sich auf der That ertappen, dann ernten sie Schande und Spott, und werden verurtheilt; wenigstens verurtheilt man sie dem Scheine nach, gebrandmarkt, geprügelt oder verbannt zu werden, je nach der Schwere des Vergehens und der Eigenschaft des Diebstahls. Stehlen sie aber mit Gewandtheit, dann entsteht großes Gelächter, man klatscht ihnen Beifall zu; und der arme Kaufmann wird mit seinen Klagen abgewiesen. Indessen findet sich, wenn der Markt zu Ende ist, Alles wieder.

Dieser Markt wird, wie gesagt, blos zum Vergnügen des Kaisers, der Kaiserin und der andern Frauen abgehalten; selten werden einige Prinzen oder Große zugelassen; und läßt man sie ja zu, so geschieht dies erst nachdem die Frauen sich entfernten. Die Waaren, die dabei ausgelegt und verkauft werden, gehören größtentheils den Kaufleuten zu Peking an, die den Verschnittenen sie anvertrauen, um solche wirklich zu verkaufen; es sind also nicht alle Märkte nur zum Schein oder erdichtet. Der Kaiser kauft immer viel; und zwar verkauft man ihm so

theuer als immer möglich. Auch die Frauen kaufen, und selbst die Verschnittenen. Wäre bei diesem ganzen Handelsgeschäft nichts Wirkliches, so würde es ihm an einem anziehenden Interesse fehlen, wodurch der Lärm lebhaft, und das Vergnügen echter wird.

Auf den Handel folgt zuweilen der Ackerbau; denn es gibt in dem nämlichen Umfang einen großen Raum, der dazu bestimmt ist. Man sieht daselbst Felder, Wiesen, Häuser und Strohhütten für die Bauern. Alles ist dort zu finden, Ochsen, Pflüge und andere Werkzeuge. Man säet daselbst Getreide, Reiß, Gemüse, und allerlei Körnerwerk; man erntet, sammelt Früchte ein, kurz man thut Alles was auf dem Felde geschieht, und ahmt in Allem so sehr nur möglich die ländliche Einfalt und die Art und Weise des Landlebens nach.

Bekanntlich ist in China das Laternenfest sehr berühmt. Dies Fest wird am fünfzehnten des ersten Mondes gefeiert. An diesem Tage gibt es keinen auch noch so armen Chinesen, der nicht irgend eine Laterne anzündete. Man macht und verkauft derselben zu allen Gestalten, Größen und Preisen. An diesem Tage ist ganz China beleuchtet; nirgend aber ist die Beleuchtung schöner als beim Kaiser; zumal in dem so eben geschilderten Hause. Es gibt kein Zimmer, keinen Saal, keine Gallerie, wo nicht Laternen an der Decke aufgehängt wären. Es sind derselben auf allen Kanälen, auf allen Wasserbecken, die gleich kleinen Barken gestaltet sind, welche von den Fluthen hin und her getrieben werden. Es sind der-

selben auf den Bergen, auf den Brücken, ja beinahe auf allen Bäumen zu sehen. Alle sind fein und zart gearbeitet, und stellen Fische, Vögel, Thiere, Gefäße, Früchte, Blumen und Schiffe aller Größen vor. Einige sind aus Glas, aus Seide, aus Horn, aus Perlmutter und aus andern Stoffen; andere sind gemalt und gestickt, und sind sehr kostbar; ich sah derselben, die gewiß nicht unter tausend Thalern gemacht wurden. Hierin sowohl als in der großen Manchfaltigkeit, welche die Chinesen ihren Gebäuden geben, bewundere ich die Fruchtbarkeit ihres Geistes; und käme bald in Versuchung zu glauben, daß wir in Vergleich mit ihnen arm und unfruchtbar sind.

Auch finden sie, deren Augen ihrer eigenen Architektur gewohnt sind, kein sonderliches Wohlgefallen an unsrer Baukunst. Sie verwundern sich, wenn man mit ihnen davon spricht oder ihnen Kupferstiche zeigt, welche unsre Gebäude bildlich darstellen und erschrecken über diese großen Gebäude und hohen Palläste. Sie betrachten unsre Gassen gleich Hohlwegen in entsetzlichen Gebirgen, unsre Häuser aber wie unabsehbare und durchlöcherte Felsen, ähnlich den Wohnungen der Bären und anderer wilden Thiere. Zumal aber bedünken unsre übereinander gethürmten Stockwerke sie unerträglich; sie begreifen nicht, wie man hundertmal des Tages der Gefahr sich aussetzen kann den Hals zu brechen, um auf einer Treppe bis in einen vierten oder fünften Stock zu steigen. „Europa, sprach Kaiser Cang-hi bei dem Anblick

unsrer europäischen Häuser, muß ein sehr kleines und sehr elendes Land seyn, da es nicht Raum genug hat, seine Städte auszubreiten, und man darin genöthiget ist, in der Luft zu wohnen." Wir freilich schließen ein wenig anders, und zwar mit Recht.

Indessen muß ich dennoch sagen, daß die chinesische Bauart mir sehr gefällt; und daß, seit ich in China bin, mein Geschmack und meine Augen ein wenig chinesisch wurden. Ihre Häuser, die aus einem Erdgeschosse bestehen, sind von großer Schönheit, und es herrscht darin ein liebliches Ebenmaß; denn sie lieben allerdings die schöne Ordnung und Symmetrie. Sowohl der Pallast des Kaisers zu Peking als die Palläste der Prinzen, der Gerichtshöfe und großer Mandarinen sind daselbst also erbaut, daß alle Theile dieser Gebäude einander entsprechen. Allein von den Lusthäusern fordert man, daß darin allenthalben eine schöne Unordnung herrsche und daß sie antisymmetrisch seien. Man will ein einfaches ländliches Gebäude, eine Einsamkeit, nicht aber einen nach den Regeln der Baukunst entworfenen Pallast, wo ein regelmäßiges Verhältniß herrsche. Auch sah ich bei keinem dieser kleinen, in ziemlich weiter Entfernung von einander stehenden Palläste, im Umfang des kaiserlichen Lusthauses, daß er eine Aehnlichkeit mit dem andern gehabt hätte. Man möchte bei dem Anblick derselben sagen, daß jeder nach den Ideen und dem Plane eines fremden Landes erbaut, daß Alles zufällig und erst später also entstanden, und daß kein Theil für den andern geordnet sei.

Man wird vielleicht bei Anhörung dieser Dinge sich einbilden, dies Alles sei lächerlich und biete einen unannehmlichen Anblick; an Ort und Stelle jedoch denkt man weit anders, und bewundert die Kunst, mit welcher diese Unregelmäßigkeit geleitet ward. Alles ist in trefflichem Geschmack angelegt und so gut berechnet, daß die ganze Schönheit dessen nicht mit Einem Blicke sich ins Auge fassen läßt; man muß ein Stück nach dem andern betrachten, und man kann dabei lange Zeit sich unterhalten und seine ganze Schaulust ersättigen.

Uebrigens sind diese kleinen Palläste nicht etwa einfache Gartenhäuschen. Ich sah im verflossenen Jahre einen in dem nämlichen Umfang erbauen, der einem Prinzen, Vater des Kaisers, sechzig Uanen kostete; was einer Summe von fünfthalb Millionen Livres gleichkommt, die innerliche Einrichtung und Verzierung nicht mitgerechnet.

Noch ein Wort über die wunderbare Mannichfaltigkeit, die in diesen Lusthäusern herrscht. Sie findet sich nicht nur in der Lage, der Aussicht, der Gruppirung, Vertheilung, Größe, Erhöhung und in der Anzahl der Wohngebäude, überhaupt im Ganzen; sondern auch in den verschiedenen einzelnen Theilen, woraus dies Ganze zusammengesetzt ist. Ich mußte hierher kommen, um Thüren und Fenster aller Arten und Gestalten zu sehen, runde, ovale, viereckige und vieleckige, in Gestalten von Fächern, Blumen, Vasen, Vögeln, Thieren, Fischen,

kurz von allen Formen, regelmäßige und unregelmäßige.

Sie werden nach Allem, was ich ihnen erzählte, schließen, und zwar mit Recht, daß dies Lusthaus unermeßliche Summen gekostet haben mußte. Wirklich konnte auch nur ein Monarch, der ein so ungeheueres Reich wie China beherrscht, eine solche Ausgabe bestreiten und ein so erstaunliches Unternehmen in so kurzer Zeit zu Stande bringen. Denn das Ganze ist eine Arbeit von nur zwanzig Jahren. Erst der Vater des jetzigen Kaisers fing dies große Werk an; dieser aber vergrößerte und verschönerte dasselbe nur.

Sie dürfen sich aber hierüber nicht wie über etwas Unglaubliches verwundern; denn nicht nur sind beinahe alle Gebäude ebenerdig, sondern die Anzahl der Arbeiter wird auch bis ins Unendliche vermehrt. Sind die Materialien an Ort und Stelle gebracht, dann ist auch Alles fertig. Man darf nur aufsetzen; und nach einigen Monaten ist die Hälfte der Arbeit gethan. Man möchte sagen, es sei dies einer jener fabelhaften Palläste, die plötzlich durch Zauberei in einem schönen Thale oder auf dem Rücken eines Berges entstehen. Uebrigens heißt dies Lusthaus Yven-ming-yven, Garten der Gärten, oder der Erste aller Gärten. Es ist auch nicht das einzige, das der Kaiser besitzt, denn er hat derselben noch drei andere in demselben Geschmack, nur sind sie etwas kleiner und minder schön. In dem Einen dieser drei Palläste, den noch Kaiser Cang-hi erbaute, wohnt die Kai-

serin Mutter mit ihrem ganzen Hofe; und dieser heißt Tschang-tschun-yven, Garten des ewigen Frühlings. Die Palläste der Prinzen und der ersten Herren sind im Kleinen was die Palläste des Kaisers im Großen sind.

Vielleicht sagen Sie, wozu eine so lange Beschreibung? Besser wäre es gewesen, die Pläne dieses prachtvollen Hauses aufzunehmen, und solche mir zu senden. — Dazu jedoch müßte ich wenigstens über drei volle Jahre verfügen können, und nichts anders zu thun haben. So aber habe ich nicht Einen Augenblick für mich, und bin genöthigt, die Zeit, die ich darauf verwende, Ihnen zu schreiben, von meinem Schlafe abzubrechen. Dazu auch müßte es mir erlaubt seyn, so oft in diesen Zauberpallast zu kommen, als ich es wünschte; und so lange als nothwendig darin zu bleiben. Es kam mir zu Statten, daß ich ein wenig malen kann, sonst wäre es mir ergangen wie vielen andern Europäern, die schon seit zwanzig und dreißig Jahren hier sind, und denselben noch mit keinem Fuß betraten.

XVII.

Verschiedene Arbeiten der Väter, besonders des P. Benoit zu Hai-tien, und Charakter des Kaisers Kien-long.

In diesem kaiserlichen Lustschlosse, dessen Schilderung wir so eben gelesen, befand sich gleich bei dem Eingang in die Gärten der Tu-y-koan oder das Haus, wo die chinesischen und europäischen Maler,

Maschinisten, Drechsler und andere Arbeiter mit Malerei, Uhren, Automaten, Maschinen und Arbeiten in Elfenbein und edlen Steinen beschäftiget waren. Rings um den Pallast standen eine Menge anderer Werkstätten aller Art, wo zahlreiche andere chinesische Arbeiter ohne Unterlaß mit allerlei Werken zur Verzierung der Palläste des Kaisers beschäftiget wurden. Hier wurden jene automatischen, menschlichen Gestalten und Thiere gebildet, von welchen schon früher die Rede war; und hier auch verfertigte Bruder Brossard Glasarbeiten von größter Schöne und Feinheit, die im Thronsaale aufgestellt wurden, und mit den geschmackvollsten Arbeiten dieser Art wetteiferten, die aus England und Frankreich nach China kamen. So beschäftigt auch der Kaiser mit der Regierung dieses großen Reiches war, unterließ er doch keinen Tag diese verschiedenen Werkstätten zu besuchen; ja es war seine einzige Erholung, den Arbeitern zuzusehen und über ihre Kunst mit ihnen sich zu besprechen.

Einer der vorzüglichsten Arbeiter am Hofe des Kaisers war P. Benoît, ein französischer Jesuit, der unter dem Namen eines Mathematikers nach China gekommen war. Der Kaiser hatte wegen seiner sanften Bildung und seiner gründlichen Gelehrtheit diesen Vater besonders lieb gewonnen, und unterredete sich oft und lange mit ihm über Gegenstände der Astronomie. Er stellte ihm vielfältige Fragen über die Bewegung, die Größe, die Entfernung und die Anzahl der Sterne, über die Sonnen- und Mondsfinsternisse,

die Ungleichheit der Tage und Nächte je nach den verschiedenen Zeiten des Tages und den verschiedenen Ländern, die der Vater so gut beantwortete als dies in der chinesischen Sprache ihm möglich war, worin er nur sehr schwer und kaum zur Hälfte sich ausdrücken konnte. Der Kaiser jedoch, der in diesen Gegenständen ziemlich bewandert war, verstand ihn ohne sonderliche Mühe.

Diese und andere Fragen besser zu lösen, verfertigte P. Benoît eine Weltkarte, welcher er eine Erklärung in chinesischer Sprache beigab, worin die Bewegung der Erde nach dem copernikanischen System, der Lauf der Sterne, die Ereignisse der Verfinsterungen der Sonne und des Mondes und andere Erscheinungen an dem Sternenhimmel anschaulich dargestellt waren. Diese Arbeit ward allgemein bewundert, und es wurden viele der größten chinesischen Gelehrten zusammen berufen, welchen der Vater alle diese Erscheinungen unter dem Vorsitze eines Oheims des Kaisers erklärte, worauf diese Karte dem Kaiser zum Geschenke an der Feier seines Geburtstages bestimmt, und späterhin in das Archiv der Karten des Reiches niedergelegt wurde.

Als der Kaiser bei dieser Gelegenheit mit dem Vater über die Bewegung der Erde sich besprach, sagte ihm dieser Missionär, sie gäben es nicht für eine mathematische Gewißheit aus, daß die Erde um die Sonne sich bewege; denn es sei dies nur ein System; ein solches jedoch, durch welches die Bewegungen der Himmelskörper am leichtesten und na-

türlichsten sich erklären ließen. Der Kaiser antwortete hierüber lächelnd: „Ihr habet in Europa eure eigene Art und Weise, die Phänomene am Himmel zu erklären; und wir haben die unsrige, ohne daß wir die Erde sich umwälzen lassen. Und in der That, erzählte dieser Vater, erklärte er mir am folgenden Tage, nach mehreren Fragen über den nämlichen Gegenstand, die gewöhnlichen Erscheinungen am Himmel mit einer Klarheit und Richtigkeit, die man von einem so sehr beschäftigten Monarchen nicht erwartet hätte. Ich bezeugte hierüber meine Verwunderung einem Verschnittenen des innern Pallastes und fragte ihn, ob Seine Majestät diesem Studium noch zuweilen sich ergebe? — Wo nähme, sprach dieser, der Kaiser die Zeit dazu her? Er besucht nur dann und wann die Lehrstunden der Prinzen, seiner Söhne; oder aber er läßt sie zu sich kommen, und hält eine kleine Prüfung mit ihnen, um zu sehen, ob sie in der Wissenschaft Fortschritte machten.

Es war aber dies nicht die einzige Beschäftigung dieses Vaters, er hatte auch den Druck von hundert vier Kupferplatten zu besorgen, welche die Siege des Kaisers über den Tschongar in der Tartarei darstellten, und die nach Zeichnungen, welche in China waren verfertiget worden, in Frankreich gestochen wurden. Diese Arbeit war um so schwieriger als jede dieser Platten zwei Schuh und zwei Zoll Breite hatten, und keine geeignete Presse dazu in ganz China zu finden war: Ja P. Benoît hatte niemals mit Arbeiten dieser Art sich beschäftiget; und verstand we-

14 *

der den Firniß, noch das Papier, noch Anderes zu bereiten, das nothwendig dazu gehört. Ueberdies auch waren die Platten sehr zart gestochen, und hätten bei einer ungeschickten Behandlung ungemein gelitten; ja sie wären vielleicht gänzlich unbrauchbar geworden. Vergeblich entschuldigte sich der Missionär mit seiner Unfähigkeit zu diesem Werke; die Befehle eines Kaisers von China sind unwiderruflich. Er mußte also diese Kunst erst aus Büchern erlernen, eine eigene Presse nach Zeichnungen herstellen, und früher einige Versuche machen. Endlich gelang es nach vielfältiger Uebung, und nachdem er seinen Arbeitern mit unermüdlicher Geduld die Kenntnisse beigebracht, die er selbst erst erworben hatte, ein Exemplar, nämlich hundert vier dieser großen Blätter zu drucken, die dem Kaiser sehr wohl gefielen; der dann Befehl ertheilte, hundert Exemplare, das heißt, zehn tausend Blätter abzudrücken.

Unterdessen fiel dem Kaiser, der ohne Unterlaß an der Verschönerung seines irdischen Paradieses Y-ven-ming-yven arbeiten ließ, eine Zeichnung in die Hände, die einen Springbrunnen vorstellte; und er fragte den Bruder Costiglione um die Erklärung derselben, womit er zugleich die Frage vereinte, ob ein Europäer bei Hofe wäre, der eine solche Zeichnung auszuführen verstände. Dieser Künstler fühlte sogleich alle Folgen einer so bestimmten Frage, und beschränkte sich in großer Klugheit darauf zu sagen, er wolle auf der Stelle in allen Kirchen zu Peking desfalls sich umhören. Es hatte aber der Kaiser kaum sich

entfernt, so kam alsbald ein Verschnittener und sagte, wenn ein Europäer im Stande wäre, einen Springbrunnen zu machen, so sollte er ihn morgen in den Pallast führen. Diese letzten Worte waren nach der Sprache des Hofes ein Befehl, um jeden Preis Einen zu finden, der diese Unternehmung ausführte. Dies erkannten alle Missionäre; und alle auch wendeten sich desfalls an P. Benoît, der endlich ihrer Bitte sich fügte.

Es ward also dem Kaiser hinterbracht, dieser Missionär wäre wohl im Stande mit Hilfe der Bücher und Arbeiter einen Choui=fa oder Springbrunnen herzustellen. Hierüber aber ward der Kaiser sehr erfreut, sprach überaus gütig mit dem Vater und verhieß, er werde ihm Arbeiter zuweisen, die genau Alles ausführen würden, was er anzuordnen befände.

Sonach also ward ein Astronom in einen Wasserkünstler umgewandelt. Wenig jedoch war diesem sehr frommen Missionär hieran gelegen; denn Alles galt ihm gleich, wofern er nur durch seine Arbeiten zur Verbreitung des Reiches Jesu Christi wirken konnte. Wunderbar war es aber allerdings, daß P. Benoît, während er in Europa die Physik studirte, sei es, seinen eigenen Scharfsinn zu prüfen, sei es seine Kenntnisse zu erweitern, öfters hydraulische Maschinen zerlegt, nachgeahmt und auch derselben selbst ersonnen hatte; gleich als hätte Jemand ihm gesagt, er sollte sich in diesen Arbeiten vorüben, weil er derselben einst im Großen auszuführen hätte. Er

verfertigte daher eine Maschine dieser Art, die der Kaiser sich bringen ließ und untersuchte; und sie hatte seinen Beifall in so hohem Grade, daß er in Folge dessen beschloß, einen großen europäischen Pallast zu erbauen, den Platz dazu erwählte, und dem Bruder Castiglione befahl, mit Zuziehung des P. Benoît, den Plan dazu zu entwerfen.

Es bedurfte fürwahr des ganzen reichen Genies dieses gelehrten Missionärs, um nicht über die praktischen Einzelnheiten einer solchen Arbeit zu verzagen, wozu er erst Arbeiter erschaffen mußte; für welche noch keine Kunstsprache bestand; ja die er eine Kunst lehren sollte, welche er selbst nie geübt, und kaum erlernt hatte! Wie sollte er so complizirte und so haarscharf berechnete Maschinen wie die der höhern Hydraulik erfinden? Wie den Guß der Pumpenröhren und Wasserleitungen aller Formen und Verhältnisse regieren? wie Schwierigkeiten zuvorkommen, die er nicht einmal vorhersehen konnte? Und reichte auch seine unverdrossene Anstrengung, sein Scharfblick und seine Gewandtheit zu Allem aus, so hatte er gegen eine zahllose Menge Vorurtheile zu kämpfen, welche die Politik des Ministers in Schutz nahm, um dem Kaiser eine neue Unternehmung zu verleiden, von welcher man es nicht wagte, ihm abzurathen. Er mußte sich ein Ansehen geben, das, ohne die Gränzen der schüchternsten Sittsamkeit zu überschreiten, dennoch mächtig genug war, den Schatz des Kaisers zu öffnen, die Arbeiten zu fördern und alle Schwierigkeiten zu überwinden. Nur sein unbegränztes Ver-

trauen auf die göttliche Vorsehung ermuthigte ihn, und unter ihrem Schutze hielt er es für leicht, selbst das Unmögliche auszuführen.

Er sagte aber dem Kaiser, der nicht an seinen Fähigkeiten zweifelte, gleich Anfangs, je mehr Seine Majestät sich auf ihn verlasse, um so weniger getraue er sich, etwas nach seinen eigenen Einsichten in einer Sache zu wagen, worin Alles neu für ihn sei; darum also wolle er mit seiner Genehmigung sich darauf beschränken, noch Planen zu arbeiten, die bereits wären im Abendlande ausgeführt worden; und daher ohne Zweifel gelingen würden. Dieser freimüthige und bescheidene Eingang gefiel dem Kaiser, der ein Menschenkenner war, ungemein. Er bezeigte sein Vergnügen darüber den Herren seines Hofes, zu welchen er sagte: Ich kenne die Europäer besser als ihr; sie würden mich gewiß keine Unternehmung beginnen lassen, wenn sie solche nicht ausführen könnten. Diese Worte waren zugleich eine Aufforderung an sie, Alles aufzubieten, den europäischen Vater zu unterstützen.

Es legte also P. Benoît mit Muth die Hand an das Werk, und die gute Stimmung gegen ihn nahm mit jedem Tage zu, als man sah, mit wie freundlicher Bereitwilligkeit er zu allen Erklärungen sich herbei ließ, die man von ihm begehrte, seine Zeichnungen und Plane so oft abänderte als man es verlangte, kleine Modelle, die er selbst verfertigte, vor Augen stellte, und so vertraulich mit den Arbeitern als mit den Herren und den Großen sich unterredete, die unter

seiner Leitung mit dieser Unternehmung beauftragt waren.

Ja er that mehr. Der Furchtsamkeit oder der Eigenmächtigkeit zuvor zu kommen, die Alles verdorben hätte, und den Fehlgriffen zu begegnen, welchen man nicht zur Genüge mißtraute, begab er sich oft in die Werkstätten, faßte scharf ins Auge was darin gearbeitet wurde, und brachte es durch seine Weisheit und Bescheidenheit dahin, daß man es nicht wagte etwas ohne ihn zu entscheiden. Noch immer bestand die eingeführte Hofsitte, als die Zeit erschien, Wasserbecken zu graben, die Gebäude zu den Wasserbehältern zu errichten und andere Vorrichtungen dieser Art zu veranstalten. Wie bestimmt auch die Befehle des Kaisers waren, durfte man doch nur zu gewissen Stunden in den Garten gehen, und immer nur von einer großen Anzahl Mandarinen, Verschnittenen und andern Hofdienern begleitet; ja man durfte sich auch nicht länger als nothwendig, und nur sehr kurze Zeit darin aufhalten. Nach wenigen Tagen jedoch ward P. Benoît von dieser Unterwürfigkeit befreit, welche die Chinesen die Kunst besitzen, sehr wichtig und ungemein lästig zu machen.

Da der Kaiser täglich kam und sah, wie weit die Arbeiten vorgerückt waren, und nicht selten Fragen stellte, die P. Benoît allein beantworten konnte, ließ er alle alten Vorschriften und Gebräuche für ihn aufheben. Die Gärten des Pallastes standen ihm zu allen Stunden offen; und es ward ihm erlaubt, allein und wohin immer er wollte zu gehen. Es leuch-

tet aber hieraus auch hervor, wie hoch die Idee der Minister und der Großen von seiner Weisheit war; da sie es nicht verhinderten, daß er täglich vor dem Kaiser erschiene und ihm sagen konnte, was immer ihm beliebte.

Wie sehr man jedoch sich auch bemühte, die Arbeiten zu beschleunigen, war für die chinesischen Werkleute Alles so neu, daß sie nur sehr langsam vorwärts kamen; es dauerte über ein halbes Jahr, bis die hydraulische Maschine und der erste Springbrunnen fertig waren. Die Freude des Kaisers darüber war ungemein groß, und er schien vor den Großen des Reiches es sich zur Ehre anzurechnen, daß er mit Bestimmtheit vorausgesagt hatte, der europäische Vater hätte nicht unternommen was er nicht sicher gewesen wäre auszuführen. Dieser erste Springbrunnen war damals das Tagesgespräch des Hofes, und je bescheidener und zurückhaltender P. Bonoît gewesen war, um so lauter ertönte nun sein Lob und die Glückwünsche, die von allen Seiten ihm dargebracht wurden.

Die einzige Belohnung, die dieser Vater für alle diese Arbeiten verlangte, und auf die er oft zurückkam, war in den Provinzen an dem Heile der Seelen zu arbeiten; dies aber ließen selbst die übrigen Missionäre nicht zu; da über seine anstrengenden Arbeiten seine ganze Gesundheit zerrüttet war. Um aber dennoch seinem Verlangen einiger Maßen Genüge zu thun, erhielt er den Auftrag, junge Chinesen zu erziehen, welche Priester und Missionäre wer-

den wollten. Er bildete unter andern die Väter Yanki und Ko zu wahrhaft eifrigen und apostolischen Arbeitern. Er hatte jedoch nicht die nothwendige Zeit zur Ausbildung dieser und anderer Zöglinge; denn der Kaiser hatte eine so große Freude an dem ersten Springbrunnen, daß der Vater nothgedrungen ward, andere sowohl zu Yven-ming-yven als in den innern Gärten des Pallastes zu Peking zu errichten.

Es war dies eine unermeßliche Arbeit; zumal da P. Benoit höchst genau, und pünktlich bis zur Aengstlichkeit war; so daß er lieber hundert überflüssige Berechnungen machte, als nur einmal der Gefahr sich aussetzte einen Rechnungsfehler zu begehen. Da er jedoch die Erziehung der chinesischen Jünglinge nicht verabsäumen wollte, nahm er die Nacht zu seinen Rechnungen, Zeichnungen und Planen zu Hilfe, deren er dem Kaiser viele zur Auswahl vorlegte.

Der Monarch hatte die Absicht das Kunstreichste, was die Hydraulik hervorzubringen vermöchte, in seinem Lusthause zu vereinigen; da jedoch die Gesundheit des Vaters täglich mehr abnahm, gab er diesen ungeheuern Plan auf, und war sehr zärtlich um ihn besorgt, sandte ihm seinen ersten Leibarzt, und überdies täglich Speisen von seinem Tische. Die beiden erwähnten chinesischen Missionäre wurden nach Europa gesandt, daselbst vollends sich auszubilden; und so schwach auch der Vater war, führte er dessen ungeachtet noch viele Arbeiten für den Kaiser aus, von welchen die ungeheuern Wasserwerke des Lustschlosses zu den Wundern der Kunst gehören. Wenn

der Kaiser zu Yven-ming-yven auf dem Throne saß, sah er zu beiden Seiten große Wasserpyramiden mit ihren Begleitungen; vor sich aber ein höchst kunstreiches Wasserspiel, das einen Krieg vorstellte, welchen Fische, Vögel und Thiere aller Gestalten in dem Wasserbecken gleichsam gegen einander führten; was einen wundersamen Anblick gewährte. Bei einem andern Pallaste, wo desgleichen ein Wasserbecken sich befand, hatten die Chinesen zwölf symbolische Thiere angebracht, die zwölf Stunden des Tages zu bezeichnen; hier aber ersann der Vater eine Wasseruhr, die beständig ging; und die er also einrichtete, daß jede dieser Gestalten zwei Stunden nach einander Wasser aus ihrem Rachen spie.

Als endlich dieser Missionär von solchen und andern Arbeiten erschöpft, sein so thätiges als gottseliges Leben beschloß *), gab der Kaiser hundert Unzen Silbers zu seiner Leichenfeier, erkundigte sich genau um alle Umstände seiner letzten Krankheit und sprach zuletzt: „Er war ein tugendhafter Mann, und sehr eifrig für meinen Dienst!“ — welcher Lobspruch in dem Munde des Kaises einer langen Reihe Geschlechter Tartaren oder Chinesen Ruhm und Glanz verliehen hätte, wenn solcher ihnen gegolten hätte.

---

*) Dies wird hier blos berührt, den Zusammenhang nicht zu unterbrechen; denn P. Benoît lebte noch einige Jahre, und es wird noch später die Rede von ihm seyn.

Ueberhaupt ließ der Kaiser seit längerer Zeit den Europäern Gerechtigkeit widerfahren, und sah die Verleumdungen ihrer Feinde mit jedem Tage deutlicher ein; darum auch nahm er selbst sie oftmals wider dieselben in Schutz; da er von Natur geradsinnig und billig war, und sich nicht von Schmeichlern beherrschen ließ. Er stellte sich zuweilen, als messe er den Anklagen ihrer Widersacher Glauben bei, und ließ das Betragen der Missionäre untersuchen; da sie aber bei mehrmaligen Untersuchungen unschuldig befunden wurden, ließ er ihnen sagen, sie hätten nichts mehr zu befürchten. Wirklich machte das Geschrei ihrer Feinde zu Peking, zu Macao und zu Canton nicht den geringsten Eindruck mehr bei Hofe.

Ja die Güte dieses Kaisers ging in den letzten Zeiten so weit, daß die Missionäre solche anfingen zu fürchten; denn er lobte sie bei jeder Gelegenheit und sprach mehr als einmal öffentlich, die Chinesen sind nur Kinder im Vergleich gegen sie. Ein solches Lob aber verdroß diese stolze Nation, welche als Barbaren Alle betrachtet, die nicht in ihrem Vaterlande geboren sind. Als in der letzten Zeit das Tribunal der Mathematik einen bedeutenden Fehler beging, sagte der Kaiser ganz laut, diese Schuld falle allein den Chinesen zur Last; denn die Europäer seien derselben nicht fähig. Oft auch ließ er sich mit den Vätern in lange Unterredungen ein, fragte sie über verschiedene Verhältnisse der europäischen Länder, über ihre Gesetze, ihre Regierungsweise, ihre Art Krieg zu führen, und über mancherlei Einrich-

tungen; und zwar nicht aus bloßem Vorwitz, sondern um seine Kenntnisse zu erweitern, und solche bei Gelegenheit mit Nutzen anzuwenden.

Uebrigens muß man bei ihm den Kaiser von dem Menschen wohl unterscheiden. Als Ersterer erschien er in wahrhaft glänzender Majestät und von Größe umgeben, als der Sohn des Himmels, als der Vater und die Mutter des Volkes, als der Monarch und allerhöchste Beherrscher des himmlischen Reiches der Mitte, wie man hier zu sprechen pflegt. Dieser Glanz aber fiel ihm lästiger und peinlicher als die demüthigende Stellung Derjenigen, die zu seinen Füßen lagen; was er mehr als einmal bewies *). Als Mensch dagegen war er ein Weiser, ein Freund, ein gelehrter Mann, ein Hausvater; und ließ zwischen Denjengen, die er seiner Gegenwart würdigte, keinen andern, als einen solchen Abstand zu, den sie nicht wagten, zu überschreiten.

Man dürfte vielleicht fragen, wie die anstrengenden Arbeiten der Regierung eines so großen Rei-

---

*) Oft schon war die Rede von der demüthigenden Ceremonie des Ko-teu, oder der neunmaligen Niederwerfung bis zur Berührung der Erde mit der Stirn, welcher alle Prinzen, Minister, Mandarinen und Gesandte sich unterwerfen müssen, und welcher selbst der päpstliche Legat sich unterwarf. Diese Ceremonie erließ der hochsinnige Kaiser dem engländischen Gesandten, Lord Macartnei, und noch einigen Andern; und er nahm dieselbe nur an, wo die Oberherrschaft der Majestät solche unbedingt erforderte.

ches mit den Zerstreuungen und Unterhaltungen in seinem Lustpallaste sich vereinbaren ließen. Diese Frage jedoch ist leicht zu beantworten. Dieser Monarch stand jeden Tag mit dem frühesten Morgen auf, setzte sich auf seinen Thron und gab den Ministern, den Großen des Reiches und den Abgeordneten der Gerichtshöfe Audienz. Waren diese Angelegenheiten geschlichtet, dann kehrte er in seinen Pallast zurück bis am folgenden Tage, ohne jedoch die Zeit im Müßiggange zuzubringen; denn jeden Tag hatte er eine sehr große Anzahl Bittgesuche, Gutachten, Denkschriften und Vorstellungen zu lesen und zu bezeichnen. Diese Anstrengung zu erleichtern, fuhr er in einer Barke oder in einem kleinen Wagen in die verschiedenen Palläste seiner Gärten, wo seine Erholung in dem aufmerksamen Anblick aller kostbaren Seltenheiten bestand, die er darin gesammelt, oder der Arbeiten und Verbesserungen, die er daselbst angeordnet hatte. Allenthalben jedoch folgte ihm die Arbeit hin; und niemals verschob er etwas bis auf den andern Tag. Ergab sich unversehens ein Geschäft, so ertheilte er alsogleich die nothwendigen Befehle. Uebrigens mußte der Kaiser so vielen Ceremonien, Sitzungen und öffentlichen Vorstellungen beiwohnen, daß diese Spaziergänge in seinen Gärten, ungeachtet der Arbeiten, die er dabei vollbrachte, eine wirkliche Erholung für ihn waren. Hier, wo er eigentlich zu Hause war, hatte er nur einige Verschnittene um sich, trug die einfachsten Gewande, und behielt von seiner Größe nur bei, was er, so zu sagen, nicht ablegen konnte.

Daher auch erschienen, trotz ihrer Furchtsamkeit, die Väter, die für ihn arbeiteten, mit Vertrauen vor ihm, antworteten und besprachen sich freimüthig mit ihm; und P. Benoît ergriff sogar manche Gelegenheit, mit ihm über die christliche Religion zu sprechen. Aber, ach, wie fern sind die Großen dieser Welt vom Reiche Gottes! Er sprach, die christliche Religion sei schön und erhaben, ging dann schnell zu einem andern Gegenstande über, und schloß gewöhnlich mit der Versicherung, er sei ihnen sehr gewogen, und sie dürften auf seinen Schutz rechnen.

XVIII.

Fortdauer der Verfolgungen.

So geneigt auch der Kaiser den europäischen Vätern war, dauerte dennoch, weil die Edikte wider die christliche Religion nicht aufgehoben waren, die Verfolgung derselben, je nach der Böswilligkeit und dem Muthwillen einzelner Mandarinen, in den Provinzen fort. Es erhob sich zumal i. J 1768 eine der heftigsten; da ein Bonze, der seinen abergläubigen Plunder bei den Christen nicht anbringen konnte, eine furchtbare Anklage gegen sie erhob. Dies geschah in der Provinz Hu-quang, wo die Christen in großer Anzahl waren. Der Mandarin, vor den die Klage gebracht ward, ließ derselben zwei und dreißig gefangen nehmen; und die Gerichsdiener nahmen zugleich ihre Bücher, Bilder, Rosenkränze u. s. w. hinweg. Indessen wurden nach den ersten Verhören

fünf bis sechs und zwanzig aus ihnen entlassen; da keine Spur von einem Vergehen bei ihnen sich fand; die übrigen aber sandte der Mandarin in die Hauptstadt der Provinz, damit sie daselbst dem Tribunal der Verbrechen vorgeführt würden; da es als ein Verbrechen galt ein Christ zu seyn; als ein weit ärgeres aber, Andere zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Zwei dieser Bekenner starben im Gefängnisse; die übrigen wurden nach etwa einem Jahre entlassen.

Von dort verbreitete sich dann die Verfolgung weiter. Die nächste Veranlassung dazu waren Todtenzettel. Es war nämlich Sitte, daß die nächsten Ortschaften einander das Verzeichniß ihrer Verstorbenen gegenseitig zusandten, dieselben Gott in ihrem Gebet zu empfehlen. Diese Gemeinschaft der Christen aber war der mißtrauischen chinesischen Polizei ein Dorn im Auge; die immer Aufruhr fürchtet, und es gern sähe, daß Niemand andern Umgang als mit seinem Nachbar hätte. Aus diesem Grund besteht in China auch keine Post, außer für den Kaiser und die Gerichtshöfe; weshalb, wer eine Correspondenz unterhalten will, eigene Boten hin und her senden muß.

Sobald man also jene Zettel gefunden hatte, wurden solche von den Götzendienern dem Mandarin übergeben; der, vielleicht weil er wirklich eine Verschwörung besorgte, sich sogleich aufmachte und in die Städte der Gebirge eilte, von wo dieselben gekommen waren. Kaum gewann der Missionär noch

Zeit sich zu flüchten. Der Mandarin aber sandte Kriegsleute nach allen Seiten, ließ alle Zeichen der Religion hinwegnehmen, einen Theil der Christen vor sich kommen, die andern in die Stadt abführen, und so großen Schrecken verbreiten, daß viele dieser furchtsamen Chinesen besiegt wurden, ehe sie noch in den Kampf gekommen waren.

Es kamen aber auch Andere, die tapfer stritten, und die weder Streiche noch Drohungen zu beugen vermochten. Die Standhaftigkeit dieser letztern flößte den Feigherzigen neuen Muth ein; mehrere kamen und wollten mit Gewalt bei dem Mandarin eindringen und ihm sagen, sie hätten ihn betrogen als sie ihn versichert, sie entsagten dem Glauben, denn sie seien noch Christen wie zuvor. Sie bemühten sich jedoch vergeblich; denn sie wurden nicht vorgelassen; man trieb sie mit Gewalt und mit Prügeln zurück, behandelte sie als Unsinnige und sagte ihnen: Wie könnet ihr mit einem solchen Geständnisse kommen und Kerker und Schläge suchen? Habet ihr denn allen Verstand verloren? Genügt es euch nicht, daß Gott eure Gesinnungen kennt? — Des vergeblichen Wartens müde, kehrten endlich Einige zurück, und thaten öffentliche Kirchenbuße für ihren scheinbaren Abfall.

Da die übrigen Gläubigen nach allen Versuchen des Mandarins standhaft blieben, ließ er solche ins Gefängniß werfen und hoffte dadurch zum Ziele zu kommen. Denn da er wußte, daß die Meisten arm waren, und der Winter vor der Thür war, glaubte

er, die Furcht vor Ausgaben (denn beinahe alle Gefangenen müssen in China selbst für ihre Nahrung sorgen), vor Zeitverlust, Kälte und anderm schweren Ungemach würde sie andern Sinnes stimmen; und wirklich auch gingen Einige aus ihnen in diese Falle; siebenzehn unter ihnen jedoch wollten lieber ihre Zeit und ihr Vermögen als den Glauben verlieren. Nach einiger Zeit ließ er diese letztern abermal vor sich erscheinen, und da Keiner aus ihnen nachgeben wollte, wurden sie alle grausam geschlagen.

Nun glaubte der Mandarin genug gethan zu haben, seinem Vorgesetzten seinen Eifer zu beweisen; denn die Absicht der Obrigkeiten war, wie bereits erinnert wurde, nicht sowohl Märtyrer als Abtrünnige zu machen. Er sandte sie aber nach diesen Mißhandlungen abermal in das Gefängniß zurück und drohte ihnen mit Einziehung ihres Vermögens und Verbannung. Nun hielten die Gefangenen Rath unter einander, und ließen dem Mandarin ein Bittgesuch überreichen, worin sie einigen Aufschub begehrten, um unterdessen ihre häuslichen Geschäfte zu ordnen, ihre Schuldner zu befriedigen u. s. w. bis eine mildere Jahreszeit erschiene. Aber der Mandarin nahm keine Rücksicht darauf. Nach einigen Tagen reichten die Bekenner ein zweites Gesuch ein, worin sie ihre Bitte wiederholten und verhießen, sie würden für die Erhörung derselben, je nach ihrem geringen Vermögen erkenntlich seyn. Dies Gesuch ward besser aufgenommen, man erlaubte ihnen nach Hause zu reisen, und beunruhigte sie fernerhin nicht mehr.

In einer andern Provinz, wo man ebenfalls Christen eingezogen, und unter ihren Habseligkeiten christliche Kalender, Kreuze, Rosenkränze und andere Zeichen der Frömmigkeit gefunden hatte, fragte man sie, wer diese Dinge ihnen gegeben habe. Sie antworteten, wie dies nicht selten geschah, um sich aus der Verlegenheit zu helfen, dadurch, daß sie auf die Väter von Peking sich beriefen, und sagten, ein Mann Namens Quen-houdse, den einst P. Kögler (welchem P. Hallerstein in dem Tribunal der Mathematik nachgefolgt war) gesandt habe, hätte solche ihnen nebst christlichen Unterrichtsbüchern mitgebracht; und eben dieser Quen-houdse habe die christliche Religion in diesen Gegenden, wo sie beinahe erloschen, wieder hergestellt, und sei dann nach Peking zurückgekehrt. Dies Alles berichtete der Statthalter an den Kaiser, der auch sogleich befahl diesen Mann aufzusuchen, ohne jedoch die Europäer in ihren Häusern zu beunruhigen. Die Mandarinen verstanden den Wink, und Quen-houdse ward nicht gefunden; wobei dann diese Sache bewendet blieb; doch war darum die Verfolgung nicht zu Ende, vielmehr schien sie erst in Peking ausbrechen zu wollen; denn wenige Tage hernach ergab sich Folgendes:

Am Feste des heiligen Stanislaus Kostka kam ein Großer des Reiches vom Gerichtshofe der Minister im Ceremonienkleide, jedoch ohne Gefolge in die Kirche der französischen Jesuiten. Er beschränkte sich darauf nach einem Missionär zu fragen, den er etwas näher kannte, und verlangte, ob er auch ihre

Kirche schon früher gesehen hatte, dieselbe noch einmal, und zwar unter dem Vorwand zu sehen, daß dieselbe seitdem wäre verschönert worden. Der Missionär hegte sogleich die Vermuthung, es sei hier auf ein glimpfliches Verhör abgesehen; und war auf seiner Hut. Der hohe Mandarin ward über die Schönheit der Kirche von Erstaunen ergriffen. Als er etwas vorwärts geschritten war, und den Tabernakel wahrnahm, sprach er zu den Vater: „Aber warum zeiget ihr niemals was an diesem Orte verborgen ist?“ Der Missionär gab ihm, so gut er konnte, zu verstehen, es sei dies ein heiliger Ort, wo der Gott des Himmels sich herablasse unter den Menschen zu wohnen.

Der Mandarin drang nicht weiter ein, sondern er verlangte die heilige Jungfrau zu sehen. Der Missionär führte ihn vor ihren Altar. Bewundernd stand er vor dem Bilde der heiligen Mutter, wie er selbst sie nannte; und fing nach einigen Minuten an, von gleichgültigen Dingen zu sprechen. Kurz hierauf fragte er, gleich als spräche er absichtslos: „Sind die Väter der beiden andern Kirchen und die Russen von eurer Religion?“ — Der Missionär antwortete, die Väter der beiden andern Kirchen seien dies allerdings; doch nicht eben so die Russen. — „Wie geht dies zu? erwiederte der Mandarin; beten ja doch die Russen den Gott des Himmels an wie ihr!“ — „Ja wohl, sprach der Missionär; allein sie beten Ihn nicht an wie Er will angebetet werden.“

Hierauf ersuchte der Mandarin den Vater, er sollte ihm sagen, auf welche Weise sie die wahre

Glückseligkeit suchten. Er antwortete ihm: „Wir laufen keinem irdischen Glücke nach; die wahre Glückseligkeit zu erlangen, bitten wir den Gott des Himmels, solche uns zu verleihen." Nach noch einigen Bemerkungen hierüber verließen beide die Kirche; es ward Thee vorgesetzt, und die Väter entließen den Mandarin mit einem kleinen Geschenke, womit er, wie es schien, sehr zufrieden fortging.

Unterdessen aber verbreitete sich das Gerücht, man suche die Christen im ganzen Reiche auf. Die Stadt und die Umgegend zitterten; hatten aber auch die Väter für ihre eigene Person selbst nichts zu fürchten, so waren sie dennoch in großer Angst um ihre geliebten Gläubigen, die den schwersten Versuchungen ausgesetzt waren. Diese Angst nahm noch zu als man erfuhr, der Oberpräsident des Tribunals der Mathematik habe dem Kaiser eine Klagschrift voll der gräulichsten Schmähungen wider die christliche Religion eingereicht. Da aber seit sehr langer Zeit kein einzelner Mandarin es gewagt hatte, wider die christliche Religion aufzutreten, fürchtete man, es sei dies irgend ein geheimer Anschlag von Seite des Hofes, welchen man aus einer Art Schonung gegen die Missionäre von Peking nicht ganz offen kund geben wolle.

Es lautete aber diese boshafte Anklage wie folgt: „Tsi-tsching-go (also nämlich hieß der Ankläger,) überreicht Eurer Majestät dies Gesuch mit Ehrfurcht, Ihre Befehle hinsichtlich folgender Angelegenheit zu erbitten. Ich habe die verschiedenen Re-

ligionen untersucht, die im Reiche verboten sind, weil sie die Völker verkehren, und mich überzeugt, daß keine so sehr als die christliche Religion es verdient, gänzlich und für immer aus dem Reiche verbannt zu werden; denn weder erkennt sie eine Gottheit, noch Geister, noch Voraltern, und ist nichts als Aberglaube und Lüge. Ich hörte zwar oftmals, daß man in den Provinzen Untersuchungen angestellt, und gerichtliche Urtheile wider sie gefällt hat; doch sah ich bisher nicht, daß man irgend eine Maßregel ergriffen hätte, solche in der Hauptstadt zu vertilgen. Indessen breitet diese verderbliche Religion sich immer mehr aus; das rohe und unwissende Volk nimmt dieselbe an, und besteht mit einer Hartnäckigkeit darauf, die sich nicht überwinden läßt."

„In der Furcht, die Europäer, die seit so langer Zeit bei dem Tribunal der Mathematik angestellt sind, hätten auch einige Mitglieder dieses Tribunals verführt, ließ ich unter der Hand und ohne Aufsehen genaue Untersuchungen anstellen; und da fand es sich, daß zwei und zwanzig Mandarinen, statt von der Ehre gerührt zu seyn, die Kappe, das Gewand und die übrigen Ehrenzeichen zu tragen, die ihre Würde zieren, so weit sich vergaßen, daß sie nicht erröthen, diese abergläubige Religion zu bekennen.... Ohne Zweifel sind auch die übrigen Tribunale gleich dem meinigen von diesem Irrthum angesteckt; und so werden die ganze übrige Hauptstadt und die Provinzen verderbt. Es ist Zeit, ja es ist von höchster

Wichtigkeit, dieser Sache ein Ende zu machen, und das Gute vom Bösen zu sondern."

„In dieser Absicht bitte ich, Ihr Unterthan, Eure Majestät, Befehle zu erlassen, daß man die zwei und zwanzig Mandarinen meines Tribunals den betreffenden Gerichtshöfen übergebe, damit sie nach den Gesetzen gerichtet werden, und daß man überdies über die Mittel, Untersuchungen, Verbote und Strafen sich berathschlage, durch welche dies Uebel erstickt werde. Ich erwarte in Ehrfurcht die Befehle Eurer Majestät; u. d. Ue." — Des Kaisers Bescheid war: „Kai-pu-y-treon, die betreffenden Gerichtshöfe sollen Rath halten, und mir Bericht einsenden."

Die Väter erhielten erst nach einigen Tagen eine Mittheilung dieser Denkschrift, und wurden darüber schmerzlich beklommen. Sie beschlossen, ungesäumt ein Bittgesuch an den Kaiser durch den Minister gelangen zu lassen, der mit ihren Angelegenheiten beauftragt war. Dies Gesuch, das sogleich aufgesetzt ward, überreichten P. Hallerstein, der Präsident des Tribunals der Mathematik und seine beiden Collegen. Der Minister jedoch gab ihnen nur freundliche Worte, und sagte, sie ängstigten sich unnöthiger Weise; diese Sache würde keine Folgen nach sich ziehen; er nähme es auf sich mit dem Kaiser zu sprechen; sie sollten wissen, daß er ihr Freund sei, als solcher aber könne er ihnen keinen bessern Rath geben, als ruhig zu bleiben. Die Väter fürchteten, vielleicht nicht mit Unrecht, der Minister habe die

Absicht sie zu täuschen. Was sollten sie jedoch thun? Denn hätten sie gegen den Willen dieses so mächtigen Mannes, sich geradezu an den Kaiser gewandt, so ließen sie offenbar Gefahr, Alles vollends zu verderben.

Unterdessen aber wurden jene zwei und zwanzig Mandarinen vor den Gerichtshof der Verbrechen vorgerufen; der, weil er in dieser Sache nicht allein entscheiden wollte, die Mitglieder der Gerichtshöfe der Religionsgebräuche und der Mandarinen zugezogen hatte, um mit ihnen vereint zu urtheilen. Das Verhör dauerte bis tief in die Nacht, wo die Angeklagten bis auf weiters entlassen wurden.

Als man dem Minister die gerichtlichen Aussagen überreichte, sprach er: „Warum denn habet ihr so viele Leute in eine Sache von so geringer Bedeutung verflochten?" — Dies Wort wirkte. Der Gerichtshof der Verbrechen ließ die Beschuldigten abermal berufen, theilte sie in sieben Familien ein, und unterzog nur die Oberhäupter jeder einzelnen Familie einem neuen Verhör. Die übrigen Angeklagten erschienen nicht mehr. Einer dieser Familienväter des Hauses Pao, des ersten, das bereits vor zwei hundert Jahren zu Peking den christlichen Glauben angenommen, und in sehr schwierigen Zeiten den P. Ricci bei sich aufgenommen hatte, antwortete gleich einem Engel; so daß die Richter über die Schönheit der christlichen Religion erstaunten, und aufrichtig bekannten, sie sei eine gute und wahrhafte Lehre.

Weil indessen das Christenthum durch die Gesetze verboten war, erübrigte ihnen nichts anders als

ein Verdammungsurtheil zu fällen, das sie auch in folgenden Worten verfaßten:

„Die angeklagten Mandarinen haben hinreichend geantwortet. Ihr ganzer Fehler besteht darin, daß sie eine Religion angenommen, die im Reiche verboten ist. Wir haben die Gesetze zu Rathe gezogen, unter welchen Eines also sich ausspricht: „Die ein Gesetz übertreten haben, sollen zu hundert Streichen mit dem Pantsee verurtheilt werden." Ein anderes ordnet Folgendes an: „Wenn eine ganze Familie schuldig ist, soll nur das Oberhaupt derselben bestraft werden." Ein drittes aber spricht: „Wenn Jemand aus dem Tribunal der Mathematik strafbar ist, soll er seiner Vorrechte beraubt, und zum Stande des gemeinen Volkes herabgewürdiget werden." Nach diesen Gesetzen, in gegenwärtigem Falle sich zu richten, sind die sieben Familienhäupter von ihren Mandarinaten abzusetzen, welche den Gesetzen zum Trotz die christliche Religion angenommen haben; die fünfzehn andern aber sind, da ihre Väter oder ihre ältesten Brüder sich für sie verbürgten, frei zu entlassen. Beiden aber muß verboten werden, die christliche Religion zu bekennen; bessern sie sich nicht, dann müssen sie strenge bestraft werden. Ueberdies soll man in den fünf Städten, aus welchen Peking besteht, und im ganzen Bezirk Anschlagzettel ankleben, wodurch kund gegeben werde, daß man scharf gegen alle Christen verfahren wird, die sich nicht selbst anzeigen. Dies ist das Urtheil, das wir gefällt haben, und Eurer Majestät ehrerbietig unterbrei-

ten. — Der Kaiser zeichnete wie gewöhnlich „Y, Y, dem geschehe also; achtet diesen Befehl!"

Aus Achtung für die Väter zu Peking hatten der Minister und der tartarische Oberpräsident, den man unterdessen gewonnen hatte, dahin gestimmt, daß dies Urtheil bedeutend gemildert ward, und beinahe in eine bloße Förmlichkeit sich auflößte. Nichts desto minder wurden die Missionäre bis ins Innerste darüber betrübt. Denn nicht nur hatten einige jener sieben Mandarinen Umwege angewendet, aus der Verlegenheit sich zu retten, und auf eine Weise geantwortet, wodurch sie zwar dem christlichen Glauben nicht entsagten, aber ihn doch nicht sonderlich ehrten; sondern es war durch dies Urtheil auch die christliche Religion aufs Neue verboten; und die Mandarinen der Provinzen, welche aufmerksam waren zu beobachten was in der Hauptstadt geschah, hielten sich bereit loszubrechen; und es bedurfte nur einer geringen Veranlassung, das Feuer der Verfolgung im ganzen Reiche zu verbreiten.

Ueberdies war allen Einzelnen befohlen, sich selbst anzugeben, wenn sie Verzeihung erhalten wollten; eine Clausel, die sehr verfänglich war, und wie die Väter richtig vorhersahen, große Uebel hervorbrachte. Denn dachte auch kein Christ daran, sich elbst anzugeben, weil der Ausdruck Tschu-scheu in Verbindung mit dem Context des Urtheils zu bedeuten schien, daß eine solche Selbstanklage eine förmliche Entsagung der christlichen Religion sei, so benützten doch böswillige Feinde diese Bedingniß zum

Verderben der Christen. Denn bald hierauf ward ein christlicher Mandarin von Bedeutung, Namens Ma, von einem seiner Amtsgenossen bedroht, er würde, wofern er nicht selbst sich angäbe, bei dem Kaiser ihn verklagen. Unschlüssig was er thun sollte, befragte dieser edle Christ sich bei andern gottesfürchtigen Männern um Rath, welche erachteten, da er der Verklagung nicht ausweichen könne, sei es rathsamer, sich selbst anzugeben; nur sollte er dabei zugleich erklären, er habe darum nicht die Absicht seiner Religion zu entsagen.

Dieser Schritt des Mandarins Ma erregte großes Aufsehen; denn er war ein Mann von großen Verdiensten und allgemein geliebt und geachtet. Die Mandarinen des Gerichtshofes, über seine Erklärung betroffen, sprachen zu ihm: „Was kommt Ihnen in den Sinn? Warten Sie bis man Sie ruft! Und was kommen Sie denn sich anzugeben, wenn Sie ein Christ bleiben wollen?“ — Ma antwortete, er sei von seinem Amtsgenossen dazu genöthiget worden. Als dem Kaiser die Sache berichtet ward, sprach er, der das Christenthum nicht ganz öffentlich gutheißen durfte: „Er bessere sich, und man lasse ihn in Ruhe!“ Dieser Befehl ward ihm hinterbracht; Ma jedoch blieb fest und antwortete als ein christlicher Held; so daß selbst die Heiden ihn bewunderten. Seine unerschütterliche Standhaftigkeit aber zog ihm eine schwere Verfolgung und blutige Mißhandlungen zu, die damit endigten, daß er in der Verbannung, als ein wahrer Bekenner Jesu Christi, eines heiligen To-

des starb und die Krone der Gerechtigkeit im himmlischen Reiche errang.

Es blieb jedoch hierbei nicht bewendet, denn einige Befehlshaber in den Legionen ließen, — wiewohl ohne ausdrücklichen Befehl des Kaisers oder des Ministers, der bei einer Gelegenheit mündlich gesagt hatte, es sei nicht nothwendig Untersuchungen anzustellen, — blos von Haß wider die Religion angetrieben, die Christen ihrer Fahnen berufen und erklärten ihnen, sie müßten dem christlichen Glauben entsagen. Es erging aber hier wie gewöhnlich; manche erlagen der Wuth der Peinen; andere dagegen blieben standhaft. Unter diesen letztern zeichnete sich ein junger Krieger von fünf und zwanzig Jahren, Namens Johannes Tscheu aus, der von Streichen ganz zermalmt und gezwungen ward, lange Zeit hindurch auf Scherben zerbrochener Töpfe zu knien, der jedoch bis ans Ende wider die Wuth seiner Peiniger standhaft verblieb, und bereit war, sogar den Tod zu erleiden. Ganz von der langen Marter erschöpft, ward er endlich in jammervollem Zustande nach Hause getragen, und war sehr lange bettlägerig bis er sich wieder erholte. Seine ersten Vorgesetzten selbst lobten seine Standhaftigkeit und tadelten die Rohheit des untergeordneten Mandarins, der ohne höhern Befehl ihn so grausam hatte schlagen lassen.

Bald hörte man von nichts Anderm mehr als von Christen, die um der Religion willen auf alle Art und Weise peinlich mißhandelt wurden. Ein jun-

ger Krieger einer andern Fahne, Namens Michael Uang, ward genau wie sein Gefährte gepeinigt, und bewies den nämlichen christlichen Heldenmuth; Joseph Tschou ward den Kopf abwärts an eine Säule gebunden und mit dem halben Körper auf das Eis gelegt; Mathias Ly ward ohne Unterlaß geschlagen, bis er alles Bewußtseyn verlor. Es würde zu weit führen, wenn man alle einzelnen Züge christlichen Heldenmuthes während dieser Verfolgung anführen wollte.

Die Väter zu Peking waren bei den Leiden dieser so schwer geprüften Gläubigen von tiefstem Schmerz durchdrungen, und versuchten alle menschlichen Mittel, dieser unglückseligen Verfolgung ein Ziel zu setzen; doch ihre Bemühungen waren vergeblich; der Himmel selbst schien taub zu ihrem Rufe. Sie vertheilten sich also, daß den ganzen Tag hindurch ein Missionär vor dem göttlichen Sacramente betete; ja sie thaten auch andere gute Werke in großer Anzahl; die Verfolgung jedoch dauerte fort. Sehr schmerzlich fiel es ihnen zumal, daß so Manche vom Glauben abfielen; wiewohl eigentlich nur Wenige der Religion förmlich entsagten. Mehrere jedoch wurden von den Götzendienern überlistet und gingen in die Falle, die sie ihnen legten. Von dieser Art ist folgendes Beispiel:

Zwei sehr edle und gute christliche Jünglinge wurden vor den Mandarin berufen und zur Verläugnung des Glaubens aufgefordert. Sie antworteten ihm mit Bescheidenheit, sie hätten alle Achtung vor

den Befehlen des Kaisers und würden, wenn er dies anordnete, gern das Leben lassen; in keinem Falle aber könnten sie den Glauben verläugnen. Der Mandarin, der ihnen gewogen, und kein gewaltthätiger Mann war, entließ sie, ohne sie zu mißhandeln. Sie kehrten also mit dem frohen Bewußtseyn zurück, den Glauben unter schwerer Gefahr bekannt zu haben. Als sie aber in ihr Haus eintraten, war dasselbe voll Menschen; ihre Mutter ging, mit einem Messer in der Hand, auf sie los und redete sie also an: Ich sehe wohl, meine Kinder, was ihr im Sinne habet; ihr wollet als Märtyrer sterben und sogleich in den Himmel fahren; ich aber will zur Hölle fahren, wofern (bei diesen Worten setzte sie das Messer sich an die Kehle) ihr nicht beide diese Schrift unterzeichnet. Dies aber war ein Formel der Glaubensverläugnung, welche die Götzendiener aufgesetzt hatten. — In ihrer Angst und Verwirrung unterschrieben nun beide. Als sie aber hernach zur Besinnung kamen, beweinten sie ihren Fehler und waren untröstlich darüber, bis sie durch öffentliche Buße ihren Fehler gebessert und ihre Wiederaufnahme in die Kirche verdient hatten.

In den Gebirgen, die gegen Abend von Peking hin liegen, war eine ziemlich zahlreiche christliche Gemeinde. Diese Christen wurden im Märzmonat des Jahres 1769 bei dem tartarischen Mandarin der Polizei zu Peking angeklagt. Sogleich wurden nun Kriegsleute dahin gesandt, sie zu ergreifen. Indessen führten die Häscher nur ein und zwanzig Män-

ner gefangen, weil sie nur der Familienhäupter sich bemächtiget hatten. Es ist kaum glaublich, was diese armen Leute in ihrem Gefängnisse zu erdulden hätten, wo sie vier Monate lang eingesperrt waren. Hunger, Durst, Streiche, Alles ward angewendet, ihre Standhaftigkeit zu erschüttern. Als sie endlich nach vielen und schweren Mißhandlungen entlassen wurden, begaben sie sich sogleich in die Kirche der Missionäre.

P. Bourgeois, der sie ankommen sah, spricht: „Sie waren bleich, abgemagert, ganz entstellt und beinahe nackt. Ich führte sie in die Kirche, wo sie auf das Angesicht fielen und Jesu Christo feierliche Danksagungen darbrachten, der in ihrem Kampfe sie gestärkt hatte. Wir behielten sie einige Tage im Hause. Ich kleidete derselben acht mit einem halben Louis-d'or, den ein guter Geistlicher bei meiner Abreise aus Frankreich zu guten Werken mir gegeben hatte. Sie erschienen bei der schönen Prozession des heiligen Sacramentes, die wir hier so feierlich als möglich halten, und waren die rührendste Zierde derselben."

„Die Verfolgung, schließt dieser nämliche Vater, ließ allmälig nach; und nun sind wir so ruhig als man es im Mittelpunkte der Abgötterei seyn kann. Gott weiß, wie lange diese Art Windstille dauern wird. Sein heiliger Wille geschehe; wir sind auf Alles gefaßt!"

Ein unerklärlicher Widerspruch bei dieser, so wie bei mancher der vorhergehenden Verfolgungen

war es, daß während die christliche Religion, als den Reichsgesetzen zuwider, verboten ward, der Kaiser, die Minister und die Großen bekannten, sie enthalte nichts Falsches noch Böses, und daß sie auch keinen Christen zum Tode verdammen wollten; sondern nur darauf ausgingen, sie zu erschüttern und vom Glauben abzubringen. Diese Verfolgung dauerte eigentlich bis zum Jahre 1772. Das Sonderbarste aber dabei war, daß während zu Peking die Verbannung der christlichen Religion an allen Ecken angeschlagen war, alle Gläubigen wie gewöhnlich zur Kirche kamen; ja, daß Diejenigen, die unglückseliger Weise den Glauben verläugnet hatten, öffentliche Kirchenbuße thaten, und daß man sich stellte, als wüßte man dies nicht. Dies geschah zumal vom Jahre 1769 an, welche Zeit P. Bourgeois eine Art Windstille nannte.

Damals gab ein anderer Mandarin, von seinen Feinden gedrängt, sich selbst an, und der Kaiser beschränkte sich darauf, dreien seiner Minister den Auftrag zu geben, ihn zur Abschwörung der christlichen Religion zu bewegen. Sie wendeten auch Schmeicheleien, Verheißungen und Drohungen an; richteten jedoch nichts aus; denn er betheuerte standhaft, er sei und bleibe Christ, und werde dem Kaiser in Allem gehorchen, was seinem Gewissen nicht widerstrebe. Als sie endlich sahen, daß er hierin zu keiner Nachgiebigkeit zu bewegen sei, entließen sie ihn. Es war aber allgemein bekannt, daß er die Kirche besuchte und alle christlichen Pflichten pünktlich erfüll-

ie; dennoch aber schloß man die Augen über sein Betragen, und ließ ihn in seinem Amte.

Endlich ward im Jahre 1772 eine allgemeine Versammlung der Polizeimandarinen zusammenberufen, in welcher entschieden ward, man könne den Christen keinen Vorwurf machen, und man würde aufhören sie zu verfolgen. Während aber der Hof diesen Entschluß faßte, war er blind zu den grausamen Verfolgungen, die noch immer in verschiedenen Provinzen wütheten; wiewohl die Mandarinen sich hüteten, die Gläubigen bis zum Tode zu martern, da sie keinen Befehl dazu hatten. Darum auch waren sie sehr sorgfältig, von Denjenigen, die sie aus den Gefängnissen entließen, Zeugnisse des Lebens und der Gesundheit zu verlangen; da wofern Einer derselben gestorben wäre, der betreffende Mandarin gewiß war, seines Amts entsetzt und bestraft zu werden.

Die Missionäre, die über diesen Stand der Dinge nachdachten, zitterten vor dem schweren Gerichte, das dieser Nation harrete; welche einerseits die fluchwürdige Albernheit ihres Götzendienstes, andererseits aber das Licht der göttlichen Wahrheit erkannte; dennoch aber auf der ersten bestand, der zweiten hingegen starrsinnig die Augen verschloß; selbst dieselbe nicht annahm, und es auch nicht duldete, daß Andere solche annähmen. Denn aus dem nämlichen Grunde liegen noch bis auf den heutigen Tag so viele Nationen in unheilbarer Blindheit begraben, die das Evangelium verwarfen, das sie erleuchten und zur himmlischen Seligkeit führen wollte; und die dann

zuletzt sich selbst und ihrer Blindheit überlassen blieben. Ja schon war auch dies stille Gericht nahe; schon begann der helle Tag, der so vielen Gegenden aufgegangen war, abzunehmen; denn getaufte Feinde der christlichen Religion arbeiteten an dem Sturz des religiösen Ordens, der ihnen so viele liebreiche Väter gesandt, welche bis dahin unermeßliche Verdienste um die chinesischen Missionen sich erwarben, und mit allen Kräften, die Gott ihnen verliehen, an der Bekehrung dieses Reiches gearbeitet hatten; nun aber, zur gerechten Strafe ihrer Widersetzlichkeit, erlöschen sollte. Doch bevor wir zu dieser traurigen Epoche kommen, müssen wir noch Einiges voransenden.

XIX.

Ankunft der letzten Jesuiten. Strafe des Himmels über einen Verfolger. Trostreiches Ereigniß in den Missionen.

Es waren schon einige Jahre verflossen, seit Bruder Attiret dies Leben verlassen hatte; noch bei seinen Lebzeiten aber hatte der Kaiser den Wunsch geäußert, der in diesem Lande allerdings ein Befehl war, noch einen andern Maler an seinem Hofe zu haben. Eben so fehlte es auch an einem kunstreichen Mechaniker; da die Väter, welche diese Kunst für den Kaiser geübt hatten, von Alter gebeugt, größtentheils gestorben, oder so doch kränklich waren, daß sie zu jeder fernern Arbeit untauglich waren. Zwar hatten die Missionäre nach Europa geschrieben, die Wünsche des Kaisers zu befriedigen;

es dauerte jedoch ziemlich lange bis man taugliche Männer fand; da es hier nicht genügte, Meister in der Kunst zu seyn; sondern auch eine heldenmüthige Tugend und Selbstverläugnung dazu gehörte, in alle Launen des Kaisers und des Hofes ohne die mindeste Widerrede sich zu fügen, seinen Geschmack und seine Neigungen beständig aufzuopfern, und alle Demüthigungen sich gefallen zu lassen.

Endlich kamen i. J. 1733 zwei Jesuiten mit vieler Mühe zu Canton an; denn der Vicekönig hatte alles Mögliche aufgeboten, ihre Ankunft zu verhindern, und die Obrigkeiten zu Macao mit äußerster Strenge bedroht, wofern sie nicht Sorge trügen, daß kein Europäer mehr von dort aus in das Reich einginge. Da er jedoch auf Anzeige des Superiors, der gegen seinen Willen zu Canton residirte, gemessene Befehle vom Kaiser erhielt, mußte er die Ankömmlinge mit allen Ehren nach Peking befördern lassen. Es waren dies die letzten Jesuiten; denn während sie noch auf ihrer Seereise begriffen waren, ward der lange vorbereitete Schlag gegen ihren Orden ausgeführt; wiewohl das Aufhebungsdekret erst ein Jahr später in China eintraf; wie wir späterhin sehen werden.

Es wurden also die beiden Ankömmlige, P. Mericourt, als Uhrmacher oder Mechaniker, Bruder Pansi aber als Maler, am 12. Januar 1733 dem Kaiser vorgestellt, der sie mit vieler Güte aufnahm, und eine große Freude über das herrliche Teleskop

und die Luftpumpe bezeigte, die sie ihm als Geschenke überreichten.

Kaum aber hatten diese beiden Europäer ihre Arbeiten angefangen, so erhielt der Kaiser Nachricht von einer neuen Christenverfolgung, die in der Provinz Su-tschuen sich erhoben hatte. Diese Verfolgung war in den Gegenden ausgebrochen, wo die Priester der auswärtigen Missionen mit großem Segen arbeiteten. Der Mandarin daselbst hatte mehrere Christen gefänglich eingezogen, und dem Kaiser Bericht darüber erstattet. Der Kaiser, der, wie wir sahen, seit längerer Zeit mildere Gesinnungen gegen die Christen angenommen, und viele Klagschriften gegen sie unterdrückt hatte, ja der wahrscheinlich auch die Verfolgungsedikte widerrufen hätte, wenn solche nicht wären so oft erneuert und bestätiget worden, wollte auch dieser Sache keine Folge geben, und schrieb daher einfach auf den Bericht: Dies genügt; ich weiß es! womit nach dem gewöhnlichen Geschäftsgang die ganze Sache abgethan war.

Doch der Vicekönig von Su-tschuen, von lange her ein Feind der Christen, gab sich hiermit nicht zufrieden, und suchte Gründe auf, das Feuer der Verfolgung zu schüren. Dieser hohe Mandarin, Namens Koei-Lin stand gerade damals an der Spitze der Truppen, die mit dem Kriege gegen die Miao-tse beschäftiget waren; von welchem wir bald Näheres hören werden. Er schrieb also, wenigstens glaubte man dies allgemein, an den Kaiser, es sei wahrscheinlich, daß unter den Christen sich

manche Rebellen fänden; und die Klugheit erfordere, daß man unter den Umständen eines gefährlichen Krieges desfalls eine strenge Untersuchung anstelle. Dies hieß den Kaiser bei seiner schwachen Seite angreifen; denn niemals konnte das Mißtrauen sich gänzlich verlieren, die Christen seien keine getreuen Unterthanen; und keine Erfahrung konnte noch vom Gegentheil überzeugen. Sogleich also sandte der Kaiser Befehle an die Obermandarinen von Koei-tschu und Su-tschuen an den Gränzen sich zu versammeln, die gefangenen Christen dem strengen Verhör zu unterziehen und ihn genau von Allem zu unterrichten. Diese Mandarinen versammelten sich gegen den Monat März hin und ließen die Christen in Fesseln vor sich erscheinen. Es ward der Folter nicht geschont, die Wahrheit von ihnen zu erzwingen. Ein Katechist der Umgegend, Namens Kiang, nahm die Flucht; und es wurden in alle Provinzen des Reiches Häscher nach ihm ausgesandt.

Nach einer Untersuchung von zwei bis drei Monaten erstatteten endlich die Mandarinen dem Kaiser Bericht. In diesem Berichte bekannten sie aufrichtig, die Christen seien nicht gleich jenen Gesellschaften, welche der Geist des Aufruhrs so oft in dem Reiche vereint. Sie scharrten kein Geld in böser Absicht zusammen; sie suchten keine Partei zu bilden; sie beteten dreimal des Tages; und alle sieben Tage mehr als gewöhnlich; sie hielten Fasttage, sich abzutödten u. s. w.

Nach einem solchen Eingang hätte man nun allerdings einen sehr gemäßigten Schluß erwarten sollen. Dieser jedoch erfolgte keineswegs; vielmehr ward niemals strenger gegen die Christen gestimmt; die Mandarinen begehrten von dem Kaiser, die christliche Religion sollte von nun an den bösen Sekten des Reiches beigezählt, die Christen sollten allenthalben angehalten, ihre Oberhäupter ohne weitere Umstände erdrosselt, die einfachen Christen aber, nach hundert Streichen mit dem Pantsee, drei hundert Meilen weit verbannt werden und bei ihrer Ankunft an ihrem Verbannungsorte noch dreißig Streiche bekommen. Ferner sollten die Mandarinen, die in der Aufsuchung der Christen sich nachlässig erwiesen, um zwei Grade erniedrigt, die Nachbarn aber, die ihre christlichen Nachbarn nicht angegeben hätten, unwiderruflich zu dreißig Pantsee-Streichen verurtheilt werden. Der Kaiser, nachdem er diese Schrift empfangen, sandte solche auf der Stelle an den Gerichtshof der Verbrechen um Bericht.

Indeß aber dieser Gerichtshof die Sache untersuchte, kam die göttliche Gerechtigkeit über Koei-Lin, den Vicekönig von Su-tschuen. Er ward bei dem Kaiser angeklagt, er trage keine Sorge für die Truppen, an deren Spitze er gestellt worden; er habe solche gegen den Feind gesandt, und sei unterdessen in seinem Pallaste einzig beschäftigt gewesen, sich zu belustigen und zu tafeln. Zumal aber ward ihm vorgeworfen, er habe einmal, als sie von Feinden umringt, in größter Bedrängniß gewesen, ohne we-

der vorwärts bringen, noch sich zurückziehen zu können, gesagt: Lasset sie nur gehen; sie werden wohl zurückkommen, wenn der Hunger sie plagt.

Bei dieser Nachricht gerieth der Kaiser in heftigen Zorn, und sandte augenblicklich seinen ersten Minister nach Su-tschuen, Koei-Lin nach der ganzen Strenge der Gesetze zu verurtheilen. Man glaubte, er würde in Stücke zerhauen werden. Der Minister jedoch, ein geheimer Freund Koei-Lin's, milderte die Dinge, und fand ihn minder strafbar. Indessen konnte er dennoch nicht verhindern, daß er tausend Stunden weit in die Verbannung gesandt wurde; und dies zwar drei Wochen nachdem er die Schrift an den Kaiser gesandt, worin er verlangte, die Christen von Su-tschuen sollten drei hundert Stunden weit verbannt werden.

Unterdessen schickte der Gerichtshof sich an, dem Kaiser zu antworten, was am fünfzehnten August geschah. Da diese Richter den Sinn des Kaisers kannten, milderten sie die Anordnungen der Obermandarinen bedeutend. Sie rechneten die christliche Religion den bösen Sekten des Reiches nicht bei, und gingen auch nicht auf den Antrag ein, die Mandarinen zu bestrafen, die nicht wachsam genug gewesen, oder in der Folge nicht wachsam seyn würden, die Christen aufzusuchen. Doch bestätigten sie die andern Punkte des Urtheils; wobei sie jedoch die Ausnahme setzten, es sollte kein Todesurtheil über den Christen Kiang gefällt werden, welcher verschwunden war. Ihre Worte hierüber lauteten: „Wenn man ihn wird

bekommen haben, soll man ihn verhören und dann richten."

Noch am nämlichen Tage unterzeichnete der Kaiser das Urtheil durch die zwei gewöhnlichen Zeichen Y, Y. Dies alles geschah so sehr in Geheim, daß die Missionäre zu Peking nichts davon erfuhren bis das Urtheil nach Su-tschuen abgegangen war. Ein Zusatz, der sie tief betrübte, war, daß man die zur Verbannung verurtheilten Christen vor ihrer Abreise dahin zwingen sollte, dem Glauben zu entsagen; weßhalb sie in heißem Gebet zum Herrn flehten, der Schwäche der Natur unter der Strenge der Peinen die Kraft zum Siege zu verleihen.

Es näherte sich aber die Verfolgung auch der Stadt Peking. Ein Streit zwischen einem jungen christlichen Gelehrten und einem Götzendiener veranlaßte solche zu Yu-tscheu, das nur fünf und zwanzig Stunden Weges von derselben entfernt liegt. Der Mandarin des Ortes, angetrieben entweder von seinem Hasse wider das Christenthum oder aber von der Hoffnung eine stattliche Summe Geldes zu bekommen, ging ohne alle Schonung zu Werke. Er ließ alle Christen festnehmen, deren er sich bemächtigen konnte, und sie oftmals mit Stockstreichen mißhandeln. Mehrmals wiederholte er in seiner Wuth, er müsse nicht Mandarin von Yu-tscheu seyn, wenn er es nicht dahin brächte, die Religion auszurotten. Er hoffte die höhern Mandarinen zu seinen Zerstörungsabsichten anzuziehen, besprach sich mit ihnen und drang desfalls in sie. Sie jedoch

empfingen ihn sehr kalt, und wollten die Sache weder vor den Kaiser, noch vor die Gerichtshöfe bringen. Alles was der Mandarin von Yu-tscheu ausrichtete, war, daß er drei bis vier Christen von Suen-hoa-fu in die Verfolgung verflocht, die er gern allgemein verbreitet hätte. Er klagte sie an, und sie wurden auch gefangen genommen und geschlagen. Dabei aber blieb es bewendet, und die Sache griff nicht weiter um sich. „Auf solche Weise, schließt der Missionär, der diese Dinge berichtet, ertönt das Wort Verfolgung täglich in unsern Ohren; und, o wären wir doch so glücklich, das Wort Abfall niemals dabei zu hören!"

Mitten unter diesen Drangsalen jedoch hatten die Väter den Trost, daß hin und wieder neue christliche Gemeinden aufblühten. Eine derselben entstand sechzig Stunden von Nan-tschang, der Hauptstadt im Kiang-si; woselbst der Missionär bei jedesmaliger Ankunft wenigstens hundert Erwachsenen die Taufe ertheilte. Dieser apostolische Mann erzählte viel Rührendes von dem Glauben und dem Eifer dieser neuen Christen; worunter folgendes Ereigniß denkwürdig ist.

Eine neubekehrte Familie ward plötzlich krank. Diese Familie bestand aus acht Personen; aus welcher keine im Stande war, der andern irgend Hilfe zu leisten. Unglückseliger Weise war weder in der Ortschaft selbst noch auch in der nächsten Umgebung irgend ein Christ; die Heiden aber ließen sie hilflos liegen. Da kam ein, im Lande ziemlich berüchtigter Bonze und

verhieß, sie alle zu heilen, wofern sie ihm erlaubten, seine abergläubigen Gebräuche anzuwenden, und ihn dafür bezahlten. Der Hausvater, der nicht sonderlich unterrichtet war und das Uebel nicht zur Genüge einsah, das er dadurch beging, gab seine Einwilligung. Nun nahm der Bonze seine Wohnung vor dem Zimmer, worin die Kranken lagen, stellte sein Götzenbild auf einen Tisch und fing an mancherlei Gaukeleien zu treiben, ohne daß Anderes darauf erfolgte, außer, daß es mit den Leidenden noch ärger ward.

Unterdessen verbreitete sich diese Nachricht weiter und kam auch den eifrigen Christen zu Ohren, von welchen so eben die Rede war, und die zwanzig bis dreißig Stunden von dort entfernt wohnten. Bei der Erzählung dessen aber was dort vorging, wurden alle schmerzlich betroffen, und Junge und Alte machten sich sogleich auf, ihren strafbaren und gefährlich kranken Brüdern zu Hilfe zu kommen. Bei dem Anblick des Bonzen vor der Thür des Krankenzimmers konnten sie sich nicht erwehren, seinem Götzen mit größter Verachtung zu begegnen; Einer aus ihnen schlug ihn sogar mit einer Pfeife, die er in der Hand hielt. Hierüber ergrimmte der Bonze und entfernte sich; sprach aber im Fortgehen eine Menge Zauberflüche über den Weg, auf welchem die Christen zurückkehren sollten. Diese Flüche blieben ohne Wirkung; der Bonze aber fand bei dem Eintritt in sein Haus, daß sein Sohn so eben den Geist aufgegeben hatte.

Nun traten die Christen in das Zimmer der Kranken ein, und der Aelteste aus ihnen, ein ehrwürdiger Greis, beseelt von jenem Glauben, der Berge versetzt, nahm das Wort und sprach: „Meine Brüder, was habet ihr gethan? und was haben wir vor eurer Thür gesehen? Vor allen Dingen schlaget an eure Brust, bittet Gott um Verzeihung, und dann hoffet Alles von seiner Barmherzigkeit!" Als er diese Worte gesprochen, fiel sein Blick auf ein Kind, das dem Tode nahe war; er schritt auf dasselbe zu, besprengte es mit Weihwasser und bezeichnete es mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Die übrigen Christen warfen sich auf die Knie und beteten. Es ward jedoch nicht besser mit dem Kinde, vielmehr ward es ärger; ja es gab kein Zeichen des Lebens mehr, worauf Alle zu weinen anfingen. Der gute Greis jedoch verlor das Vertrauen nicht; er warf seinen Brüdern ihren geringen Glauben vor, und bezeichnete das Kind abermahl mit dem heiligen Zeichen; worauf es augenblicklich sich erholte und gesund ward. Auch die übrigen Kranken genasen; doch nur langsam und allmälig.

Um die nämliche Zeit ward zu Peking ein junges Fräulein aus dem kaiserlichen Hause getauft, das von jenen erlauchten Bekennern Jesu Christi abstammte, die unter dem Kaiser Yong-tsching um des Glaubens willen starben, und von welchen im ersten Bande die Rede war. Als dies eilf- bis zwölfjähriges Fräulein einige Zeit hernach bei der Beicht in der Kirche erschien, (denn bis zu diesem Alter dürfen Kinder des

Frauengeschlechtes noch ausgehen, was später ihnen nicht mehr gestattet ist) und ihre Andacht vollendet hatte, sprach der Missionär zu ihr: „Ich glaube, Sie sind nun durch Gottes Barmherzigkeit im Stande seiner Gnade; doch Sie sind jung, und dies Land ist voll der Fallstricke für die Tugend. Wer weiß, ob sie standhaft verbleiben, und ob Sie nicht einmal die göttliche Majestät durch eine Todsünde beleidigen. Ich zittre für Sie bei diesem Gedanken!"

„Fürchten Sie sich nicht, antwortete hierauf das junge Fräulein, lieber wollte ich sterben als Gott beleidigen." — „Wenn dies also ist, sprach der Missionär, so rathe ich Ihnen, die allerseligste Jungfrau zu bitten, daß sie Ihnen die Gnade erflehe, lieber zu sterben, als Gott durch eine schwere Sünde zu beleidigen." Augenblicklich nun wendete sich die junge Person gegen das Bild der seligsten Jungfrau in dem Oratorium des Missionärs, warf sich vor ihr auf die Knie, die Erde mit der Stirn berührend, verblieb dann einige Augenblicke im Gebet, und sprach, nachdem sie sich wieder erhoben, zu dem Missionär; „Seien sie ruhig, mein Vater, ich hoffe, die gebenedeite Jungfrau wird mich erhören!" Hierauf entfernte sie sich sehr vergnügt; der Missionär aber sehr erbaut.

Einige Tage hernach bekam sie ein kleines Geschwür an der Wange, das unbedeutend schien; und verlangte noch einmal in die Kirche zu kommen. Ob auch der Missionär um ihr Geheimniß wußte, konnte er dennoch sich nicht denken, daß dies kleine

Uebel von großen Folgen wäre, und sagte ihr seine Meinung darüber. Sie schwieg; kaum aber war sie zu Hause zurück, so artete dies Geschwür, dessen man kaum achtete, plötzlich in einen sehr bösartigen Krebs aus, der, wie große Sorgfalt man auch anwendete, in weniger als zwanzig Tagen ihr die ganze Wange, ein Auge, die Hälfte der Nase, die Hälfte des Mundes und der Zunge zerfraß. Ihr Anblick erregte Entsetzen; dazu auch verbreitete diese ungeheure Wunde einen so häßlichen Geruch, daß Niemand ihr in die Nähe kommen konnte. In diesem Zustande duldete sie mit einer englischen Geduld und starb voll der Freude und des Trostes.

Kurze Zeit vor ihrem Tode kam es ihrer Muhme, die über eine so außerordentliche Tugend bei einem so zarten Alter erstaunte, in den Sinn, ihrem Gebet sich zu empfehlen; und sie sprach also zu ihr: „Meine Tochter, ich hoffe, daß Gott dir gnädig seyn wird; vergiß meiner nicht bei Ihm; und bitte Ihn, daß Er die Gnade mir verleihe, Ihm gut zu dienen!" — „Ich werde mehr thun, antwortete hierauf das junge Fräulein; wenn, wie ich hoffe, Gott in sein heiliges Paradies mich aufnimmt, so werde ich inbrünstig Ihn anflehen, daß Er Sie alsbald mit mir vereinige" — „Dies ist's nicht um was ich bitte, sprach die Dame erschüttert; ohne zu bedenken was sie sagte. Du bist jung, und hattest wenig Gelegenheiten Gott zu beleidigen; du kannst also mit Vertrauen sterben. Anders aber verhält es sich mit mir; ich habe lange gelebt, und habe viele Fehler abzu-

büßen; ich bitte daher nur um Zeit, Buße zu thun."
Das junge Fräulein sagte nichts weiter, ihre Muhme aber fing an zu fühlen, daß sie mehr erlangt hatte, als sie Anfangs gewollt hatte. Sie begann ein ganz neues Leben; und ob sie auch eines starken Temperamentes war, starb sie dennoch im Verlaufe desselben Jahres.

Solche und ähnliche Beispiele des festen Glaubens, des lebendigen Eifers und der zarten Frömmigkeit der neuen Christen in diesen fremden Ländern, deren wir noch viele anführen könnten, trösteten die Missionäre unaussprechlich; sie beteten die wunderbaren Führungen der göttlichen Vorsehung über diese Nation an, und fühlten von neuer Sehnsucht sich durchdrungen, die Gränzen ihrer Missionen zu erweitern, und die Erkenntniß Jesu Christi immer weiter auf dem Erdkreise zu verbreiten.

XX.

Aufruhr und revolutionäre Bewegungen in China.

Seit die Mantschu-Tartaren China erobert hatten, bestanden immer heimliche Parteien, die gegen den Thron sich verschwören; und wiewohl die tartarischen Kaiser dem Reiche große Wohlthaten erwiesen, und dasselbe mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt regierten, war dennoch ihre Dynastie niemals von den Chinesen geliebt. Oftmals hatten sich Empörungen entsponnen, und der Aufruhr wogte bald in der einen, bald in der andern Provinz. Kaiser Kang-

hi, ein geborner Herrscher, dessen Blicke überall hindrangen, war überaus wachsam, den Keim des Aufruhrs allenthalben beim ersten Anbeginn zu ersticken, und den jungen Schlangen das Haupt zu zertreten bevor sie noch Zähne und Flügel bekamen. Minder gewandt hierin waren seine Nachfolger. Unter dem jetzigen Kaiser Kien-long insbesondere hatten die große Provinz Yu-nan und die Insel Hainan die Waffen ergriffen, und die nächsten Provinzen waren nahe daran, ihrem Beispiele zu folgen; nur die Schnelligkeit und die weisen Anordnungen des Kaisers führten diese Empörung glücklich zu Ende. Ja auch in demselben Jahre 1774 war in der Provinz Schang-tong eine Empörung ausgebrochen, die erst seit sehr Kurzem gestillt war. Die meisten Rebellen fielen mit dem Schwerte in der Hand; Andere aber wurden gefangen, nach Peking abgeführt und zur furchtbarsten Todesstrafe verurtheilt.

Die ärgste dieser Parteien ist bekanntlich die Sekte der Pe-lin-kiao; welche Anspruch auf den Thron macht; denn es besteht bei ihnen die Sage, Einer aus ihrer Sekte werde noch Kaiser von China werden; daher auch ertheilen in ihren Versammlungen ihre Oberhäupter ihnen Titel und Würden, die sie unterdessen ingeheim führen, bis ihre vermeintliche Dynastie einmal auf den Thron erhoben wird. Beinahe immer war es diese erbärmliche Sekte oder Eine ihrer Verzweigungen, welche den Christen Verfolgungen zuzogen, da die feindseligen Mandarinen sie mit diesen Rebellen zu verflechten suchten; und sie

wurden einige Jahre später, auf ihre Veranlassung, zu Pat-scheu durch eine der blutigsten Verfolgungen bedrängt.

Der Urheber der Empörung in der Provinz Schang-tong, von welcher vorhin die Rede war, war desgleichen ein Pe-lin-kiao, Namens Uang-lun, der mit einem Bonzen, Namens Fan-uei, eine furchtbare Verschwörung anzettelte. Ihre Ränke waren so geheim geblieben, daß sie, trotz aller Wachsamkeit der Regierung, bereits zehn bis zwölf tausend Rebellen unter ihren Befehlen hatten, die auf den ersten Wink bereit waren, loszubrechen. Der Tschi-hien (Bürgermeister oder Richter) der Stadt Scheu-tschang-hien war der Erste, welcher erfuhr was da vorging; und er traf Vorkehrungen, Uang-lun gefangen zu nehmen, der die Verschwornen noch nicht versammelt hatte. Unglückseliger Weise fand sich unter den Soldaten, die er zu dieser Unternehmung bestimmte, ein Jünger Uang-lun's, der seinem Meister sogleich die Gefahr anzeigte, in welcher er schwebte. Dieser faßte alsbald seinen Entschluß, sammelte in Eile viertausend Mann und zog damit vor die Thore von Scheu-tschang-hien. Der Soldat, der ihn benachrichtiget hatte, und eben damals auf der Wache war, fand Mittel, das Stadtthor ihm zu öffnen. Uang-lun zog ohne Lärm, so wie ohne Widerstand ein; ging geradezu auf das Regierungsgebäude los, tödtete den Tschi-hien und ward auf der Stelle Herr des Platzes.

Es war dies zwar nur eine Stadt dritten Ranges; indessen war es viel. Einer der Befehlsha- ber der Provinz eilte herbei, das Uebel in seinem Laufe aufzuhalten. Dies aber war ein junger Mann, der noch keinen Feind gesehen hatte, er ließ sich nicht Zeit genug, Truppen in hinreichender Menge zu sam- meln; und ward daher von Uang-lun zurückge- worfen. Unterdessen verbreitete sich zu Peking die Nachricht, Uang-lun habe sich empört, und habe großes Waffenglück. Alles zitterte und zagte; der Kaiser jedoch, ein Fürst von großer Einsicht und Muth, ließ dadurch sich nicht erschrecken. Er sandte nur zwei tausend Mann ab, das Volk nicht zu äng- stigen; zugleich aber ertheilte er dem Kriegsmanda- rin Chou-tagin, der in Einer der mittägigen Provinzen eine Untersuchungsreise hielt, den Befehl, gegen Schang-tong sich zu wenden. Sobald man erfuhr, Chou-tagin befehlige die kaiserlichen Trup- pen, hörte alle Angst auf; denn dieser Mandarin war Einer jener seltenen Helden, die den alten Rö- mern Ehre gemacht hätten.

Unterdessen ließ Uang-lun an der Spitze sei- nes kleinen Heeres sich zum Kaiser ausrufen; er er- nannte Fürsten, Große des Reiches, Feldherren; seine Frauen aber waren Kaiserinnen und Königinnen. Er nahm alle Zeichen der Würde der vorigen Dy- nastie an. Nachdem er nun das Zeughaus und die Speicher zu Scheu-tschang ausgeleert hatte, schritt er gegen Lieu-ling vor; und zwang auf seinem Zuge alle waffenfähigen Männer ihm zu fol-

gen und sein Waffenglück zu theilen. Hierauf kam er vor Ling-tsing-tscheu, eine Stadt zweiten Ranges. Die Altstadt, welche ohne Vertheidigung war, öffnete ihm die Thore, die Mantschu aber zogen sich in die neue Stadt zurück mit dem festen Entschlusse sich tapfer zu wehren. Uang-lun wollte sie mit Gewalt einnehmen; er schritt ungeachtet des Feuers vorwärts, das auf ihn gegeben ward; allein er ward verwundet, und seine Leute wurden mit einem Verluste von drei hundert Mann zurückgetrieben.

Von diesem Augenblick an ward Uang-lun wie von einem Schwindelgeist ergriffen; statt der Stadt Peking sich zu nähern und ein unermeßliches Volk nach sich zu ziehen, das die äußerste Noth der bedrängten Zeit zur Verzweiflung brachte, verweilte er zu Ling-tsing-tscheu, und gab nur Feste und Gastmähler. Zwei Truppen Komödianten spielten ohne Unterlaß, und er verließ die Komödie nur, um sich selbst zur Schau zu stellen. Er schritt nämlich mit einer Pracht und Herrlichkeit durch die Stadt wie ein großer Monarch; und er glaubte, er sei bereits Kaiser, ob er auch kaum einen Zoll Erde besaß. Indessen dauerte diese Komödie nicht lange; denn Chow-tagin, welcher von Peking aus Verstärkung erhalten hatte, bildete mit seinen Truppen einen Umkreis von zehn bis zwölf Stunden, um alle Rebellen einzuschließen; und zog dann an der Spitze der Mantschu gerade auf Uang-lun los.

Sobald dieser sinnlose Rebellenhauptmann dies erfuhr, gerieth er in Wuth und tödtete Alles was

ihm vorkam; Greise, Weiber, Kinder fielen unter seinen Streichen; er verübte alle möglichen Unthaten, ehe er aus seinem Taumel erwachte. Indessen mußte er auf seine Vertheidigung bedacht seyn. Er ließ daher in Eile über den kaiserlichen Kanal eine Schiffbrücke schlagen, und setzte mit allen seinen Truppen über dieselbe. Es hatte aber Chou-tagin kaum sich gezeigt, so ergriffen alle gleich einer Herde Hämmel die Flucht. Der Kaiser hatte Befehl gegeben, Uang-lun lebendig zu fangen, um die wahren Beweggründe seiner Empörung zu erfahren; als aber seine Truppen sich verliefen, flüchtete er sich in einen Meyerhof. Chou-tagin, der ihm nachrückte, ordnete sogleich acht tapfere Streiter ab, ihn aufzuheben. Schon hatten sie ihn festgebunden, als der Bonze Fan-uei, ihm zu Hilfe eilte und ihn befreite. Es dauerte aber diese Freiheit nicht lange, denn der Feldherr des Kaisers kam beinahe im nämlichen Augenblick an, wo der Bonze erschien, und nahm ihn gefangen.

Kaum gewann Uang-lun Zeit, ein nahes Haus zu erreichen; dies jedoch ward sogleich von den Truppen des Kaisers umzingelt. Man wollte seiner Zufluchtstätte ihn mit Gewalt entreißen; er aber faßte den Entschluß, das Haus in Brand zu stecken; denn lieber wollte er durch seine eigenen Hände umkommen, als in die Hände des zürnenden Kaisers fallen, den er so schwer beleidigt hatte. — Er ward an der Form seines Säbels und an einem silbernen Armbande erkannt, das jener betrügerische

Bonze mit dem Versprechen ihm gegeben hatte, er würde dadurch unsichtbar werden. Mehrere Tage nach einander wurden die noch übrigen Rebellen niedergemacht; nur wenige entkamen; die Vorzüglichsten unter ihnen, sieben und vierzig an der Zahl, wurden dem Kaiser zugesandt; der alle Einzelnen mehrmals befragte, bevor er dem Gerichtshof der Verbrechen sie übergeben ließ.

„Kaiser, sprach Fan-nei, Sie haben von großem Glück zu sagen! Tausend Mann, die ich zu Gehol aufgestellt hatte, sollten Sie zur Zeit aufheben, wo Sie auf der Jagd waren! Groß fürwahr ist Ihr Glück!" — Alle diese Unglückseligen wurden, nach den Gesetzen in Stücke zerhauen. Es hatte diese Revolte nicht viel über einen Monat gedauert; dennoch aber waren dabei gegen hundert tausend Menschen umgekommen.

Die Missionäre waren während dieser Verschwörung in nicht geringer Angst. Denn hätte Uang-lun die Oberhand gewonnen, so waren sie allen Gefahren, wie die Mantschu ausgesetzt; gleich ihnen fremd in China, waren sie der ganzen Wuth der Rebellen blos gestellt. Dies jedoch war nicht der Hauptgrund ihrer Angst; da sie schon bei ihrer Abreise von Europa Gott das Opfer ihres Lebens gebracht hatten. Ein höheres Interesse, nämlich der Fortgang des Christenthums erregte ihre Besorgniß. Sie wußten, daß zu Ling-tsing-tscheu und in den Umgegenden viele Christen waren. Hätten nun unglückseliger Weise Einige derselben ihrer Pflicht

vergessen, oder wären sie mit Gewalt fortgerissen worden, dann war Alles verloren. Es erging Anfangs das Gerücht, drei christliche Familien hätten an Uang-lun sich angeschlossen; und zur nämlichen Zeit auch schrieb Chou-tagin an den Kaiser, die Verschwörung rühre nur von den falschen Religionen her, welche die Völker verführt hätten. Allerdings verstand er unter diesen falschen Religionen die Sekte der Pe-lin-kiao und ihre Verzweigungen; wie leicht aber konnte dieser Ausdruck mißverstanden, und die Gläubigen einer neuen und schrecklichen Verfolgung ausgesetzt werden?

Die göttliche Vorsehung jedoch, die ihre Getreuen niemals ohne Trost läßt, beruhigte die Väter und ihre geliebten Christen bald und gab ihnen zugleich so rührende Beweise ihres Schutzes, daß manche fromme Gemüther eine Art Wunder darin erkannten.

Als Uang-lun den wahnsinnigen Entschluß gefaßt hatte, zu Ling-tsing-tscheu Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, zerstreute er sich mit allen seinen Leuten in der Stadt. In allen Gassen und Häusern richteten sie nun ein furchtbares Blutbad an. Sie schonten nur der Männer, welche geeignet waren, die Waffen zu führen, und der Weiber, die in einem Alter waren, ihren viehischen Leidenschaften zu dienen, oder ihnen Reiß zur Mahlzeit zu bereiten. Siebenzig Christinnen flohen in ihrem Schrecken, wohin der Zufall sie führte. Da sprach eine junge blindgeborne Christin zu ihnen: Wo

gehet ihr hin? Habet ihr vergessen, daß wir hier eine Capelle haben, die der allerseligsten Jungfrau geweiht ist? Dorthin müssen wir uns begeben; unsre gute Mutter wird eine sichere Zuflucht für uns seyn! — Diese Worte erweckten das Vertrauen der ganzen schwer geängsteten Schaar; sie eilten in die Capelle und schlossen die Thüren hinter sich ab. Hier nun fielen sie mit dem Angesicht zur Erde und flehten ohne Unterlaß zur gebenedeiten Jungfrau, sie in ihren heiligen und mächtigen Schutz zu nehmen. Mehrmals näherten sich die Verschworenen der Capelle mit lautem Geschrei, und tödteten links und rechts alles was ihnen unter die Hände kam; aber gleich als stieße eine unsichtbare Hand sie zurück, entfernten sie sich plötzlich wieder, ohne zu wissen warum.

Ein christliches Weib, das nicht so glücklich war, mit den übrigen sich zu flüchten, ward mit ihrer Schwieger fortgerissen, die noch eine Götzendienerin war. Man vereinte beide zur Bereitung des Reißes. Die junge Frau aber jammerte und sprach zu ihrer Schwieger: O Mutter, wohin kam es mit uns? und wie wird es uns ergehen? — Diese gab ihr zur Antwort: Fasse Muth, liebe Tochter; dies wird vorübergehen. Ich habe gehört, der Kaiser habe tapfere Streiter gesandt, uns zu befreien. Sie hatte zu laut gesprochen; Einer der Soldaten Uang-lun's, der bei der Thür stand und hörte was sie sagte, trat urplötzlich ein, und spaltete diesem Weibe das Haupt mit Einem Säbelhiebe. Die Schwiegertochter hielt sich für verloren; sie fiel dem Soldaten zu Füßen

und bat ihn, ihrer sich zu erbarmen. Der Soldat aber fühlte sich plötzlich wie umgewandelt, sprach ehrbar mit ihr, und erlaubte ihr sich fort zu begeben.

Als diese ganze Rebellion zu Ende war, kam ein guter Katechist von Ling-tsing-tschen, Namens Co-so-me (Cosmas) zu Einem der Väter. Dieser fragte ihn, wie er und sein ganzes Haus dieser schrecklichen Gefahr entkommen sei; er aber erzählte sehr unbefangen, was hinsichtlich seiner sich zugetragen habe. Sobald ich erfuhr, sprach er, daß die Rebellen Alles mit Feuer und Schwert verheerten, verbarg ich die jungen Leute und die Weiber zwischen zwei Wänden; ich selbst aber und meine Söhne bestiegen das Dach des Hauses. Wir waren nicht ohne Waffen; was aber vermochten wir gegen so viele Tausende, wüthender Leute? — Indessen setzten wir unser ganzes Vertrauen auf Gott. Ich hatte das Crucifix mitgenommen, und wir lagen zu den Füßen unsres Heilandes und flehten Ihn unter Thränen an, uns zu beschützen. Plötzlich hörte ich einen entsetzlichen Lärm; es waren die Rebellen, welche die Hausthür eingestoßen hatten. In demselben Augenblick sprang ich vom Dache herab, den Säbel in der Hand, und entwaffnete den Soldaten, der vorgedrungen war. Es kam mir in den Sinn, ihn zu tödten, doch da bedachte ich, daß ich ein Christ bin, und eben darum verzeihen müsse. Ich beschränkte mich also darauf, ihn hinauszustoßen, worauf ich die Thür verschloß.

Meine erste Sorge war nun, die Weiber und die jungen Leute zu beruhigen, die ich zwischen zwei Wänden verborgen hatte. Allein ich erstaunte nicht wenig, als ich Niemand fand. Die Angst, die sie ergriffen, hatte ihnen Flügel geliehen, davon zu eilen. Ich setzte ihnen mit den übrigen Personen meines Hauses nach; und wir erreichten sie in einiger Entfernung von Ling-tsin-tschen gegen Osten hin, wo die Rebellen noch nicht vorgedrungen waren. Auch die Schwächsten hatten starke Füße, davon zu laufen. In wenigen Stunden waren wir sechs Meilen von Ling-tsin-tschen. Wir kehrten bei einem freundlichen Christen ein, der uns mit großer Liebe aufnahm. Als die Truppen des Kaisers die Ordnung wiederhergestellt hatten, kehrten wir ruhig nach Hause zurück. Alles stand darin offen; indessen hatte man nichts angerührt; nicht einmal das Geld, das in die Augen fiel. Wie liebreich war hier die Sorge der Vorsehung! Nicht ein Einziger ward in dies allgemeine Unglück verflochten. Er erzählte noch manche andere Begebenheiten, die an das Wunderbare gränzten!

Unterdessen erließ der Kaiser ein schreckliches Edikt, kraft dessen er befahl, die bösen Sekten des Reiches mit aller Strenge zu verfolgen. Es war gewiß nicht seine Absicht, die christliche Religion in dieselben mit einzuschließen; indessen stand allerdings zu befürchten, daß mehrere Mandarinen der Provinzen auch die Christen darunter verständen; und solche einfangen ließen, wenigstens, um Geld von

ihnen zu erpressen. Damit jedoch die Väter nicht Bedrängniß über Bedrängniß hätten, flößte der Herr dem Kaiser ein, zwei Worte zu sprechen, die seinen guten Willen gegen sie ausdrückten. Denn damit sie wegen der Sache des Uang-lun sich nicht ängstigten, und auch die Großen wüßten was er über sie dächte, sprach er in Gegenwart dieser Letztern zu ihnen: „Ihr betet für die Verstorbenen; ich weiß es, eure Absicht ist gut; denn ihr versammelt euch nur, Gott zu bitten, daß Er ihnen eine Stätte der Erquickung verleihe!“ — So unbedeutend dies Wort scheint, bedeutete es dennoch viel; weil nämlich auch die Pe-lin-kiao um ihrer Todten willen sich versammelten; in diesen Versammlungen aber wider den Staat sich verschworen. Es sprach also der Kaiser dies Wort, sie zu beruhigen und zu trösten; die auch fürwahr des Trostes gar sehr bedurften, wie wir in der folgenden Nummer sehen werden.

XXI.

Aufhebung des Jesuiten-Ordens. Brand der Kirche zu Peking.

Endlich war es nach jahrelangen Vorarbeiten der Cabale der bourbonischen Höfe und der Feinde des positiven Christenthums in Europa gelungen, durch die Vermittlung Ganganelli's, der unter dem Namen Clemens XIV. den päpstlichen Stuhl bestieg, den Stab über die Jesuiten zu brechen, und diesen Orden aufzuheben, der bei seiner unübertrefflichen Organisation von Innen und von Außen, durch seine

wissenschaftliche Bildung und entschiedene Geistesüberlegenheit, so wie durch seine erprobte Gottesfurcht und seine glänzenden Tugenden das Heiligthum der Religion und der Kirche Jahrhunderte hindurch mit Eifer bewacht, und als eine Stütze der Sitten und der Throne sich erwiesen hatte. Mit ihm war eine Hauptstütze des päpstlichen Ansehens, eine Vormauer der Kirche und ein mächtiger Damm gegen die einreißenden Fluthen des Unglaubens gefallen. Mit dämonischer Wuth aber hatten seine Widersacher an seinem Untergang gearbeitet; da es durch seinen Sturz allein der Gottlosigkeit möglich ward, ihre heillosen Grundsätze zum Verderben der Völker zu verbreiten, und manche Throne zu erschüttern und zu stürzen. Wir sprechen nichts weiter hierüber; denn die Geschichte hat laut genug darüber gesprochen.

Das bekannte Dekret, das Clemens XIV. am 21. Juli 1773 erlassen, und wodurch er mit einem Federstrich Einen der hochverdientesten kirchlichen Orden vertilgt hatte, bei dessen Vernichtung, nach Adam v. Mütkens gründlicher Bemerkung „es weisen Männern bald bemerkbar ward, daß eine gemeinschaftliche Vormauer aller Authoritäten gefallen sei," war in China während der Zeit der Empörung angelangt, von welcher in der vorhergehenden Nummer die Rede war. Wie aber dieser schreckliche Schlag alle blühenden Missionen der katholischen Kirche in allen Welttheilen überhaupt in die äußersten Gefahren und Verlegenheiten versetzte, also brachte er ins besondere den Missionen in China einen

unersetzlichen Schaden; da dieselben von den Vätern dieses Ordens gegründet, und über zwei Jahrhunderte größtentheils von ihnen allein waren aufrecht erhalten und geleitet worden. Denn es unterliegt, menschlicher Weise zu sprechen, wohl keinem Zweifel, daß ohne die heldenmüthigen Aufopferungen der Missionäre bei Hofe, und durch ihre große Klugheit und ihre leuchtenden Tugenden, wodurch sie die Achtung und das Vertrauen der chinesischen Herrscher fortwährend sich erhielten, das Christenthum daselbst wieder spurlos verschwunden wäre.

Wer hätte indessen je gedacht, die Bosheit der Widersacher dieser apostolischen Männer würde sogar bis dahin gehen, sie selbst aus China vertreiben zu wollen? Doch wer da weiß was im Paraguai geschah, wird auch hierüber sich nicht verwundern. Sie boten also aus so weiter Ferne alles Mögliche auf, den Kaiser Kien-long dahin zu bewegen, sie aus China zu verjagen. Dies thaten Christen! Wer kann hier die höllische Bosheit verkennen, welcher es große Freude gewährt hätte, die eifrigen Hirten zu vertreiben, und dadurch den Untergang so vieler tausend, durch das Blut Jesu Christi erkauften Seelen nach sich zu reißen, die sie durch unsägliche Liebesmühen, Aufopferungen und Leiden seinem himmlischen Reiche gewonnen hatten!

Ja diese schamlosen Verleumder entblödeten sich nicht, dem Kaiser sogar eine Denkschrift zustellen zu lassen, worin sie die Väter Benoît und Lefebre nachdrücklich anklagten, sie hätten an dem vorgeblichen

Meuchelmord des Königs von Portugal wesentlichen Antheil gehabt. Vielleicht hätte ein minder scharfsichtiger Fürst über die gräulichen Beschuldigungen sich entsetzt, die man wider sie vorbrachte. Der Kaiser jedoch, der die Jesuiten an seinem Hofe genauer kannte, und auch wußte, daß die wenigen Missionäre, die noch in den Provinzen zerstreut lebten, unbescholtene Männer waren, sah gleich bei dem ersten Anblick dieser Denkschrift das Werk einer durchdachten Bosheit darin, und that auch den Vätern zu wissen, daß er sich nicht habe täuschen lassen; ja er ließ sogar diese Schrift dem P. Lefebre zustellen, ohne weder Aufschluß noch irgend eine Rechtfertigung von ihm zu verlangen; und so nahm selbst ein heidnischer Kaiser die Väter gegen getaufte Unchristen in Schutz. Wie er selbst über die Sache dachte, dies erfuhr man aus den Reden Einiger von seiner Umgebung, aus welchen der Eine sagte: „Wäre der Kaiser von China Kaiser des Abendlandes gewesen, so dürften die Missionäre nicht fürchten, ohne Nachfolger zu bleiben.“ Ein Anderer drückte sich noch stärker aus, und sprach: „Wenn der Kaiser Papst gewesen wäre, so hätte er sich wohl gehütet, einen so braven und so gelehrten Orden aufzuheben.“

Die Betrübniß der Väter war über allen Ausdruck schmerzlich; dennoch war die fluchwürdige Bosheit ihrer Feinde noch nicht erschöpft; dies bezeugt folgende Niederträchtigkeit. Wir sahen die Schilderung der wunderschönen, in europäischem Style erbauten Kirche der Väter, die sie neben ihrem Colle-

ginni im ersten Umfang der Residenz besaßen. Dies Meisterstück der Kunst war ein erlauchtes Denkmahl der Frömmigkeit und des Glaubenseifers christlicher Fürsten; und selbst der heidnische Kaiser Kang-hi hatte eine bedeutende Summe dazu gegeben. Es war dies das prächtigste Gebäude dieser stolzen Stadt; ja des ganzen Orients. Am Tage der heiligen Katharina von Ricci, der Großtante des ehrwürdigen und heiligen Greises P. Ricci, letzten Generals der Gesellschaft Jesu, der gerade damals in der Engelsburg gefangen saß, wo er auch gleichsam als Märtyrer starb, begab sich der chinesische P. Sucro um sieben Uhr in diese Kirche, das heilige Opfer zu feiern; es war die letzte Messe, die darin gelesen ward.

Während er nun in dieser heiligen Handlung begriffen war, ward er von Uebelkeit befallen; denn es stieg unter dem Altar ein starker Geruch auf, welcher ihn so sehr betäubte, daß er das heilige Opfer kaum vollenden konnte. Er zeigte dies dem Wärter der Sacristei an, man suchte allenthalben nach; ohne jedoch irgend etwas wahrzunehmen. Hierauf entfernte sich P. Sucro; ward aber nach acht Uhr abermal abgeholt, einen Katechumenen zu taufen. Nun roch er den Geruch nicht mehr, der früher ihn belästiget hatte; wahrscheinlich weil er dem Altar nicht näher kam. Kaum aber war er auf seinem Zimmer zurück, so schrie man im Hofe: Die Kirche steht im Brande! Er glaubte Anfangs man verwechsle den Ort. Indessen ging er dennoch hinaus, und in dem-

selben Augenblick sah er, wie von allen Seiten Flammenwirbel zu allen Fenstern der Kirche herausschlugen. Der P. Procurator des Hauses wollte wenigstens das Allerheiligste retten; er ging also gegen die Flammen hin, ward aber von denselben zurückgedrängt. Da er rücklings zu Boden fiel, zogen die Dienstleute, die ihm folgten, ihn bei den Kleidern zurück. Nun schlug er einen andern Weg ein, war aber auch diesmals nicht glücklicher. Das Feuer war so gewaltig, und war an vielen Orten zugleich ausgebrochen, daß in weniger als einer Stunde Zeit dies sehr große Gebäude von den Flammen verzehrt war.

Der Gouverneur der Stadt begab sich sogleich mit acht tausend Mann in die Nähe des Collegiums und Alles drängte sich von allen Seiten hinzu. Die Väter selbst erfuhren erst nach zehn Uhr was geschehen war: P. Bourgeois, der diesen Brand beschreibt, erzählt: „Ich machte mich augenblicklich auf, und suchte wo möglich, durch die Menge hindurch zu dringen. Von weitem suchten meine Blicke diese schöne Kirche, die ich so oft mit innigster Freude gesehen hatte; da ich aber nichts sah als einen schwarzen Rauch, vermochte ich es nicht, meine Thränen vor dieser Unzahl von Götzendienern zu verbergen. Ich muß bekennen, ich habe viel gelitten; aber niemals war mein Schmerz tiefer als in diesem Augenblicke; meine Kräfte verließen mich; nur mit Noth und Mühe konnte ich das Zimmer Eines

unsrer Missionäre erreichen, wo ich, außer Stande, Andere zu trösten, selbst des Trostes bedurfte."

„Als ich zu Hause zurück war, hegten wir mancherlei Gedanken über diesen Brand; ich hätte nie geglaubt, daß die Menschen so boshaft seyn können! Die ganze Nacht hielten wir die Wache um unsere Kirche, doch wenig hatte unsere Fürsorge genützt. Unser Wohnhaus und das der portugiesischen Väter hätten sehr wahrscheinlich das nämliche Schicksal gehabt, wenn die Vorsehung diesmal uns nicht zu Hilfe gekommen wäre. Derjenige, in dessen Händen alle Herzen liegen, rührte das Herz des Kaisers; er nahm herzlichen Antheil an unserm Unglück, und er sorgte dafür, daß man dies im ganzen Reiche erführe; so daß unsre ergrimmten Feinde nichts mehr gegen uns zu versuchen wagten."

„Gleich am folgenden Tage ertheilte er dem Gerichtshofe der Minister Befehl, sich zu erkundigen, was sein Großvater, der Kaiser Cang-hi für das Collegium gethan habe, als er der Kirche die Gestalt gegeben, die sie vor dem Brande gehabt hatte. Es fand sich aber, daß er den Vätern einen Uan, nämlich zehn tausend Unzen Silbers geliehen hatte. Da nun in China alte Gebräuche zum Gesetze werden, gab der Kaiser eben so viel; und zwar war diese Gnade nur das Vorspiel einer weit größeren."

„Es standen auf der abgebrannten Kirche (wie bereits in dieser Geschichte erinnert ward,) drei große und prächtige Inschriften, die der Kaiser Cang-hi eigenhändig mit rothem Pinsel geschrieben hatte.

Dies ist Eine jener seltenen Geschenke, deren Werth man nur dan erkennt, wenn man mit eigenen Augen sieht, we hoch solche hier geachtet werden. Wir sahen Eine ieser kaiserlichen Inschriften, die nur aus drei Bustaben bestand; es war dies ein freundliches Wor Cang-hi's an P. Parrenin. Diese Inschtift wrd an dem ehrbarsten Orte des Saales aufgehängt wo wir die Großen empfangen, und ich sah einen Pinzen vom Geblüte, der sich nicht getraute, sic darunter zu setzen; sondern aus Ehrfurcht in ein Ecke sich zurückzog".

„Ein olches Geschenk verlieren, ist nach der Sitte des Landes immer ein großer Fehler, dessen man bei den Kaiser sich anklagen muß. Dies auch thaten unsre Väter in einer Schrift, die sie dem Kaiser überreichten. Der Kaiser nahm sie mit jener Freundlichkeit auf, die ihm so wohl ansteht, wenn er herablassend seyn will, und verzieh ihnen, wie man einen unfreiwilligen Fehler verzeiht. Um aber ihren Verlust zu ersetzen, gab er seinem ehemaligen Erzieher, den er zum Minister des Reiches erhob, Befehl schöne Inschriften für die neue Kirche zu bereiten. Ich selbst, fügte er bei, werde solche mit rothem Pinsel schreiben."

„Diese Nachricht verbreitete sich augenblicklich an allen Orten. Man kam von allen Seiten, den Vätern Glück zu wünschen. Einige unsrer Christen, welche Aemter begleiteten, konnten sogar kaum sich erwehren, das Unglück, das uns getroffen hatte, als eine Art Glück zu betrachten. Seit dieser Zeit

sind wir ruhig. Die Kirche wird nun abermal erbaut, und sie wird prächtig werden. Unsre Väter, welche nun die Hoffnung aufgeben müssen, Nachfolger zu erhalten, fürchten nicht, sich aufs Aeußerste zu beschränken; um Gott bei ihrem letzten Ende zum Opfer zu bringen, was sie nur behielten, seine heilige Erkenntniß zu verbreiten."

„Wie sehr wir auch an uns halten, um zu verhüten, daß unsre Drangsale nicht nach Außen erscheinen, wissen dennoch unsre Gläubigen Alles. Sie sind darüber trostlos; ja noch etwas mehr. Aus Achtung für nns und aus Ehrfurcht für die Religion vermeiden sie es, von unsern Unglücksfällen und von den ihrigen mit uns zu sprechen. Indessen gehen die Sachen ihren Gang. Noch am letzten Osterfeste kamen über zweihundert Christen aus den Provinzen. Wir wurden von ihrer Andacht, und von ihrem Eifer um so tiefer gerührt, als wir uns nicht erwehren konnten zu fürchten, daß dies vielleicht in Zukunft nicht mehr der Fall seyn wird!"

„Durch zwei neue Katechismen hatten wir es dahin gebracht, mehr Unterweisungen in den christlichen Familien zu verbreiten; es war eine Freude zu sehen, wie unsre neuen Gläubigen sich bildeten. Es ward uns der Trost, eine neue Mission in der Tartarei zu eröffnen; wir hofften, dieselbe bis nach Hai-long-kiang zu erweitern, welcher Fluß die Gränze zwischen dem Kaiserreiche und den Russen bildet. Ich hatte die Ehre zwei Könige dieser Gegenden zu sehen; der eine kam in unsre Kirche; dem an-

dern stattete ich mit dem Aeltesten unsres Hauses einen Besuch ab. Die Güte, welche beide bezeigten, flößte uns große Hoffnungen ein. Diese Hoffnungen jedoch sind vergeblich, wofern man nicht eilt uns zu ersetzen!"

„Ach Gott, wie viele Seelen werden nun wieder in die Finsternisse der Abgötterei zurückfallen! wie viel andere werden dieselbe niemals verlassen! Wer da weiß was in Amerika vorging, der kann füglich über alle andern Missionen im Voraus seufzen. Hier können mit Gottes Hilfe die Dinge noch einige Jahre sich erhalten; erstens, weil der örtliche Verhältnisse wegen, man unsre geistlichen Verrichtungen uns nicht wird untersagen wollen; zweitens, weil es weit schwerer ist als man glaubt, uns zu ersetzen; drittens weil es menschlicher Weise unmöglich ist, unsern Stand, das heißt, unsre Lebensweise und unsre Verhältnisse an dem hiesigen Hofe zu stören. Indessen sind wir nicht unsterblich; Peking wird endlich fallen, und das unglückselige Loos, das die andern Missionen getroffen hat, wird zuletzt auch China treffen."

Dies war der Schwanengesang dieses Missionärs; und es hatte auch damals wirklich den Anschein, als wollte seine traurige Weissagung bald in Erfüllung gehen. Denn wo waren je eifrige Männer von heroischen Tugenden zu finden, die, in einzelnen Künsten und Wissenschaften ausgezeichnet, ohne durch Gelübde dazu verpflichtet zu seyn, sich hätten entschließen wollen, ihr ganzes Leben hindurch

gleich Sclaven an diesem Hofe zu arbeiten und nach allen seinen Launen sich zu richten, dabei für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen, und höchstens Einmal im Jahre mit einigen Stückchen Seide belohnt werden? Gleichwohl konnten sie nur um den Preis dieser beständigen, und zwar liebevollen Aufopferungen die Gewogenheit des Kaisers und der Großen, dadurch aber das Recht schützender Fürsprache für die Missionen erlangen. Und wer auch konnte diese gebornen Missionäre so leicht ersetzen? Es ist bekannt, daß seit jener Zeit die chinesischen Missionen immer mehr in Abnahme kamen, wiewohl es nicht an frommen und eifrigen Missionären darin fehlte. Die Aufhebung ihres Ordens war aber in China um so mehr zu beklagen, als gerade damals der Kaiser anfing, ihnen günstig zu werden, und mehrere Verfolgungen fern hielt, ja selbst gegen die Ansichten der Gerichtshöfe unterdrückte.

Bevor wir jedoch an die letzten Zeiten dieser Missionen kommen, wollen wir früher noch von den Siegen des Kaisers Kien-long über die Mia-ot-see sprechen, die zur glänzendsten Epoche seiner Regierung gehören, und die er in denselben Jahren (1774—1776) über diese Feinde des Reiches errang.

XXII.

Glänzende Siege des Kaisers über die Mia-ot-see.

Die gänzliche Vertilgung der Mia-ot-see gehört zu den größten Ereignissen, die seit vielen Jahr-

hunderten in China sich ergaben. Diese unabhängigen Bergvölker, die sich für unüberwindlich hielten, weil sie niemals waren überwunden worden, spotteten der Majestät des Kaisers seit beinahe zwei tausend Jahren. Oft kamen sie, wenn man dessen am wenigsten sich versah, durch beinahe ungangbare Klüfte von ihren Felsen herab, überfielen die chinesischen Truppen, welche die Gränzen gegen ihre Einfälle vertheidigten, unversehens und mit überlegenen Streitkräften, machten ansehnliche Beute und zogen sich dann wieder auf die Schluchten ihrer hohen Berge zurück.

Diese Mia-ot-see sind übrigens nicht mit jenen zu verwechseln, die in geringer Anzahl in mehreren Provinzen des Reiches, nämlich in Fo-kien Konit-scheu, Yun-am und andern zerstreut leben; und die der Staat bestehen läßt, weil derselben nur wenige, und diese ohne Oberhaupt, und den chinesischen Mandarinen unterworfen sind. Jene Mia-ot-see dagegen bestehen, oder vielmehr bestanden aus zwei kleinen Staaten an den Gränzen von Set-schuen und Konit-scheu, groß wie etwa Portugal; der Name des Einen dieser Staaten war Sia-kint-schuen, der des andern Ta-kint-schuen; jeder derselben hatte seinen eigenen König oder souveränen Fürsten.

Eben fünf und zwanzig Jahre früher richteten sie einige Verheerungen in den Ländereien des Kaiserreiches an, und nöthigten dadurch den Kaiser mit bewaffneter Macht wider sie auszuziehen. Der erste

General, der gegen sie zu Felde zog, war ein Todfeind der Christen, und kein Sieg ward ihm verliehen; ja er benahm sich auf eine Weise, daß der Kaiser ihn enthaupten ließ. Ein Zweiter, der gewandter als sein Vorgänger war, unterhandelte mit ihnen und machte ihnen reiche Geschenke, mit welchen sie in ihre Bergschluchten zurückkehrten. Man versicherte hierauf den Kaiser sehr ernstlich, sie seien unterworfen, und erkännten ihn als ihren Herrn.

Indessen fingen vor ungefähr fünf bis sechs Jahren die Feindseligkeiten aufs neue an. Der Kaiser aber ward hierüber aufs Aeußerste aufgebracht, und faßte wahrscheinlich damals schon den Entschluß, sie gänzlich zu vertilgen. Er ließ ihre Berge von drei Armeen umziehen, von welchen jede aus vierzig tausend Streitern bestand.

Der General U-en-fu erhielt Befehl, diese furchtbaren Gebirge zu erklettern. Die Mia-otsee vertheidigten den ersten Durchgang nur schwach. Als aber dieser Feldherr mit seinen Truppen hindurch war, fanden sie sich in einer engen Schlucht und hatten andere, unersteigliche Berge vor sich. Nun aber erschienen die Feinde mit ihrer ganzen Macht, versperrten ihnen den Rückweg, so wie alle andern Auswege, und fielen, als die Chinesen von Hunger erschöpft waren, über sie her, hieben sie sämmtlich nieder, so daß nicht ein einziger davon kam, und erst nach mehreren Jahren erfuhr man was sie dem General U-en-fu angethan hatten.

Die beiden andern Generale indessen, die dem U-en-fu nicht waren zu Hilfe gekommen, waren verloren; der eine ward erdrosselt, der andere nach Y-li verbannt. Nun ernannte der Kaiser A-quei zum Generalissimus aller seiner Truppen; eine Wahl, die nicht trefflicher hätte seyn können. Denn dieser Feldherr war ein scharfsichtiger, und dabei kaltblütiger, standhafter und unerschütterlicher Mann; der sogar sich nicht fürchtete, dem Kaiser selbst zu mißfallen, wenn sein Dienst zuweilen ihn dazu nöthigte.

Er schlug den nämlichen Weg ein, den U-en-fu eingeschlagen hatte; doch gebrauchte er die Vorsicht, die nächsten Felsen von Truppen erklettern zu lassen, und den Rücken sich zu decken. Bei diesem ersten Anfang fühlten die Mia-ot-see wen sie vor sich hatten; sie thaten Wunder der Tapferkeit; Weiber kämpften gleich den Männern, und die Chinesen erlitten eine bedeutende Niederlage in diesen Hohlwegen. Indessen erhielt sich dennoch A-quei in dieser Schlucht, und bereitete sich vor, in den zweiten Durchgang einzufallen. Da erbauten die Mia-ot-see neue Forts auf den Anhöhen.

A-quei indessen übereilte nichts; er blieb zwei bis drei Monate rings um einen Felsen; und entdeckte er endlich einen Ort, der nur einiger Maßen zugängig war, so benützte er die Nacht oder einen Nebel, eine hinreichende Anzahl Soldaten emporklettern zu lassen; die, sobald sie die Stärkern waren, die Mia-ot-see angriffen, welche, gegen

die Chinesen verglichen, nur eine unbedeutende Schaar bildeten, und daher auch nur eine sehr geringe Anzahl Soldaten auf jeden Berg zur Vertheidigung desselben aufstellen konnten. Jeder Schritt vorwärts war ein Gewinn; denn A-quei wich niemals zurück. Durch dies Manöver kam er in weniger als anderthalb Jahren zehn bis zwölf Stunden vorwärts, und gelangte endlich in die Hauptstadt Sia-kintschuen's, Namens Mai-no, die er einnahm. Der junge König Seng-ko-sang entkam noch zur rechten Zeit. Sein Vater, der seit mehreren Jahren die Regierung niedergelegt hatte, und Lama geworden war, hielt in seiner Art Klosters sich für sicher; doch er täuschte sich schrecklich; denn er ward gefangen genommen und nach Peking abgeführt, wo es ihm sehr übel erging.

A-quei drängte den König Seng-ko-sang langsam von Bergen zu Bergen, von Schluchten zu Schluchten, bis an die äußersten Gränzen seines kleinen Reiches. Dort steht ein, nach der Weise des Landes gut befestigter Miao oder Götzentempel. Seng-ko-sang vertheidigte sich darin wie ein Verzweifelter; dessen ungeachtet aber mußte er endlich der Menge weichen. Nun nahm er die Flucht nach Ta-kint-schuen durch einen Engpaß, wo nur zwei Menschen neben einander gehen können; und so fiel sein ganzes Land in die Gewalt der Chinesen. Indessen ist der Krieg noch nicht zu Ende, so lange der König nicht gefangen ist. Der Kaiser sandte Befehl, den König von Ta-kint-schuen aufzufor-

dern, seinen Truppen seinen Feind Sang-ko-sang auszuliefern; im Weigerungsfalle aber sollte A-quei sein Land mit Krieg überziehen.

Hierüber gerieth Sonom, oder wie Andere ihn nennen Sonokom, König von Ta-kint-schuen, der damals nur ein und zwanzig Jahre zählte, in die äußerste Verlegenheit. Die Fortschritte der Chinesen machten ihm Angst und bange. Sein Oheim war geneigt, dem Kaiser zu willfahren; allein ein Lama, Verwandter des Seng-ko-sang, der Obergeneral von Ta-kint-schuen und ein chinesischer Mandarin, der Verrath an dem Kaiser begangen hatte, behielt im Rathe die Oberhand. Man hegte die Hoffnung, da die Gebirge in Ta-kint-schuen noch unzugänglicher als die in Sia-kint-schuen sind, die Chinesen zu ermüden; man besetzte das ganze Gebirge mit Forts, und machte die Zugänge noch schwieriger und die Berge noch unersteiglicher. Doch A-quei ließ sich durch nichts abschrecken; er drang auf den Spuren Seng-ko-sang's in den Engpaß ein, rückte immer weiter vor, und näherte sich trotz aller Anstrengungen der Feinde, allmälig der Hauptstadt Leonci. Eben so schritten auch ihrerseits die andern chinesischen Armeen vorwärts, und dieser unglückselige Platz schien seinem Ende nahe.

Da nun der Kaiser den Krieg als beendigt ansah, sandte er den Vater Felix Arocha, der seit dem Tode des P. Hallerstein Präsident des mathematischen Tribunals war, dahin ab, die Karte des Landes aufzunehmen. Dieser reiste im August,

von einem Großen des Reiches begleitet, der für ihn sorgen und ihn beschützen sollte, in diese Gebirgsländer ab. Er bestätigte Alles was man von den ungangbaren Wegen, von den schrecklichen Abgründen, den Wasserfällen, Morästen und wirklich unersteiglichen Bergen derselben erzählte. Er sah im Vorübergehen einen erstaunlich hohen Felsenspitzen, auf welchen ein Fort errichtet stand. Man erzählte ihm, wie man desselben durch einen glücklichen Zufall sich bemächtiget habe, nachdem man über zwei Monate allen erdenklichen Muth und alle mögliche Geschicklichkeit vergeblich angewendet hatte. Dies aber ging auf folgende Weise zu.

Einige Soldaten, die auf der Wache standen, hörten eines Morgens in aller Frühe ein Geräusch wie einer Person, die auf ihrer Hut ist; da sie diesem Geräusche still sich näherten, bemerkten sie, daß etwas sich rührte. Nun kletterten zwei oder drei der Flinkesten aus ihnen mittels der Fußhaken, die in ihren Schuhen befestiget waren, gegen diese Seite hin, und sahen daselbst ein Weib, welches Wasser schöpfte. — Sie fragten sie sogleich, wer dies Fort seit so langer Zeit besetzt halte. Sie antwortete: „Ich! Das Wasser ist mir ausgegangen, und ich bin vor Tages Anbruch hierher gekommen, dessen zu holen; war aber nicht gefaßt, euch hier zu finden.“ — Nun führte sie dieselben auf einem heimlichen Pfade in das Fort; und wirklich war sie seit langer Zeit allein daselbst, und schoß bald einige Flinten ab, bald löste sie einige Felsenstücke los,

und schleuderte solche auf die Truppen, die es vergeblich versuchten, hinaufzuklettern.

Der Feldherr A-quei und die übrigen Generale empfingen den Vater mit aller Auszeichnung, die einem Manne gebührt, der unmittelbar vom Kaiser selbst gesandt wird. Die Ermüdung jedoch und die schlechte Luft setzten ihn außer Stand, seinen Auftrag zu vollziehen. Aus Freundschaft für ihn baten selbst diese Generale den Kaiser, ihn zurück zu berufen. P. Arocha verließ den Feldherrn auf einem Berge, welcher Leonci, die Hauptstadt von Ta-kin-tschuen beherrscht. Ein anderes Heer stand auf der andern Seite jenseits eines Flusses, den es im Begriffe war zu übersetzen; und man rechnete mit Sicherheit darauf, den Platz in fünf bis sechs Tagen einzunehmen.

Sen-ko-fang war unterdessen gestorben, Sonom, der nun allein blieb, bot die letzten Anstrengungen auf, seine Hauptstadt zu erhalten; und erst nach acht bis neun Monaten, die den Kaiser eben so viele Jahre bedünkten, entschloß er sich endlich, solche heimlich zu verlassen, und nach Karai sich zurückzuziehen, das seine letzte Hoffnung und seine letzte Zufluchtstätte war. Da nun die Chinesen keinen Widerstand mehr fanden, schritten sie auf einem sehr engen Hohlwege vorwärts und kamen in die Stadt, wo sie aber nichts, als lauter leere Häuser fanden.

Während dieser Zeit fiel Sonom, der einen Berg umgangen hatte, der chinesischen Kolonne, welche gegen die Hauptstadt zog, in die Flanke, und

durchbrach dieselbe. A-quei that alles Mögliche, mit Gewalt durchzudringen; doch gelang ihm dies erst nach neun- bis zehntägigen Anstrengungen, während welcher jene seiner Truppen, die bereits in der Hauptstadt waren, beinahe vom Hunger aufgerieben wurden. Nach diesem Siege sandte der Feldherr die kleine rothe Standarte ab; was in China so viel bedeutet, daß der Krieg nun bald zu Ende seyn werde.

Der Kaiser jedoch hatte gehofft, die große Standarte zu erhalten, wodurch bedeutet wird, die feindliche Nation sei gänzlich vertilgt und der König gefangen. Er drängte daher aufs neue und zwar stärker als jemals. Von zehn bis zwölf tausend Mann, welche die beiden Könige im Anbeginn des Krieges zusammen gebracht hatten, blieben nun kaum mehr als vier bis fünf hundert übrig, die zu Karai eingesperrt waren. Es sahen aber, nachdem sie einige Monate hindurch in diesem Fort sich vertheidiget hatten, die Mia-ot-see wohl ein, daß sie länger sich nicht halten konnten; sie hielten allgemeinen Kriegsrath, worin beschlossen ward, man sollte den Platz unterminiren, und sammt den chinesischen Truppen, die solchen mit Sturm einnehmen wollten, in die Lüfte sprengen. Ueber diesen Entschluß aber entsetzte sich die Königin-Mutter und suchte die Versammlung dahin zu stimmen, daß man auf Gnade und Ungnade sich ergeben sollte; was sie selbst, ihr Sohn, Bruder des Königs und eine junge Prinzessin von achtzehn Jahren zu thun entschlossen seien.

A-quei, welcher wußte, daß der Kaiser ein unbändiges Verlangen hatte, diese ganze Familie in seine Gewalt zu bekommen, gab freundliche Worte. Sonom indessen und sein Obergeneral schwankten lange; da es ihnen aber an aller andern Hilfe gebrach, beschlossen sie endlich, das Schicksal der Königin-Mutter zu theilen. Karai ward also übergeben; und A-quei ward Herr der Person des Königs und des ganzen Ueberrestes der einstigen Nation der Mia-ot-see. Ein größeres Kriegsglück wäre kaum möglich gewesen. Unverzüglich also ward die große Standarte nach Peking gesandt, wo man ihre Ankunft kaum erwarten konnte. Sie langte aber daselbst gegen das Ende der Faste, (1776) und gerade zur Zeit an, wo der Kaiser von der Begräbnißstätte seines Vaters Yong-tsching zurückkehrte.

Nun ward an alle Prinzen, Großen des Reiches und Mandarinen höhern Ranges der Befehl erlassen, Seiner Majestät entgegen zu ziehen, ihre Glückwünsche abzustatten. Die Missionäre des Hofes reihten sich an die Gerichtshöfe an. Der Kaiser ritt auf seinem Prachtschimmel vorüber, das Glück hatte die Züge der Güte und Freundlichkeit nicht geändert, die, wenn er wollte, so unverkennbar auf seinem Angesichte leuchteten.

Indeß aber der Kaiser den unglücklichen Sonom erwartete, der unter Weges war, bereiste er die Provinz Schang-tong, wo der Empörer Uang-lun im verflossenen Jahre so große Verwüstungen angerichtet hatte.

Als Sonom angekommen war, hielt man ihn mit schönen Worten hin, und suchte ihn zu täuschen. Einige Male zwar äußerte er sein Mißtrauen gegen diese Tröstungen; ja er versank in eine solche Traurigkeit, daß er darüber erkrankte; es ward aber so große Sorgfalt angewendet, und man begegnete ihm so liebvoll und mit so vieler Achtung, daß er sich erholte, und anfing, neue, wiewohl vergebliche Hoffnungen zu hegen.

Der Kaiser kehrte am eilften Juni 1776 von der Provinz Schang-tong zurück; die Väter wurden zur Ehre zugelassen, ihn noch einmal bei seiner Durchreise eilf Stunden weit von Peking zu sehen. Er zog nicht in die Stadt ein, sondern hielt sich in einem ungeheuern Park in der Nähe von Peking auf, von wo er am 13., begleitet von allen Großen des ganzen Reiches, seinem siegreichen Feldherrn entgegen zog. Die acht und vierzig Souverains, die von dem Reiche abhängig sind, hätten desgleichen sich einfinden sollen; da es jedoch nicht möglich gewesen war, sie alle bei Zeiten benachrichtigen zu lassen, brachten die meisten aus ihnen dem Kaiser ihre Glückwünsche zu Gehol, wohin er hernach zu den Uebungen der Jagd sich begab.

Damit aber der Feldherr A-quei in höherem Glanze bei dieser Ceremonie erschiene, ernannte der Kaiser ihn zu einem Mitgliede der kaiserlichen Familie, und verlieh ihm mehrere Zeichen der Würde, welche nur die Kaiser allein tragen dürfen. Einen Monat vor seiner Ankunft hatte der Gerichtshof der Minister befohlen, es sollten sechzig Stunden weit von

dem Orte seines Aufenthalts bis zu dem, zur Aufnahme bestimmten Orte, die Wege, wie für Seine Majestät selbst mit gelbem Sande bestreut werden.

Der, von dem Gerichtshofe der Religionsgebräuche bestimmte Ort war acht Stunden Weges von Peking in einiger Entfernung von einem Landpallaste, den der Kaiser zu Hoang-kin-tschong erbaut hatte. Die Umgebungen desselben waren mit einer Pracht geschmückt, die wahrhaftiges Erstaunen erregte. Es erforderte einen ganzen Band, die kunstreichen Berge zu schildern, die man aufgerichtet, die Bäche, die man in Thäler geleitet, die unendlich manchfaltigen Gallerien, Säle und Gebäude, die man daselbst erbaut hatte. Denn der Empfang eines siegreichen Feldherrn gehört in China zu den glänzendsten Ceremonien, die sich erdenken lassen.

Der Kaiser verließ seinen Pallast im Ceremonienkleide, und schritt zwischen zwei aufgestellten Reihen Mandarinen bis zu dem Orte, der zu dem Empfang bestimmt war. Dort standen die Prinzen vom Geblüte, die Großwürdenträger, die Minister, die hohen Mandarinen, die Großen des Reiches, die Gerichtshöfe, und eine große Abtheilung von jeder der acht Legionen. Es fand sich jedoch, wegen der ersten Ceremonie, welche daselbst Statt finden sollte, Keiner der Missionäre dabei ein.

Von der andern Seite ritt der Oberfeldherr A-quei an der Spitze der auserwähltesten Schaar seiner siegreichen Truppen heran; und stieg, sobald er bei zwei rothen Pfeilern angekommen war, von

seinem Streitrosse ab. Der Präsident des Ly-pu lud nun den Kaiser ein, auf eine Art erhöhter Bühne sich zu begeben, die rechts und links mit einer Unzahl Fahnen und Standarten umstellt war. Als er dieselbe bestiegen, begann die große Musik des Reiches zu spielen; und als hierauf eine augenblickliche Stille eintrat, rief ein Mandarin des Ly-pu: Werfet euch nieder! Alsbald fielen der Kaiser, der Feldherr und seine Officiere, die Prinzen, die Großen, die Tribunale und alle hohen Mandarinen auf die Knie und berührten neunmal die Erde mit der Stirn, den Himmel anzubeten und für den Sieg ihm zu danken.

Hierauf näherte der Ceremonienmeister sich dem Kaiser und bat ihn, in einen großen Saal hinabzukommen, wo man einen Thron für ihn errichtet hatte. Hier machten A-quei und seine Officiere ihm das Ko-teu. Da erhob sich der Kaiser, ging, nach der alten Sitte, gegen den Feldherrn hin und umarmte ihn; was er mit solcher Herzlichkeit that, daß diese ungeheure Versammlung davon ergriffen ward. Nun sprach er zu ihm: „Du bist müde; komm und ruhe aus!" nach welchen Worten er ihn neben sich setzen hieß; was die höchste Auszeichnung in China ist. Die Officiere wurden in blaue Zelte geführt; es ward Thee vorgesetzt, und dann stimmten hundert Verschnittene, von der großen Musik unterstützt, den Siegesgesang an, einen uralten Hymnus, der nahe an viertausend Jahre alt ist. Endlich trat der Präsident des Tribunals der Religionsgebräuche hervor und sprach zu dem Kaiser: „Alles ist beendiget!"

Nun bestieg der Kaiser abermal seinen Tragsessel und begab sich noch an demselben Tage nach Peking, einer andern Ceremonie von großem Glanze abzuwarten. Diese Ceremonie wird Scheo-fu genannt, und besteht darin, daß der Kaiser die Kriegsgefangenen sich vorführen läßt, und über ihr Schicksal entscheidet. Auch bei dieser Gelegenheit versammelt das Reich alle großen und erlauchten Männer, die darin sich befinden; die Ceremonie aber wird in dem dritten Hofe des Pallastes abgehalten. Der Kaiser sitzt auf einem Throne in einer offenen Halle, die sehr hoch über der Erde erhöht ist; und neben ihm stehen alle Großwürdenträger der Krone. Unten stehen die Prinzen, die Großen, und die Mandarinen ersten Ranges. Längs dieses unermeßlichen, kaum übersehbaren Hofes stehen gegen Aufgang und gegen Niedergang auf zwei gleichlaufenden Linien alle Zeichen des Reiches, Fahnen, Standarten, Piken, Streitkolben, Keulen, Drachen; symbolische Figuren und eine zahllose Menge anderer. Die Träger derselben sind in rothseidenen, mit Golde gestickten Gewanden gekleidet. Dann kommt eine zweite Reihe; dies sind die Tribunale des Reiches; eine dritte besteht aus der Leibwache des Kaisers, die wie im Kriege bewaffnet ist. Im vordern Theile des Hofes stehen die Elephanten der Krone mit ihren vergoldeten Thürmen auf dem Rücken, und neben ihnen die Kriegswägen, so wie auch die große Musik und die großen Instrumente, die an beiden Seiten der Halle sich anschließen, worin der Kaiser auf dem Throne sitzt.

Diese Ceremonie begann um halb fünf Uhr früh. Sobald man die große Glocke zu Peking hörte, begab man sich von allen Seiten in den Pallast; und dies ganze große Volk von Prinzen, Großen, Tribunalen, Mandarinen und Truppen nahm seine Plätze, nach der Anordnung des Ly-pu, oder des Tribunals der Religionsgebräuche ein. — Der Kaiser erschien, unter dem Schall der Musik und der lärmendsten Instrumente, auf seinem Throne, wo er die Huldigungen und Glückwünsche des Reiches empfing. Dann trat ein Mandarin des Ly-pu auf und rief mit lauter Stimme: Ihr Officiere, die ihr die Gefangenen brachtet, tretet hervor, werfet euch nieder! Ko-teu! Als diese Ceremonie beim Schall der Instrumente vollbracht war, zogen die siegreichen Officiere sich zurück; und es rief der nämliche Mandarin abermal: Ihr Mandarinen von dem Tribunal des Heeres, und ihr, Kriegsofficiere, kommet und führet die Gefangenen herbei!

Der unglückliche Sonom, sein jüngerer Bruder, sein Obergeneral und drei andere Große von Kin-tschuen erschienen von fern vor dem Kaiser und dieser ganzen furchtbaren Versammlung. Alle hatten eine Art Stricke von weißer Seide um den Hals. Sie gingen einige Schritte vorwärts, und erhielten dann Befehl, sich auf die Knie zu werfen; wo man den Kopf Seng-ko-sangs in einem Käfige verschlossen, neben sie auf die Erde stellte. Hinter ihnen standen hundert Officiere, die aus dem Kriege gekommen waren; rechts fünfzig sowohl Man-

darinen als Soldaten der Regierung von Peking; links fünfzig Officire von dem Tribunal der Prinzen. Bei diesen Anstalten, welche Schrecken einflößten, konnte der General Sonom's einer Regung des Unwillens sich nicht enthalten, die jedoch nur von Denjenigen bemerkt wurde, die in seiner Nähe standen. Indessen berührte er dennoch gleich Sonom und den Uebrigen die Erde mit der Stirn; worauf sie unverzüglich in einen Nebensaal abgeführt wurden. Der Kaiser aber empfing noch einmal die Glückwünsche aller Großen des Reiches, und entfernte sich dann unter dem Schall der Musik und der Instrumente; ohne noch über das Schicksal seiner erlauchten Gefangenen entschieden zu haben; wiewohl man mit ziemlicher Gewißheit wußte, daß sie rettungslos verloren waren.

Er begab sich aber sogleich in einen großen Pallast, In-tai genannt, der beinahe an das Haus der Missionäre angränzte. Dort lagen alle Folterwerkzeuge in einem großen Saale ausgebreitet. Der Kaiser setzte sich in den Hintergrund auf einen kleinen Thron. Wer aber schildert das Entsetzen des unglücklichen Sonom und der andern Gefangenen bei ihrem Eintritt in diesen Saal! Der Obergeneral nahm das Wort und sprach also zu dem Kaiser: „Großmächtigster Kaiser, der König, Sonom's Vater, vertraute auf dem Sterbebette ihn meiner Fürsorge. Er war ein junger Prinz, der noch keiner Entschließung fähig war. Ich bin's, der ich den Krieg beschlossen habe. Habe ich hierin gefehlt, so habe ich

allein gefehlt; und verdiene auch allein Strafe zu leiden. Ich bitte, daß man des jungen Fürsten schone, der unmöglich strafbar seyn konnte! Wir hätten unser Leben noch theuer verkaufen können; und wir haben uns nur ergeben, weil man uns Hoffnung gemacht hat, Gnade vor Eurer Majestät zu finden!"

Seine Worte jedoch waren vergeblich; denn ihr Untergang war durch die Staatsklugheit und wohl auch durch die Rache beschlossen. Auf ein Wort oder einen Wink des Kaisers wurden alle gefoltert. Mitten unter den Qualen bekannten sie Dinge, wodurch diese Qualen noch gesteigert wurden. Sonom bekannte, wie man behauptete, er habe den kaiserlichen Feldherrn Uen-fu hundert Tage hindurch gepeinigt, und ihn dann selbst mit einem Pfeile durchschossen. Andere sagten, er habe ausgesagt, er habe ihn in mit Oel getränkter Baumwolle einwickeln, und dann die Baumwolle anzünden lassen. Ferner gestand er auch ein, er habe den Tochtermann des Kaisers, Namens Taqué-fu, getödtet. Es gewährte aber dem Kaiser Freude, dem Schmerz seiner Tochter, die über den Tod ihres Gemahles sich nicht trösten konnte, ein Opfer von solcher Bedeutung bringen zu können. *)

*) Mit Recht tadelt Bergier diesen Zug der Grausamkeit an einem sonst großen Fürsten, wie er selbst den Kaiser Kien-long nennt; und betrachtet solchen als einen Beweis, daß das Völkerrecht in China gänzlich unbekannt ist. Wirklich auch erniedrigt die Willkühr der Strafen daselbst das menschliche Gemüth; und es läßt sich nicht läugnen, daß in diesem Reiche ein gleichsam

Nach einer sehr peinlichen Tortur wurden endlich Sonom und die sechs Andern auf Karren gebracht und geknebelt. In diesem schmerzlichen und erniedrigenden Zustande wurden sie auf die Richtstätte der Verbrecher abgeführt, an Pfähle angebunden, und gegen eilf Uhr Vormittags in Stücke zerhauen. Hierauf wurden ihre Köpfe in Käfige verschlossen und mit Aufzeichnung ihrer einzelnen Namen darauf, öffentlich zur Schau ausgestellt. An den folgenden Tagen wurden die blutigen Hinrichtungen anderer Mia-ot-sees von minderem Range vollzogen. Es blieben von dieser unglückseligen Nation nur sehr wenige Leute der niedrigsten Klasse übrig, die den siegenden Officieren zu Sclaven gegeben wurden. Es erging die Rede diese Völkerschaften hät-

regelmäßiger Plan der Tyrannei befolgt wird, die oft eine einfache Lüge oder eine geringe Unachtsamkeit mit dem Tode bestraft. Grausam ist auch die peinliche Rechtspflege, weil sie die ganze Familie des Schuldigen ausrottet und seine Verwandten bis in den neunten Grad bestraft; ob auch ihre Unschuld erwiesen ist. — Eben dieser Schriftsteller betrachtet drei Regenten, die in einer despotischen Regierung hundert fünfzig Jahre hindurch weise und friedlich regierten, als ein Wunder in der Weltgeschichte. Es läßt sich aber mit Fug und Recht behaupten, daß ohne den wohlthätigen Einfluß der christlichen Missionäre die Regierung der Kaiser Cang-hi, Yong-tsching und Kien-long niemals so mild geworden wäre, und daß auch das Christenthum allein es vermag, die Regierung, den Charakter und die Sitten heidnischer Völker wesentlich zu bessern.

ten die Sodomiten in ihren fluchwürdigen Verbrechen nachgeahmt. Darum auch wurden sie durch ein göttliches Gericht von der Erde vertilgt, die sie so lange verunreinigten.

XXIII.

Der Kaiser legt eine Bibliothek an. Stand der Missionen. Schöne Beispiele christlicher Nächstenliebe.

Nach diesem glänzenden Siege des Kaisers herrschte der tiefste Friede im ganzen großen chinesischen Reiche. Längst schon hatte dieser Monarch einen Gedanken gefaßt, der eines großen Mannes würdig war; und keine Zeit war geeigneter, denselben auszuführen, als diese Zeit des Friedens. Schon vor mehreren Jahren hatte er im ganzen Reiche öffentlich kund thun lassen, er wolle eine Bibliothek aus den besten Büchern anlegen, die in China zu finden seien. Er befahl also, Diejenigen, welche schätzbare Handschriften hätten, sollten dieselben nach Peking abliefern; und erklärte dabei, man würde, nachdem Abschriften davon genommen, solche getreu zurücksenden.

Bald liefen Bücher in zahlloser Menge aus allen Hauptstädten der Provinzen ein; der Kaiser jedoch beschränkte die Anzahl der Sammlung auf sechsmal hundert tausend Bände. Hierauf ließ er die Gelehrten ersten Ranges, Han-lin oder Doktoren genannt, und die geschicktesten Buchdrucker nach Peking kommen; welchen er eine sehr große Anzahl

Beisitzer gab, die ihre Wohnungen in geräumigen Pallästen erhielten. Dieser großen Unternehmung setzte er die Prinzen, und sogar seinen sechsten Sohn vor. Sie mußten für die geringsten Fehler haften; ein einziger Punkt, der, selbst in den complicirtesten chinesischen Buchstaben, wäre verfehlt worden, hätte sie einen Theil ihrer Einkünfte gekostet.

Es hatte aber bei dieser prächtigen Sammlung ein besonderes Interesse für die europäischen Väter, daß darin drei Werke über die Religion aufgenommen wurden, die von Missionären der Gesellschaft Jesu verfaßt waren. Das erste war von dem berühmten P. Ricci, der in China unter dem Namen Ly-ma-teu bekannt ist. Dies Buch ist ein Meisterwerk; es gab chinesische Gelehrte, die dasselbe lasen, ihren Styl zu bilden. Der Titel desselben ist: Tien-tschu-sche-y, „Wahrer Begriff von Gott." Es ist kaum begreiflich wie ein Mann, der die Theologie eigentlich nur auf der Reise studirte, ein Werk von so großer Bündigkeit, Klarheit und Zierlichkeit verfassen konnte. Man sagte von dieser Schrift, es sei nicht möglich gewesen, dieselbe ohne besondern Beistand Gottes zu schreiben.

Das zweite Buch, das in diese große Sammlung aufgenommen ward, ist der Yang-mao. Dies Werk ist nicht minder trefflich geschrieben und enthält eine Fülle körniger Wahrheiten. Es handelt von den sieben Leidenschaften, die über den Menschen herrschen. — Das dritte Werk floß aus der Feder des P. Verbiest, der zur Zeit Cang-hi's lebte.

Es heißt: Kiao-yao-su-lun, „Kurzer Inbegriff der Grundwahrheiten der Religion.“ Dies Werk ist nicht für Gelehrte verfaßt; vielmehr strebte der Verfasser dahin, Allen verständlich zu werden. Als Kang-hi dasselbe las, scherzte er über den Styl; dennoch ist solches von einer Tiefe und Gründlichkeit, daß man es für würdig hielt, den besten Büchern beizuzählen. Wundersam ist doch der Widerspruch des Menschen mit sich selbst; die Chinesen setzten die Bücher über die heilige Religion unter ihre vortrefflichsten Bücher; und verfolgten die Christen!

Indessen zeigte doch der Kaiser durch die Aufnahme dieser christlichen Bücher in seine Sammlung, seine Ansichten von dem Christenthume ziemlich deutlich. Ja er erzeigte auch den Christen selbst mit jedem Tage sich günstiger. Denn in dem nämlichen Jahre (1776) hatte man einige Christen in der Tartarei festgenommen; und da der Statthalter sie fragte, wie sie, die doch so weit von Peking entfernt wären, diese Religion angenommen hätten, antworteten sie in ihrer Unbesonnenheit, die Europäer von Peking sendeten jedes Jahr einige chinesische Priester, sie zu unterrichten. Sie nannten sogar sechs derselben mit Namen, die wirklich in der Tartarei gewesen waren; und von welchen der Eine sich noch darin befand; der jedoch, sobald er dies erfuhr, in aller Eile sich verbarg.

Der Statthalter aber sandte alsbald Bericht über diese Sache an den Kaiser, der jedoch, statt solche an den betreffenden Gerichtshof zu senden, ein-

fach die Worte darauf schrieb: „Es ist gut!" Andererseits jedoch fuhren die kleinen Mandarinen in der Tartarei fort, Untersuchungen zu halten, sich in die Kirchen zu begeben, Christen gefangen zu setzen und zu verhören; worauf sie eine lange Denkschrift einsandten, von welcher die Missionäre Kunde erhielten; welche zitterten und eine schreckliche Verfolgung befürchteten. Als aber der Gerichtshof sein Gutachten an den Kaiser sandte, schrieb der Kaiser die Worte darauf: Mien-kieou! „Ich erzeige Gnade! dabei hat es sein Verbleiben!" — nach welchem Ausspruch die Gefangenen entlassen wurden, und die ganze Sache zum großen Erstaunen und zur Freude der Missionäre beigelegt ward.

Unter dem Schutze dieses kaiserlichen Wohlwollens boten die Missionäre ihre letzten Kräfte auf, das Reich Gottes zu verbreiten. Es nahmen auch, trotz aller Stürme, die Bekehrungen noch immer zu; und es meldeten sich beständig Heiden zum Unterricht und zur Taufe. Leider jedoch reichten die Wenigen der noch übrigen Arbeiter für diese so reiche Ernte bei weitem nicht hin; die ältesten und geübtesten Missionäre waren in den letzten Jahren nach einander gestorben; Manche aus ihnen hatte der Gram über die Vernichtung ihres Ordens getödtet; und mit Schmerz sahen die eifrigen Priester, wie in den Missionen, wo die Hirten fehlten, der Glaube der Neubekehrten anfing abzunehmen; da sie mitten unter Heiden wohnten, und nichts als abergläubige

Gebräuche der Götzendiener und Verderbniß der Sitten sahen.

Ein Beispiel, das die noch übrigen apostolischen Arbeiter nicht wenig kräftigte, war das thätige und aufopfernde Leben des Herrn Bischofs von Nanking, aus dem Orden der Gesellschaft Jesu. An diesem großen Mann war Alles ausgezeichnet, seine Geburt, seine Gelehrtheit und sein Eifer. Er war das Musterbild eines wahrhaft apostolischen Mannes. In Belgien der edlen Familie von Lambeckoven entsprossen, war er frühe in den Orden getreten und war in einer fünfzigjährigen Mission ergraut. Es war unmöglich nicht tief ergriffen zu werden bei dem Anblick dieses sechs und siebenzigjährigen Greises, dieses edlen Bischofs, der, seines hohen Alters und seiner Gebrechlichkeiten vergessend, ohne Unterlaß ein Bisthum durchwandelte, das größer als ganz Italien war; gekleidet wie ein gemeiner Landbauer, mit einem großen Strohhute bedeckt, und genöthiget, in einer elenden Fischerbarke vor den brennenden Sonnenstrahlen sich zu bergen; ja der beständig mit Noth und Gefahren zu kämpfen hatte, und nichts so sehnlich wünschte, als seine Laufbahn durch die Marter zu beschließen.

Sehr rührend sind auch die Klagen dieses heiligen Greises über den traurigen Zustand der chinesischen Missionen zu lesen; weil nicht nur keine Arbeiter aus dem aufgehobenen Orden mehr kamen, sondern auch die Missionäre desselben, die früher ihre mäßigen Jahrgelder von ihm erhalten hatten, nun, nach Einziehung aller ihrer Güter, der bittersten Ar-

muth preisgegeben waren; und dennoch, wollten sie anders mit gesegnetem Erfolg wirken, für Manches in ihren Missionen sorgen, und Allen Alles seyn mußten. Ihre einzige Hilfsquelle waren die Liebesgaben der Gläubigen, die aus Europa, jedoch immer sparsamer ihnen zuflossen, so daß sie bei weitem nicht, sogar für die dringendsten Bedürfnisse, hinreichten.

Indessen sorgte die göttliche Vorsehung oft wunderbar für ihre Diener; die auch ohne Vergleich weniger für sich, als für ihre geliebten Gläubigen besorgt, und der Entbehrung gewohnt waren. Ihre Hauptsorge bestand in der Erhaltung wenigstens der bestehenden christlichen Gemeinden; da es bis zur Ankunft neuer Arbeiter ihnen beinahe nicht möglich ward, dieselben durch neue Gläubige ansehnlich zu vermehren. Unterdessen verfloß das Jahr ohne sonderliche Verfolgungen; im folgenden Jahre 1777 jedoch gab ein abermaliger Aufruhr der Pe-lin-kiao Anlaß auch die Christen wieder zu verfolgen. Dieser Aufruhr war in der öffentlichen Zeitung zu lesen, wo die Anzeige des Virekönigs stand, die also lautete:

„Ich Eul-lin, Tsong-tu von Schen-si, lege diese Denkschrift Eurer Majestät mit Ehrfurcht vor. Die Sache betrifft eine böse Sekte in Hotschen. Man meldete mir, sie hielten Versammlungen und verrichteten gewisse Gebete; der Mandarin des Ortes aber habe Häscher dahin gesandt, diesem Unfug Einhalt zu thun, und seine Leute seien mißhandelt worden. Ich hielt diese Sache für wichtig

genug, mich selbst an Ort und Stelle zu begeben; und ertheilte einigen Kriegsmandarinen Befehl, zur nämlichen Zeit auf verschiedenen Wegen mit einer stattlichen Abtheilung Soldaten dahin zu kommen. Diese rebellischen Sektirer waren wohl bewaffnet, und es waren derselben über zwei Tausende."

„Als wir am 13. des eilften Mondes (12. December) auf die Höhe von Ho-tschen kamen, stellten die Rebellen sich in Schlachtordnung. Zu beiden Seiten Uang-fu-ling's, ihres Oberhauptes, standen zwei fanatische Weiber, mit zerstreuten Haaren, die in der einen Hand ein entblößtes Schwert, in der andern eine Standarte hielten. Sie riefen die bösen Genien an und stießen furchtbare Flüche aus. Man gab einige Male Feuer auf diese Rebellen; sie stritten wie Rasende. Endlich hieb man auf sie ein. Der Kampf dauerte gegen fünf Stunden, von drei Uhr Nachmittags bis gegen acht Uhr Abends. Es wurden derselben fünfzehn hundert getödtet, die übrigen aber gefangen genommen. Als ich das Schlachtfeld durchsuchte, fand ich ihr Oberhaupt auf der Erde ausgestreckt und getödtet; er hatte ein langes schwarzes Kleid an und einen Spiegel auf der Brust. Die beiden Weiber, die ihm zur Seite standen, waren desgleichen im Kampfe getödtet worden; die eine hatte eine weiße, die andere eine schwarze Standarte. Ich ließ diesen Frevlern die Köpfe abschlagen, ließ solche in Käfige sperren und dem Anblick des Volkes aussetzen. Ich führe 552 Gefangene mit mir. Das Volk hat große Freude. Ein Officier, Namens Yang-

hoa-lu hat sich tapfer ausgezeichnet, und hat im Kampfe eine Wunde auf der Stirn erhalten."

Hierauf folgt dann der Beschluß des Kaisers, wodurch Lob und Belohnungen ertheilt werden u. d. m.

Bei seinen Untersuchungen über diese aufrührische Sekte hatte der Vicekönig von Schen-si erfahren, es hätte eine ziemliche Anzahl Christen im vorigen Jahre am Weihnachtsfeste sich versammelt und einen Theil der Nacht im Gebet zugebracht. Er vernahm, es sei dies Eines der größten Feste der christlichen Religion, und wahrscheinlich würden die Christen in diesem Jahre sich wieder vereinigen, dasselbe zu feiern; und also geschah es auch. Am Abend vor der heiligen Weihnacht begaben sich die Christen, die nichts Arges besorgten, ziemlich öffentlich zu einem Neophyten, der eine geräumige Wohnung hatte. Sobald nun die Nacht ein wenig vorgerückt war, fingen sie an zu beten und zu singen. Alsbald ward nun das ganze Haus von Soldaten umzingelt. Es befanden sich darin acht und zwanzig Christen und einige Heiden, welche die Neugier herbei geführt hatte, zu sehen, wie man in der christlichen Religion bete. Diese alle wurden gewaltsam hinweggeführt und nach Si-ngnan-fu gebracht, das zehn bis zwölf Stunden Weges von dort entfernt war.

Hier nun verhörte der Vicekönig sie nach Muße; doch wie viele Mühe er auch sich gab, konnte er dennoch nichts Böses weder in ihrer Lehre noch in ihrem Wandel finden. In seinem Berichte an den Kaiser, den er zwei Monate hernach einsandte, bekannte er

aufrichtig, ihre Gebete glichen jenen der rebellischen Sekten nicht; sie suchten nur die wahre Glückseligkeit, und wären beflissen, dieselbe durch ein gutes Leben zu erlangen. Aehnliche Geständnisse enthielt der Bericht mehrere, dessen ungeachtet folgerte er als ein rechter Heide den Schluß, da die christliche Religion ein falscher Weg sei, sollte man Diejenigen, die solche angenommen, zu Pan-tseestreichen und zur Kanke verdammen; Tschao-kin-tscheng aber und noch ein anderer Christ, die Mehrere zu dieser Religion angezogen hätten, und so starrsinnig wären, daß nichts im Stande, sie zurück zu führen, sollten in die Verbannung gesandt werden.

Die Väter erhielten erst im März des Jahres 1778 Nachricht von dieser Anklage. Der Präsident und die übrigen Exjesuiten des Tribunals der Mathematik nahmen einige Bewegungen wahr; sie sahen, daß die Mandarinen, die sonst ihnen freundlich entgegen kamen, nun sich kaltsinnig gegen sie benahmen und entfernt hielten. Dies bewog sie, bei ihren Bekannten am betreffenden Gerichtshofe sich anzufragen; ob es daselbst nichts Neues wider die christliche Religion gebe; worauf diese die Denkschrift des Vicekönigs an den Kaiser ihnen mittheilten. Man wartete die Entscheidung nicht ohne große Angst ab, und es vergingen zwei Monate ehe dieselbe erfolgte. Der Gerichtshof der Verbrechen schien mit der Antwort des Kaisers nicht sonderlich zufrieden; doch wagte er keine Vorstellung gegen dieselbe; und so

ward diese ganze Sache unterdrückt; da der Kaiser sich sehr günstig geäußert hatte.

Nicht eben so wohl erging es jenen Gebirgsbewohnern in der Provinz Hu-quang, von welchen schon öfter die Rede war, und deren Anzahl auf zehntausend Familien sich vermehrt hatte. Wir sahen, wie Vieles sie schon das letzte Mal um des Glaubens willen gelitten hatten. Noch schwerer aber ward ihre Verfolgung im Jahre 1778; wo man sie mit Grausamkeit von ihren Wohnsitzen vertrieb, so daß sie nicht einmal ihre Felder bestellen konnten. Man ließ ihnen die Wahl, entweder dem Christenthume zu entsagen oder auszuwandern; und die meisten wollten lieber ihrer Habe als der Religion des ewigen Heiles entsagen.

Ihre Trübsale wären hiermit zu Ende gewesen, wenn nicht ihr Oberhaupt, der sonst dem Willen Gottes vollkommen unterworfen war, die Kühnheit gehabt hätte, seine Zuflucht zu dem Kaiser selbst zu nehmen und ihn um Gerechtigkeit zu bitten; welche seine Gerichtshöfe schon seit mehr als dreißig Jahren ihm vorenthielten; während welcher er einen Rechtsstreit gegen die Ungläubigen führte, welche die Gebirge an sich reißen wollten, die er mit endlosen Mühsalen und Arbeiten urbar gemacht hatte.

Da nun die Gerichtshöfe der Hauptstadt Befehl erhielten, Gerechtigkeit zu erweisen, ordneten sie außerordentliche Richter in diese Gebirge ab; wo noch einige Missionäre in tiefem Frieden arbeiteten. Aber die armen Christen, welche diesen Prozeß führ-

ten, ernteten davon keinen andern Gewinn, als neue Trübsale. Neuerdings wurden sie gefangen genommen und in die Hauptstadt der Provinz geführt, wo sie die Strenge eines engen Kerkers und die schrecklichste Noth erleiden mußten; da ihnen kaum die Hälfte dessen gereicht wurde, was nothwendig war, ihr elendes Leben zu fristen.

Da sie nun in diesen finstern Kerkern saßen, versuchte man es, ihre Begierlichkeit zu reizen, und gab ihnen zu verstehen, man würde, wofern sie den Befehlen ihrer Vorgesetzten sich fügen, und das neue europäische Gesetz verlassen wollten, ihnen wegen des Zeitlichen Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihre Widersacher als Gewalträuber verdammen; weigerten sie aber sich dessen, so würden sie ihre Berge und ihre Freiheit verlieren. Die göttliche Gnade kräftigte die Herzen dieser schwer bedrängten Gläubigen wundersam; sie ließen von dieser arglistigen Schlinge sich nicht fangen. Nur Zwei, die auch sonst sehr laue Christen waren, gaben der Verführung Gehör, entsagten dem Glauben und wurden nichts desto minder aus ihren Besitzungen vertrieben. Die Uebrigen erschienen vor den Mandarinen der Hauptstadt, wie sie vor den Richtern ihres Bezirkes erschienen waren, nämlich fest und unerschütterlich im Glauben; ihr Oberhaupt, Lukas Tsching-y, führte sogar eine Sprache, welche der Christen der ersten Kirche würdig gewesen wäre.

Sonach also wurden sie verurtheilt: Erstens als Solche, welche die kaiserlichen Berge mit Gewalt an

sich gerissen; während ihr Verkäufer schuldlos gesprochen und sogar belohnt ward. Zweitens als Solche, die starrsinng einem europäischen, von dem Kaiser verbannten Gesetze anhingen. Dies Urtheil ließ man zu Peking bestätigen, und es ward zu Anfang Septembers 1779 vollzogen, wo man sie an die verschiedenen Orte ihrer Verbannung forttrieb. Sechs aus ihnen starben theils im Kerker, theils auf dem Wege; die übrigen durften nach drei Jahren abermal zu ihren Familien zurückkehren. Ihr Verbannungsurtheil war von einem Edikte begleitet, das der Mandarin des Tribunals der Verbrechen in der Provinzial-Hauptstadt erließ. In diesem langen und aus lauter Lügen bestehenden Edikte verbot er mit aller Strenge, die christliche Religion anzunehmen oder darin zu verharren. Ja er befahl auch überdies neue und genauere Untersuchungen anzustellen; zumal in dem Bezirke dieser Mission; wo dem Vernehmen nach noch immer Christen sich aufhielten, weil sogar Jene, welche verhießen, es nicht mehr zu seyn, ihr Versprechen nicht hielten; u. s. w. Nun aber müsse man sie zwingen, dem christlichen Glauben aufrichtig zu entsagen; Diejenigen aber, die dessen sich weigerten, sollte man ihm zusenden, damit sie den Gesetzen gemäß bestraft würden; u. d. Ü.

Sein Edikt jedoch blieb ohne Folgen; es ward zwar angeschlagen; dabei aber blieb es auch bewendet; Niemand achtete darauf; und man antwortete ihm, wie früher, es gebe keine Christen mehr in der ganzen Gegend. Es wußte zwar das kleine Tribunal

des Bezirkes, daß daselbst Christen in großer Anzahl waren; allein man hatte sie so oft angehalten, ohne jemals eine Schuld an ihnen zu finden, und man hatte so viele ihrer Bücher hinweg genommen, durch die man von der Heiligkeit des christlichen Gesetzes sich überzeugen konnte, daß man nicht nur sehr fern von dem Glauben war, es sei von dem Betragen und den Versammlungen der Christen etwas zu fürchten, sondern sogar, wenigstens zuweilen sagte, es sei für die Ruhe des Reiches zu wünschen, ganz China bekehrte sich wahrhaft zum Christenthum.

Der Missionär, der diese Verfolgung erzählt, beschließt dieselbe mit den Worten: „Diese Ueberzeugung unsrer Gerichtsleute wirkt so viel, daß man mich in Ruhe läßt; so daß ich im Stande bin, die Gemeinden wie früher zu besuchen, und die geistliche Hilfe ihnen zu bringen, die sie von uns erwarten. Es wird getauft wie ehe und zuvor; und es vergeht kein Jahr, wo ich nicht mehreren Erwachsenen die Taufe ertheile; sogar an jenen Orten, wo die Christen am meisten geneckt und geplagt werden. Indessen kann ich nicht läugnen, daß die Furcht eine große Anzahl Solcher zurückhält, die unser heiliges Gesetz gern annähmen, wenn sie es ohne Gefahr thun könnten. Ach, wie schwer ist es, die Menschen zur Liebe des Kreuzes zu bereden!“

Von dem nämlichen Jahre 1779 schrieb ein anderer Missionär aus der Provinz Se-tschuen: „Noch immer bekehrt sich hier jedes Jahr eine ziemlich große Anzahl Heiden; gewiß aber würden der-

selben weit mehrere sich bekehren, wenn der Arbeiter nicht immer wenigere würden. Es gab in diesem Jahre Verfolgungen in verschiedenen Orten dieser Provinz. An einigen derselben waren sie leicht, und die Christen wurden ohne sonderliche Mißhandlungen entlassen; an andern dagegen waren sie heftig und es wurden nicht wenige Christen schwer gepeinigt."

„Die Hungersnoth war dies Jahr furchtbar in mehreren Provinzen des Reiches. Wir erhielten zwar keine umständlichern Nachrichten darüber; aber aus dem was unter unsern Augen vorging, können wir leicht schließen was anderswo geschah. Es starben hier Leute in unglaublicher Menge, Männer, Weiber und Kinder, zumal in dem östlichen Theile der Provinz, wo die Hungersnoth aufs höchste gestiegen war. Beraubte aber diese schreckliche Geißel die Erde einer großen Anzahl Einwohner, so bevölkerte sie dagegen andererseits auch den Himmel mit einer großen Anzahl seliger Bürger. Es wurden nämlich viele Kinder der Heiden getauft. Man sandte neue Gläubige sowohl Männer als Weiber allenthalben aus, das Sacrament der Taufe Denjenigen zu ertheilen, die in wahrer Todesgefahr schwebten. In dem östlichen Theile, wo dies Elend die größten Verheerungen anrichtete, taufte man derselben zwanzig Tausende; in diesem Theile aber, wo die Hungersnoth minder grausam war, wurden zehn Tausende getauft."

Aus diesen und andern Missionsberichten ersehen wir, daß die Verfolgungen der letztern Zeiten, überhaupt genommen, weit milder geworden waren.

Der Kaiser hatte sich zu oft und zu deutlich für eine milde Behandlung der Christen und ihrer geistlichen Hirten ausgesprochen, als daß noch irgend ein Statthalter es gewagt hätte, Anklagen wegen der Religion gegen sie einzusenden, doch konnte man einzelnen Mandarinen der Provinzen es nicht wehren, sie mehr oder minder zu plagen, weil die Verfolgungsedikte nicht aufgehoben waren. Ja es blühten auch hin und wieder noch zahlreiche Missionen, und erhielten sich in ihrer vollen Kraft, so lange noch Missionäre in China waren, die von ihren Vorgängern zu apostolischen Arbeitern waren herangebildet worden, und unter ihrer Anleitung an der Bekehrung der Völker gearbeitet hatten. Allein da auch ihre Zahl immer abnahm, schien ohne ganz besondern Schutz der göttlichen Vorsehung, das Erlöschen des Glaubens in diesem großen Reiche nahe; was alle eifrigen Diener Gottes, zumal aber die apostolischen Missionäre des Landes mit schmerzlicher Trauer erfüllte.

XXIV.

Nothruf um geeignete Arbeiter. Kaiser Kia-king. Sekte der Wasserlilie. Empörung. Neue blutige Verfolgung. Viele Märtyrer.

Der Nothruf der Exjesuiten um eifrige Priester aus andern Orden, ihre Arbeiten fortzusetzen und die sinkenden Missionen zu stützen, war indessen keineswegs verhallt. Portugal zwar sandte keine Mis-

sionäre mehr; allein es kamen derselben in ziemlich großer Anzahl aus Frankreich und aus Italien; ja auch Einzelne aus andern Ländern. Doch sehen wir aus den Sendschreiben der ältern Missionäre, daß der Beruf dieser neuen Ankömmlinge nicht durch jene weisen Vorprüfungen hindurch gegangen war, welche eine sehr heilsame Weisheit eingesetzt hatte; und daß sie des religiösen Gehorsams nicht gewohnt waren; ohne welchen die gute Leitung der Missionen und ihre segenvolle Wirksamkeit unmöglich ist. Dieser konnte sich nicht bequemen, die tartarische oder die chinesische Sprache zu erlernen; Jener wollte weder predigen noch katechisiren; ein Dritter wollte dem Gebet abwarten, wenn Gläubige zur Beicht erschienen; Andere, die mit Talenten für Künste begabt waren, und im Pallaste verwendet wurden, wollten daselbst weder auf den Spuren ihrer Vorgänger wandeln, noch der eingeführten Ordnung sich fügen; noch Andere weigerten sich, ihre Fähigkeiten und Kräfte auf den Dienst der Seelen zu verwenden; und ergaben sich lieber wissenschaftlichen oder unterhaltenden Studien; so daß von solchen Arbeitern eben keine sonderlichen Fortschritte für das Heil des Landes sich erwarten ließen.

„Man sende uns doch, schrieb Einer der noch wenigen übrigen Alten, Männer aus einem wohl geregelten Orden, wo große Frömmigkeit und wahrer Eifer für das Heil der Seelen herrscht; Männer, die wissenschaftlich gebildet sind; zumal aber solche, die große Sanftmuth, Mäßigung, Geduld, Selbst-

verläugnung und Nächstenliebe besitzen.“ Er fügte von den chinesischen Priestern bei, die Chinesen hätten kein sonderliches Vertrauen zu ihnen, und ihre Hilfe sei auch nicht solcher Art, daß sie die Religion in China aufrecht erhalten könnten; vielmehr stehe zu befürchten, daß sie daselbst gänzlich erlösche, wenn sie auf ihre eigenen Priester beschränkt blieben. Es könnten zwar diese Priester nützliche Dienste erweisen; aber nur wenn man sie zu Arbeiten anhielte, und nicht aus den Augen ließe; „denn sonst, spricht er, zerstören sie mehr als sie erbauen.“

Eine rühmliche Ausnahme jedoch machten die chinesischen Priester, die Mitglieder der Gesellschaft Jesu waren; so wie auch jene, die in Europa sich ausgebildet hatten; unter welchen es fürwahr Männer gab, die durch ihren Eifer in den Missionen mit gesegnetem Erfolge wirkten; vielen Arbeiten und Leiden um Christi willen mit geduldiger Liebe sich unterwarfen, und selbst die Palme der Marter errangen. Auch kamen allmälig fromme und thätige Arbeiter aus andern Orden; zumal arbeiteten die Priester der Missionen, die der heilige Vincentius Paulus gestiftet hatte, und die unter dem Namen der Lazaristen bekannt sind, mit großer und liebreicher Thätigkeit; so daß nach einigen Jahren die Missionen anfingen sich wieder zu erholen, manche verlassene Gemeinden abermal im Glauben gekräftiget, und sogar neue gegründet wurden, die durch großen Eifer und Frömmigkeit sich auszeichneten.

So lange der Kaiser Kien-long die Zügel des Reiches mit kräftiger Hand führte, machte das Christenthum auch noch immer ziemliche Fortschritte; wiewohl kein Jahr verging, wo nicht hin und wieder im Reiche Verfolgungen wider die Christen sich erhoben. Doch waren sie meist von kurzer Dauer, und es wurde kein Blut dabei vergossen. Allein dieser Monarch zählte bereits nahe an siebenzig Jahre; und litt überdies an allen Gebrechlichkeiten des Alters; so daß er sich unvermögend fühlte, das große Reich länger zu regieren; zumal da allenthalben in den Provinzen Verschwörungen gegen die regierende Dynastie sich entspannen. Also verfloß eine ziemlich lange Reihe Jahre, bis er endlich altersschwach im Jahre 1795 die Regierung seinem Sohn Kia-king übergab.

Dieser neue Kaiser besaß jedoch keineswegs die nothwendigen Eigenschaften, das Reich in so schwierigen Zeiten zu regieren; da er, abgesehen von andern Leidenschaften, auch dem Trunke so sehr ergeben war, daß die Censoren ihm sehr nachdrückliche Vorstellungen darüber machten. Darum auch erregte kurz nach seiner Thronbesteigung Eine der zahlreichsten, unter dem Namen der Wasserlilie bekannte Sekte in fünf Provinzen eine ungeheure Empörung, die trotz aller Anstrengungen kaum nach acht Jahren konnte unterdrückt werden. Diese Sekte wurde zwar endlich dem Scheine nach vertilgt, organisirte sich jedoch nicht lange hernach abermal unter einem neuen Namen und brach (wiewohl erst in spätern Zeiten, nämlich

i. J. 1836) in eine neue Empörung aus. Die Rebellen hatten damals den Ausbruch der Rebellion also vorbereitet, daß zu gleicher Zeit die Provinz Ho-nan aufstehen, der Pallast zu Peking bestürmt, und der Kaiser auf seiner Rückreise aus der Tartarei ermordet werden sollte. Die Verschwörung ward jedoch verrathen, und der Kaiser bei Zeiten benachrichtigt. Dessen ungeachtet aber stürmten die Verschworenen gegen den kaiserlichen Pallast heran, der nur nach einem hartnäckigen Kampfe, und zwar großentheils durch die Tapferkeit des zweiten Sohnes Kia-king's, des jetzt regierenden Kaisers, gerettet wurde, welcher zwei der Rebellen mit eigener Hand erschoß.

Dieser vereitelte Aufruhr zog eine Menge Verfolgungen und Hinrichtungen nach sich. Aus einer öffentlichen Vorstellung Eines der Censoren an den Kaiser erhellt, daß eine große Menge unschuldiger Menschen gefoltert, verdammt und hingerichtet wurden. Denn hatte auch das Edikt des Kaisers den Ursprung der Empörung nur der erwähnten Sekte zugeschrieben, so verflochten dennoch viele Mandarinen, gleichsam durch ihren Eifer sich zu empfehlen, Buddhisten, Mahomedaner und Christen in ihre blutigen Verfolgungen. Besonders hatten die Christen viel zu leiden, und ihre Missionäre wurden aus Peking vertrieben. Denn immer hatten die Feinde des Christenthums die Wuth, die Christen zu beschuldigen, als ließen sie in alle Verschwörungen gegen die herrschende Dynastie sich ein; ob auch diese Ver-

leumdung zu allen Zeiten sich als falsch erwiesen hatte.

Es war auch der Zustand des Reiches in so großer Verwirrung, daß der Kaiser in einem Edikte selbst eine klägliche Schilderung der Tribunale entwirft. „In unsrer Zeit, spricht er darin, herrscht große Verderbtheit; die Diener des Staates sind ungetreu, und eine große Masse des Volkes ist falsch und voll des Truges. Die Mandarinen sind nachlässig, und das Volk überläßt sich träumerischen Planen und teuflischen Künsten. Das Band, das Hohe und Niedrige zusammenhielt, ist gebrochen; und weder Gewissen noch Scham schreckt die Uebelthäter. Die Mandarinen vernachläßigen nicht nur die Ermahnungen, die ich an sie erlasse; sondern sie kümmern sich sogar nicht im Geringsten um die Mörder und Verbrecher, die sich mir widersetzen. Es ist ein befremdender Zustand."

Das Traurigste bei dieser Verwirrung aber war die blutigste Christenverfolgung, die noch jemals in diesem Reiche sich erhoben hatte. Diese schreckliche Verfolgung brach im Jahre 1815 in allen Provinzen zugleich aus, und wüthete ganz vorzüglich in der Provinz Su-tschuen. Der Herr Bischof von Trabana, apostolischer Vicar dieser Provinz, wurde verhaftet, und gelangte durch das Schwert zur Marterkrone; sein Coadjutor, der Herr Bischof von Zela, ward allenthalben aufgesucht, und erlag auf seiner Flucht seinen schweren Drangsalen und Leiden. Neun Priester von Su-tschuen wurden ergriffen und zu

verschiedenen Strafen verurtheilt. Vier derselben wurden erdrosselt; zwei starben im Gefängnisse an den Folgen der Tortur und schrecklicher Peitschenhiebe; drei wurden in die chinesische Tartarei verbannt; zwei andere zur Kanke und zu lebenslänglicher Einkerkerung verdammt. Ja auch viele christliche Laien jeden Alters und Geschlechtes gaben dem Glauben Jesu Christi großmüthiges Zeugniß und zeigten sich wahrhaft bereit, lieber den grausamsten Tod zu erleiden, als diesen göttlichen Glauben zu verläugnen. Sonach also erlitt eine große Anzahl derselben den Märtyrertod. Einige wurden erdrosselt; andere zur Kanke verurtheilt, andere zur Verbannung, andere zu lebenslänglicher Einkerkerung verdammt; nicht wenige auch starben gleich ihren Hirten, den früher erwähnten Priestern, in den Gefängnissen an den Folgen der Schläge und anderer Qualen.

Nachdem die chinesische Kirche zwei volle Jahre hindurch dem Himmel eine so große Anzahl glorwürdiger Sieger zugesandt hatte, fing die Verfolgung an, gelinder zu werden. Viele Mandarinen erschracken über die Strafen des Himmels, welche so sichtbar über die Verfolger kamen, daß Niemand solche verkennen konnte; da Manche mit dem gähen Tode, andere mit dem Verluste ihrer Ämter und ihrer Freiheit, ja auch ihres Lebens, andere durch den Tod ihrer Familien, andere auf andere schreckliche Weise bestraft wurden. Daher auch nahmen manche Mandarinen keine Klagen mehr wider die Christen an; andere entließen

Diejenigen, die bereits im Kerker waren, ohne ihnen irgend Leides zuzufügen. Ein Mandarin ging sogar so weit, daß er einen abtrünnigen Katechumenen, welcher einen Missionär, Namens Imbert, und seine Christen angeklagt, abgewiesen hatte, und ihn bei der Wiederholung seiner Anklage zum Hungertode verurtheilte. Unterdessen aber bestand dennoch der Befehl noch immer fort; und es waren wohl auch noch in manchen Gegenden die christlichen Gemeinden mancherlei Plackereien ausgesetzt; doch sahen die Obrigkeiten täglich mehr ein, daß die Christen die ruhigsten Unterthanen, und nichts weniger als zur Empörung geneigt waren.

Der Herr Bischof Fontana, der diese Verfolgung ausführlich schildert, spricht von sich selbst: „Da ich (i. J. 1816) bei den Mandarinen verrathen war, stellte man mir mit solcher Strenge nach, daß ich oft genöthiget war, in die Wälder zu flüchten und in die Höhlen mich zu verbergen, die ich nur bei Nacht wagen durfte, zu verlassen, um die Kranken zu besuchen und die Christen der beiden Provinzen Su-tschuen und Yun-nan zur Beharrlichkeit in den Uebungen ihrer heiligen Religion und im Bekenntnisse ihres Glaubens zu ermahnen." Dieser eifrige Missionsbischof schilderte jedoch diese Verfolgung erst in einem Schreiben vom Jahre 1829, wo die Kirche sich bereits wieder erholt hatte, und berichtet dann zugleich den damaligen Stand derselben in folgenden Worten:

„Wir haben hier (in Su-tschuen) fünf europäische Missionäre, und konnten in meinem Bezirke sogar ein kleines geistliches Seminarium errichten. In dem Seminarium der französischen Missionen befinden sich zwanzig Jünglinge. Wir zählen dreißig chinesische Priester; die Zahl der Christen meines Bezirkes beläuft sich auf sechzig Tausende. Wiewohl die Regierung strenge Edikte gegen die Verkündiger des Evangeliums, und insbesondere gegen die europäischen Missionäre erläßt, nimmt dennoch eine große Anzahl Heiden unsre heilige Religion an. Ich ward oft entdeckt, und zweimal verhaftet; aber die Christen befreiten mich jedes Mal, nicht ohne eigene Gefahr, aus den Händen der Gerichtsleute; und so sah ich bisher den heiligen Leidenskelch nur noch von fern; hege aber dennoch die Hoffnung, mein Leben auf die nämliche Weise wie mein Vorgänger zu vollenden.

XXV.

Zerrütteter Zustand des chinesischen Reiches. Kaiser Tao-kuang. Verderbliches Sektenwesen. Abermalige blutige Verfolgung. Kläglicher Stand der Missionen; die jedoch bald sich erholen.

Es verlief sich also die heftige Verfolgung, die unter Kaiser Kia-king begonnen hatte, allmälig, und einige örtliche Unannehmlichkeiten hin und wieder abgerechnet, genoß die Kirche in China eines ziemlichen Friedens. Die Missionäre wurden nicht son-

derlich beunruhigt, und konnten, wenn anders sie mit Klugheit sich benahmen, ihre Bezirke bereisen, den Gläubigen die Sacramente ausspenden, und an der Bekehrung der Heiden wirken. Unter diesen Verhältnissen nahte das Jahr 1820 heran; wo der Kaiser Kia-king nach einer fünf und zwanzigjährigen Regierung aus diesem Leben schied, und seinem zweiten Sohne Tao-kuang, dem jetzt regierenden Kaiser, das Reich im ziemlich zerrütteten Zustande hinterließ.

Es schien, als wollten die Bande, welche die herrschende Dynastie mit dem Volke zusammen hielten, sich immer mehr und mehr lockern. Hieran arbeiteten die verschiedenen Sekten unablässig; denn sie alle bildeten, ob sie auch in ihren Lehrsätzen nichts mit einander gemein hatten, Verschwörungen gegen die Regierung. Unglückseliger Weise aber war (und ist zum größten Theil noch heutigen Tages) das Land so voll dieser Sekten, daß die Obrigkeiten nicht wachsam genug über ihre Bewegungen seyn können. Es waren bei der furchtbaren Empörung, welche die Sekte der sogenannten Wasserlilie in fünf großen Provinzen erregt hatte, während ihrer achtjährigen Dauer gegen eine Million Menschen umgekommen. Eine andere Sekte war die Dreieinigkeitssekte, unter welcher Dreieinigkeit die Anhänger derselben den Himmel, die Erde und den Menschen verstanden; welche nach dem chinesischen Begriffe die drei großen Naturkräfte sind. Diese Sekte bildete sich vorzüglich in Lien-tscheu aus, woselbst sie viele

tausend Mitglieder zählte; welche große Verheerungen anrichteten. Im Jahre 1829 zeigte ein Censor dem Kaiser an, die nämliche Sekte sei auch in der Provinz Kiang-si so mächtig geworden, daß die Mandarinen es nicht mehr wagten, Klagen gegen ihre Mitglieder anzunehmen; so daß der Kaiser sie durch Waffengewalt unterdrücken mußte.

Noch später, (i. J. 1830) berichtete der Statthalter von Canton dem Kaiser, eine andere, von der vorigen verschiedene Sekte, fordere von den Bauern eine Steuer ein, und stelle ihnen gegen die Bezahlung derselben ein gestämpeltes Papier zu; jene dagegen, die sich weigerten, diese Steuer zu entrichten, müßten sich gefaßt halten, daß ihre Ernten verbrannt würden. Er schlug daher vor, der müßigen Bevölkerung wüste Ländereien auszutheilen um sie zu beschäftigen; welchen Vorschlag der Kaiser auch billigte, der zugleich befahl, genaue Aufsicht zu halten, damit nicht die untergeordneten Mandarinen und Steuereinnehmer bei dieser Vertheilung sich Mißbräuche erlaubten. Eben so ließ er auch eine allgemeine Verzeihung für Diejenigen bekannt machen, die sich bekehren wollten; und drang auf die monatliche Ablesung und Erklärung des heiligen Ediktes, auf die Errichtung von Freischulen und auf ein freundliches Betragen der Beamten gegen das Volk.

In eben demselben Jahre ward eine neue Sekte zu Peking entdeckt, die sich die wundervolle Association nannte; und deren Oberhaupt erdrosselt, seine Gefährten aber verbannt wurden. Ebendaselbst ent-

deckte man im folgenden Jahre zwei andere und i. J. 1828 abermal eine andere Sekte, die bereits seit ein und vierzig Jahren bestand, ohne daß man um ihr Daseyn gewußt hatte. Hierüber aber ward der Kaiser so sehr aufgebracht, daß er den Gouverneur und die Minister absetzte, weil sie solche nicht früher aufgefunden hatten. Bei dieser Gelegenheit wurden sehr viele Personen (worunter jedoch kein einziger Christ) zu verschiedenen Strafen verurtheilt; und theils zum Tode, theils zu ewiger Verbannung verdammt.

Doch die gefährlichste aus allen diesen Sekten war die der Tsing-Lien-Kiao *), deren Kult darin besteht, dem Kaiser zu fluchen und auf die Ankunft eines neuen Gottes Fo oder Foe sich vorzubereiten, der unter dem Namen Mi-Le kommen und ein goldenes Zeitalter herbeiführen werde. Die Anhänger dieser Sekte enthalten sich der Fleischspeisen und alles Dessen was fett ist, des Weines, und sogar der Knoblauchs, der Zwiebeln &c. Sie müssen die fürchterlichsten Eide schwören, ihre Geheimnisse Niemand, selbst ihren nächsten Verwandten nicht zu verrathen. Sie halten ihre Versammlungen nur bei Nacht, wo sie ihre gräßlichsten Verwünschungen und Flüche wiederholen. Es werden von diesen nächtlichen Versammlungen viele abscheuliche Gräuel erzählt.

*) Wahrscheinlich die nämliche Sekte, die früher unter dem Namen Pe-lin-kiao vorkam, oder doch eine Hauptverzweigung derselben.

Durch die Fabel von dem Foe Mi-Le, unter welchem sie ihre Oberhäupter und ihre Anhänger verstehen, verführen sie das unzufriedene Volk und verschaffen sich einen großen Anhang. Wie überaus gefährlich die Einwirkungen der Sekte dieser Rebellen sind, dies erfuhr die Dynastie der Yvene, denn sie waren es, die unter der Anführung eines gewissen Biern-Fai-Tschang (i. J. 1358) die ersten Empörungen anfingen; welche damit endigten, daß sie unter der nachfolgenden Dynastie der Ming den Staat über den Haufen warfen. Unaufhörlich ward diese Sekte verfolgt; und nie war eine Regierung im Stande sie gänzlich zu unterdrücken.

Alle diese Sekten fand bei seiner Thronbesteigung der Kaiser Tao-kuang in voller Thätigkeit begriffen; und er hatte nicht wenig zu thun, sie in Schranken zu halten. Es ist begreiflich, daß das vereinte Treiben dieser Rebellen diesen Monarchen in beständiger Aengstlichkeit erhielt; und daher auch glaublich was Solche, welche die politischen Verhältnisse genau kennen, als gewiß behaupten, daß nur die Furcht vor einer allgemeinen Empörung, die jene Sektirer im Begriffe waren auszuführen, den Kaiser in den letzten Zeiten bewog, mit so großer Aufopferung einen schnellen Frieden mit den Engländern zu schließen.

Der apostolische Missionär, Herr Imbert, schrieb i. J. 1828, er sei auf seiner damaligen Missionsreise weit mehr Gefahren als sonst ausgesetzt gewesen; da die Polizei die Reisenden strenger als gewöhnlich be-

obachtete; weil die Rebellen der zuletzt genannten Sekte den Plan zu einer Empörung entworfen hatten. Diesen Plan auszuführen, hatten sie die Zeit abgewartet, wo die Truppen der Provinz Yun-nan zur großen Armee stießen, die nach der Tartarei abging, die empörten Mahomedaner zu unterwerfen. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es der Regierung sie zu unterdrücken. An ihrer Spitze stand ein Weber, den sie zum Kaiser erwählt, und dem eine Zauberin aus der Stellung der Planeten die Zukunft enthüllt hatte. Dieser vorgebliche Kaiser wurde sammt den Großen seiner Krone, mit welchen er sich umgeben hatte, zum Tode verurtheilt; man schonte jedoch der übrigen, wenn sie der Sekte entsagen, und zum Beweise dessen Fleisch essen wollten.

Dies Sektenwesen, das allenthalben im Reiche spuckte und ängstliches Mißtrauen einflößte, war auch die Ursache der strengen Verfolgungsedikte, die der jetzt herrschende Kaiser im Anfang seiner Regierung erließ, und in Folge welcher viel Blut vergossen ward. Noch in den Jahren 1829—33 lesen wir in den Missionsberichten folgende Thatsachen: „Während der zwei letzten Jahre saßen vier und siebenzig Christen aus der Ortschaft Duong-son wegen der Religion im Gefängnisse, und mußten in Erwartung ihres Urtheiles die Kanke tragen. Endlich ward im Juli dieses Jahres folgendes Urtheil wider sie erlassen: „Die Kirchen zu Duong-son und Jen-ninh sind niederzureißen. Der erste Vorsteher der Christen soll erdrosselt, der zweite verbannt werden. Vierzehn

Kriegesleute sind auf zwei Monate verurtheilt, die Kanke zu tragen und dabei der Sonnenhitze ausgesetzt zu werden, worauf jeder hundert Stockstreiche bekommen und in die Verbannung gesandt werden soll. Den Uebrigen wird die Strafe der Verbannung erlassen; jedoch haben sie die nämliche Strafe zu erleiden. Von den Weibern soll jede hundert Peitschenhiebe bekommen. Der Europäer Jaccard (ein französischer Missionär), der in das Reich kam, das Volk zu verführen und Geld zu verdienen, hätte zwar eine besonders strenge Strafe verdient; doch wollen Seine Majestät solche ihm gnädig erlassen; und Sie verurtheilen ihn blos, als Soldat in der kaiserlichen Hauptstadt zu dienen. Es wird ihm nicht ferner gestattet, im Lande umher zu laufen."

„Dies Urtheil, fährt der Missionsbericht fort, ward der Reihe nach an Allen vollzogen, und alle Bekenner des Christenthums in Duong-son erlitten ihre Strafen mit wunderbarer Geduld. In dem Verurtheilungsdekret ward die christliche Religion aufs neue verboten; und die Verfolgung ist öffentlich und allgemein. Von allen Seiten werden die Christen geplagt, unterdrückt und schwer von den Heiden bedrängt; die sie zwingen wollen, den Götzen zu opfern, und andere abergläubige Gebräuche zu begehen. In diesem Augenblicke werden die Inwohner mehrerer Ortschaften als Bekenner der europäischen Religion vor die Tribunale der Mandarinen beschieden; sehr Viele sitzen in Gefängnissen und tragen, bis ihr Urtheil anlangt, die Kanke. Andere

ergreifen die Flucht; nicht wenige Unglückselige auch verläugnen den Glauben. Einige allzü verzagten Ortschaften rissen aus Furcht, angegeben zu werden, ihre Kirchen nieder. In der Provinz, wo ich mich aufhalte, haben vier Dörfer dies gethan. Die Geistlichen beinahe aller Klöster sind in ihre Heimath zurückgekehrt."

Wie kläglich es damals um die Missionen stand, dies ersehen wir aus einem Schreiben, das die Gläubigen zu Peking i. J. 1832 an den P. General der wiederhergestellten Gesellschaft Jesu erließen, und in welchem sie ihn dringend baten, ihnen Missionäre aus seinem Orden zu senden. Denn in diesem Schreiben, worin sie die frühern Verdienste der Väter dieser Gesellschaft mit großem Lob erheben, welche sie durch zwei Jahrhunderte um die Kirche von China sich erwarben, fahren sie also fort:

„Nun aber ist leider die Anzahl der Verkündiger des Evangeliums auf überaus wenige herabgesunken; und es lassen sich diese wenigen, die noch erübrigen, in zwei Classen eintheilen: Einige nämlich sind Eingeborene; und wiewohl dieselben auch den schwersten Arbeiten sich unterziehen, sind sie dennoch (da ihrer nur sehr wenige, nämlich acht oder zehn sind, und sie es nicht vermögen, die Gnade des Kaisers und der Obrigkeiten zu gewinnen; weil kein Prophet im Vaterlande etwas gilt), kaum oder gar nicht im Stande, die, durch das ganze Reich zerstreuten Christen aufrecht zu erhalten und zu schirmen; geschweige denn die christliche Herde durch neuen Zu-

wachs zu vermehren. — Andere aber sind Europäer; doch ist zwischen ihnen und den Vätern der Gesellschaft ein so großer Abstand, daß nicht nur der Kaiser und die Obrigkeiten, sondern sogar das Volk sie ungern sieht, und nur mit Widerwillen anhört*). Kaum befindet sich in der Provinz Peking ein bereits hochbetagter Bischof; die Tempel sind theils zerstört, theils in Gerichtshöfe umgewandelt; einige Gläubige fielen vom Glauben ab; Andere sind der Hilfe der Sacramente beraubt, und scheinen mehr ein Leben gleich den Götzendienern zu führen;" u. d. Ü.

Indessen verhielt es sich, wiewohl diese Verfolgung zu den schwersten gehörte, dennoch damit wie gewöhnlich; sie hing nämlich größtentheils von der Willkühr der Mandarinen ab; und war daher nicht überall gleich. Selbst im Jahre 1829, wo sie am heftigsten wüthete, schrieb der Herr Missionsbischof

*) Diese Klage scheint etwas übertrieben; denn wie groß auch die, nie genug zu erhebenden Verdienste der Jesuiten um die chinesischen Missionen waren, befanden sich dennoch unter den französischen Missionspriestern, zumal unter den Lazaristen und den Missionären der Propaganda Männer von ausgezeichneter Bildung und wahrhaft apostolischem Liebeseifer. Auch werden wir bald sehen, wie sowohl sie als andere Missionäre die Anzahl der Gläubigen nicht nur bedeutend vermehrten, sondern sie auch zu Christen bildeten, die als wahre Bekenner, die schwersten und blutigsten Verfolgungen standhaft erlitten; wie selbst die vorhin erwähnten Bekenner von Duong-son dessen ein sprechendes Beispiel sind.

Perochau aus Su-tschuen: „Schon seit einem Jahre leben wir hier, mit Ausnahme einiger örtlichen, eben nicht bedeutenden Unannehmlichkeiten, sehr ruhig. Der in der Provinz Yun-nan im letzten Jahre verhaftete Priester, Herr Laurentius Tang, wurde, wie wir es gehofft hatten, durch die Mandarinen wieder in Freiheit gesetzt. Auch andere Mandarinen bezeugten, daß sie die christliche Religion schützten; — und wollten nicht, daß man im Bereiche ihrer Gerichtsbarkeiten uns beunruhigte."

Auch verlor nach wenigen Jahren diese Verfolgung ihre ganze Heftigkeit; und die Religion des Kreuzes trug auf dem mit Blute gedüngten Boden abermal neue und zwar sehr zahlreiche Früchte. Im Jahre 1835 gab der Vorsteher des katholischen Seminariums zu Macao die Zahl der chinesischen Christen auf wenigstens zweimal hundert Tausende an; und mit dieser Zahl stimmt auch die Angabe in dem Berichte der Annales de la propagation de la foi vom Jahre 1837 über den Zustand des Christenthums in China überein. War daher die Religion durch die Verfolgung wirklich also herabgekommen, wie das erwähnte Schreiben an den P. General der Gesellschaft Jesu anzudeuten scheint, so muß man fürwahr über die schnelle Erholung desselben in so kurzer Zeit erstaunen. Denn im Jahe 1837 zählte China bereits wieder sieben Bischöfe, einige fünfzig europäische und einige sechzig eingeborene Priester. Dieser Bericht der Annalen der Glaubensverbreitung schließt mit folgenden Worten:

„Die christliche Religion ist im ganzen chinesischen Reiche bekannt; und es bedarf blos einer günstigen Gelegenheit, daß solche mit reißender Schnelligkeit sich ausbreite. Alle Berichte der Missionäre behaupten einstimmig, es bedürfe nur eines Constantins, um drei hundert Millionen Seelen in den Schooß der katholischen Kirche zu führen. Der jetzige Kaiser zeigte sich beim Antritt seiner Regierung den Christen wenig geneigt. Es ward Blut vergossen; doch waren die Verfolgungen weniger heftig als früher; sie hörten auf; und wiewohl die Verbannungsedikte noch bestehen, hängt dennoch die Ausführung derselben in unsern Tage von den Statthaltern des Kaisers und von den hohen Mandarinen ab, deren Interesse sie bestimmt, die Christen nicht zu belästigen. Man sagt sogar, der Kaiser selbst dulde solche wissentlich; und es wird versichert, er kenne das Christenthum und achte dasselbe. Die geringe Folge, welche dem i. J. 1836 erlassenen Edikte gegeben wurde, scheint diese Meinung zu unterstützen. Dasselbe schien eigentlich nur gegen die Engländer gerichtet, deren politischen Einfluß der Kaiser fürchtete.“ —

So viel ist unfehlbar gewiß, daß die heilige Religion Jesu Christi, je mehr sie erkannt, um so höher auch, selbst von ihren Widersachern geachtet wird. Dies war der Fall bei allen frühern Kaisern des chinesischen Reiches, von den Zeiten des ehrwürdigen P. Ricci angefangen bis auf den heutigen Tag. Daher auch erklärt es sich zum Theil, daß alle Verfolgungen, wie heftig sie auch anfingen, immer all-

mälig gemildert oder gänzlich aufgehoben wurden; weil die Regierung immer aufs neue sich überzeugte, daß die Bekenner des Christenthums niemals die bösen Absichten hätten, welche ihre Feinde ihnen andichteten; sondern daß die Lehren und Gebräuche der christlichen Religion wahrhaft edel, erhaben und heilig sind.

Da jedoch das Mißtrauen gegen alles Fremde der chinesischen Nation angeboren, und untilgbar ist, läßt sich von einer momentanen günstigen Stimmung des Kaisers und seiner Minister weder der Schluß noch die Hoffnung folgern, daß sie die freie und ungestörte Uebung des Christenthums gestatten werden. Vielmehr sahen wir im Verlauf dieser Geschichte sehr oft gerade das Gegentheil. Genau derselbe Fall aber kehrte in unsern Zeiten wieder; denn dieser nämliche Kaiser Tao-kuang, von welchem versichert wird, daß er die christliche Religion kenne und ehre, ließ dessen ungeachtet seit dieser Zeit die katholischen Missionäre aufs neue verfolgen, den apostolischen Vicar Ignaz Delgado auf die grausamste Weise zu Tode martern, und eben so zwanzig andere Christen ums Leben bringen. Ja man las sogar vor wenigen Jahren in der Zeitung von Peking, daß er zwei Individuen aus der kaiserlichen Familie selbst, weil sie den christlichen Glauben angenommen, des rothen Gürtels, des Zeichens ihrer Würde, berauben, ihren Namen aus der genealogischen Tabelle ausstreichen, sie selbst aber nach Y-li verbannen, und zu dem niedrigsten Sclavenstand verurtheilen ließ.

XXVI.

Denkwürdiges Sendschreiben eines Missionärs aus neuerer Zeit. Schlußbetrachtung.

Wir beschließen diese Geschichte mit einem interessanten Sendschreiben, das der apostolische Missionär, Herr Desfleches unter dem 18. August 1841 aus der Provinz Su-tschuen an einen Verwandten, den Herrn Canonicus Dequerog zu Paris erließ; und aus welchem wir ersehen, daß das Verhältniß der Missionäre noch immer das nämliche wie unter den vorigen Kaisern ist; und auch über einige andere Verhältnisse dieses merkwürdigen Landes belehrt werden, die für unsre Zeit nicht unwichtig sind. Dies Sendschreiben lautet wie folgt:

„Ich kehre so eben von einer Reise zurück, die ich unternahm, die Gläubigen zu besuchen, deren Seelsorge mir obliegt; und werde nach einiger Erholung eine zweite beginnen."

„Ich spreche nicht mit Ihnen von dem Kriege der Engländer mit den Chinesen; Sie wissen aus den Zeitungen besser, wie es sich damit verhält, als ich, der ich fern von Canton lebe, und überhaupt wenig höre was da vorgeht. Wir haben indessen das Mißgeschick der Heere des himmlischen Reiches erfahren. Wie hätten sie auch je mit Vortheil gegen Europäer kämpfen können? In ihrer Eitelkeit bildeten die Chinesen sich ein, sie würden mit ihnen eben so leicht fertig werden als mit den Barbaren ihres

Landes; und sie zogen in den Kampfe, gleich als gingen sie zu einer sicheren Lorber-Ernte; ohne nur von fern zu ahnen, daß sie darin ihr Grab finden würden. Wahrlich, dies war eine treffliche Lection für die Mandarinen, die Gelehrten und die sonstigen Angesehenen des Landes; die voll ihrer selbst, und von ihrer vermeintlichen Ueberlegenheit aufgedunsen, mit tiefer Verachtung auf Alles herabsehen, was nicht in China zu Hause ist. Meine Christen erzählen mir zuweilen was die Heiden sagen. Sie sprechen jetzt mit Bewunderung von den Hug-Mao-Yeu, d. h. von den rothwolligen Männern (den Rothröcken) wie sie die Engländer nennen. Sie rühmen ihre Gewandtheit, ihre hohen Schiffe, ihre ungeheuern Kanonen" u. d. Ü.

Wenn nur dieser Krieg den Missionen nicht schadet! Die Heiden beschuldigten unsre Christen, sie machten gemeinschaftliche Sache mit den Feinden; sie hätten die nämliche Religion. Die Engländer hatten, wie erzählt wird, die Jahreszahl 1840 mit chinesischen Buchstaben auf ihre Fahnen gesetzt; und die Chinesen glaubten, es sei dies das Alter der engländischen Dynastie. Da nun eben dieselbe Zahl auch auf den Kalendern unserer Christen sich befand, eilten sie dieselbe auszustreichen; denn schon fingen die Heiden an, Verdacht zu schöpfen, und sie wollten darin den Beweis eines Verrathes sehen. Uebrigens trugen die Engländer selbst Sorge, zu erklären, daß sie mit der katholischen Religion in keiner Berührung ständen, und daß diese Religion durchaus nicht die ihrige sei.

„Auf der Provinz Su-tschuen lasten schwere Drangsale aller Art, und eben dies ist der Fall mit vielen andern Provinzen. Das Elend ist groß, und wächst mit jedem Tage. Ganze Familien liegen krank darnieder; und die Anzahl der Sterbenden ist unglaublich groß. Unter solchen Umständen bieten die die Straßen einen herzzerreißenden Anblick. Es läßt sich nichts Schrecklicheres und zugleich Ekelhafteres denken als der Zustand der Bettler. Beinahe nackt sowohl im Winter als im Sommer, tragen sie einige Ueberreste alten Strohes mit sich umher, das sie auf der feuchten Erde ausbreiten, um darauf zu übernachten. Einen Bettler beherbergen, zumal wenn er krank ist, dies ist in China etwas ganz Unerhörtes. Ueberall werden sie verjagt; die Reichen gestatten ihnen nicht einmal in der Nähe ihrer Felder auszuruhen; aus Furcht sie möchten daselbst sterben, und sie müßten dann, um sie begraben zu lassen, einige Sapeken *) ausgeben. In China werden die Bettler, die doch auch nach Gottes Bilde erschaffen sind, buchstäblich wie der Auswurf der ganzen Natur behandelt."

„Verflossenen Winter machte ich in den Angelegenheiten meiner Mission eine Reise von einigen Ta-

*) Ein kleines Kupferblech von etwa zwei Kreuzern im Werthe, das in der Mitte durchlöchert ist, und deren die Chinesen viele an einer Schnur auffassen. Dies ist gleichsam eine Art Scheidemünze, Dinge von geringem Werthe damit zu bezahlen.

gen. Unter Weges traf ich Viele dieser Unglücklichen; die kaum noch athmeten. Niemand schenkte ihnen einen mitleidigen Blick. Es drängte mich, ihnen beizustehen, that ich dies aber, so zog ich die Aufmerksamkeit der Leute auf mich, und lief offenbar Gefahr, als ein Fremder und als ein Priester der christlichen Religion erkannt zu werden. Diese Besorgniß hielt mich ab, etwas für Diejenigen zu thun, die mir zuerst begegneten. Den folgenden Tag jedoch widerstand ich nicht länger. Ich näherte mich Einem dieser Unglücklichen; dessen Glieder bereits steif und kalt waren. Allmählich gelang es mir, ihn wieder zu beleben. Ich redete den Leuten, die mich begleiteten, zu, ihm einige Unterstützung zu reichen; sie jedoch antworteten mir, dies sei unnütz, und wir müßten auf das Schnellste weiter reisen, den Zusammenlauf des Volkes zu verhüten. Wirklich fing man bereits an, sich um mich herzustellen und mich genauer ins Auge zu fassen. Da warf ich dem Armen einige Sapeken hin; meine Leute aber sagten mir, die Vorübergehenden würden solche ihm hinwegnehmen, und hoben sie auf. Erst am folgenden Tage ward es mir möglich, Einem aus ihnen einige Erleichterung zu verschaffen. Es war dies noch ein junger Mann, und nahe daran Hungers zu sterben. Da er an einem abgelegenen Orte lag, konnte ich ihm etwas Weniges zu seiner Unterstützung zurücklassen; ohne zu besorgen, daß es ihm würde gestohlen werden. Diejenigen, die vor Elend umkommen, werden in ein Loch, das man in die Erde gräbt, gleich den Thieren eingescharrt.“

„Eine andere, des Mitleids würdige Menschenclasse sind die Lastträger. Sie sind in sehr großer Anzahl und vertreten die Stelle der Saumthiere; zumal in dem Theil des Landes, wo ich mich aufhalte. Denn Alles wird, wenn die Flüsse nicht schiffbar sind, auf dem Rücken weiter befördert. Diese armen Leute sind vom frühen Morgen an bis auf den Abend unter Weges, ohne auszuruhen, wie immer die Witterung beschaffen sei; ob die Sonne senge, oder die Erde vor Kälte starre, ob es regne oder schneie u. s. w. Von dem Bambusrohr, mittels welches sie die Lasten tragen, sind ihre Schultern gleich dem Halse der alten Rosse wund, die ein schlechtes Kummet drückt. Sie leben von ihren Anstrengungen so lange sie jung und kräftig sind; werden sie aber einmal von Alter oder Krankheit geschwächt; dann miethet Niemand sie mehr, und sie sind dem äußersten Elende preisgegeben. Gewiß würde die christliche Religion alle diese Uebel mildern, mit welchen Gott den Stolz dieses Volkes züchtigt und demüthigt, das schon so lange sich weigert, Ihn zu erkennen. Denn der christliche Glaube würde durch seine milden Stiftungen und Anstalten, die er allenthalben errichtet, wo er in Freiheit wirkt, so wie durch den Trost der Hoffnung auf die künftige Seligkeit das drückende Elend dieser armen Verlassenen erleichtern und versüßen."

„Ich glaube, ich habe bereits mit Ihnen über meinen Bezirk oder über meine Pfarrei gesprochen. Sie besteht aus etwa zwanzig kleinen Christengemeinden, die mehr oder minder von einander entfernt

sind. Der Abstand der beiden äußersten Punkte beträgt vier und zwanzig Stunden. Dies wäre eben nicht bedeutend für Frankreich, wo die Wege in gerader Linie angelegt sind. Hier jedoch ist diese Strecke sehr bedeutend; da sie in den gekrümmtesten Windungen sich hin und herziehen. Die Landstraßen sind gewöhnlich drei Fuß breit; und wenn zwei beladene Menschen einander begegnen, müssen sie sorgfältig Acht haben, sich nicht zu stoßen; denn sonst würden sie in die Felder fallen, die längs der Straße sich hinziehen und voll Wassers sind. Begegnet man einem Tragsessel oder einem Manne zu Pferde, so besteht das einzige Mittel, vor dieser Gefahr sich zu schützen, darin, daß man umkehre und vor ihnen hergehe, bis man zu einer wasserlosen Stelle kommt. Die meisten Hauptstraßen sind mit Platten belegt; ein einziger Stein deckt sie in ihrer ganzen Breite. Die Wege, die nicht auf solche Weise gepflastert sind, werden in der Regenzeit ungangbar. Uebrigens ist der Boden sehr ungleich; die Berge sind in großer Anzahl und nahe an einander; wenigstens in dem Lande wo ich arbeite."

„Mit der Mission von Su-tschuen verhält es sich also. Wir haben jährlich 38,302 Beichten, 322 neue Katechumenen, 484 Taufen der Erwachsenen, 1895 Kinder, die von den Gläubigen, 15,766 Kinder der Ungläubigen, die heimlich in der Todesstunde getauft werden, und von welchen gewöhnlich über 10,000 sterben. Ich kenne die Zahl der erwachsenen Ungläubigen nicht, die vor ihrem Tode die

Taufe empfingen. Sie sehen, daß die Anzahl der Kinder der Ungläubigen, die im letzten Augenblicke getauft werden, ziemlich bedeutend ist. Wir ermahnen unsre Christen, ihre Aufmerksamkeit auf ein so unschätzbares Werk der Nächstenliebe zu richten; und wir halten auch eigene Männer dazu. Diese durchziehen das Land, vertheilen Arzeneien, und, sehen sie heidnische Kinder in Todesgefahr, so taufen sie dieselben ohne Wissen der Aeltern. Hierzu verwenden wir den größten Theil des Geldes, das wir von der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens erhalten."

„Die Religion macht hier allmälig Fortschritte; und wo die göttliche Gnade sich zeigt, unsre Herden zu vermehren, kommen neue Katechumenen in großer Anzahl. Die Heiden, welche unsre heilige Religion näher kennen, geben ihre Güte und Wahrheit zu, doch sind sie darum nicht geneigt, sie anzunehmen; und zwar aus dem Grunde, weil sie der verderbten Natur Opfer auferlegt, und Heiligkeit der Sitten vorschreibt. Hier wie allenthalben liegt die Ursache des Widerstandes und der Einwendungen nicht in dem was man glauben, sondern in dem was man üben muß. Nichts desto minder würden, wenn die Religion nicht durch die Staatsgesetze verboten, und es uns erlaubt wäre, sie frei und öffentlich zu verkündigen, die Chinesen in ungeheurer Menge sich dazu bekehren. So aber fürchten die Reichen, ihre Schätze zu verlieren; die Beamten aber sind in Sorgen wegen ihrer Stellen; und dies ist der Grund,

warum in den höhern Ständen, so wenig Bekehrungen sich ergeben."

„Bekehrte China sich zum Christenthum, so würden die benachbarten Reiche, die demselben größtentheils zinspflichtig sind, seinem Beispiele folgen; wie unermeßlich reich aber wäre dann die Ernte! O beten Sie doch, und lassen Sie beten, daß Gott in seiner Barmherzigkeit bald den Tag herbeiführe, wo so viele Nationen, die dem Götzendienste ergeben sind, die Augen dem himmlischen Lichte des Evangeliums erschließen! Wen muß es nicht bis ins Innerste schmerzen, so zahllose unsterbliche Seelen zu sehen, die in die Finsternisse des gräulichsten Heidenthums versenkt, Sclaven schändlicher Leidenschaften und schon so höchst elend in diesem Leben sind, und auch in der äußersten Gefahr schweben, nach ihrem Tode es auf die schrecklichste Weise zu werden!"

„Wir sind in der Provinz S u-t s ch u e n zehn europäische, und einige zwanzig chinesische Priester. Aus dieser Anzahl vermögen es fünf oder sechs vor Alter und Gebrechlichkeit nicht mehr, dem heiligen Dienste abzuwarten. — In vielen Dingen sind die Gebräuche der Chinesen den unsrigen geradezu entgegen. Also fordert es die Sitte, daß man vor einer Person von höherem Range mit bedecktem Haupte erscheine. Deshalb haben wir während der ganzen Messe eine Art antiker Hauben auf, wie einst die Schriftgelehrten solche trugen; Diejenigen aber, welche derselben beiwohnen, behalten ihre Hüte auf dem Kopfe."

„Zu gewissen Zeiten des Jahres, wenn Krankheiten herrschen, sind wir zu vielen Gängen genöthiget; denn es ist hier nicht der Fall wie in Frankreich, (und leider in noch vielen andern Ländern!) daß die Kranken den Besuch des Priesters scheuen, und der Priester gleichsam sich fürchtet, mit ihnen von der Beicht und Vorbereitung auf die Reise in die Ewigkeit zu sprechen. Diese leere und verderbliche Angst ist unsern Christen unbekannt; und es ist, wenn sie in Gefahr sind, nicht nothwendig, ihnen zu verhehlen, der Augenblick des Todes scheine heranzunahen. Ich spreche mit ihnen ohne Bedenken darüber, und Alle, sogar Jene, die sonst am mindesten andächtig sind, verlangen sehnsüchtig, den letzten Beistand der Kirche zu empfangen, ehe sie aus dieser Welt scheiden."

„Da mein Bezirk fünf und zwanzig Stunden mißt, habe ich öfters den Schmerz, zu spät bei den Kranken einzutreffen, wenn etwa die Reise bis zu denselben acht oder zehn Stunden beträgt; und die Kranken in großer Anzahl sind; wie dies neulich der Fall war, wo wir eine Epidemie hatten, welche die davon Ergriffenen zu Hunderten hinwegraffte. Wir waren immer auf den Füßen, eilten nach allen Seiten hin, die letzte Oelung und die heilige Wegzehrung zu ertheilen, und trugen den vollständigen Ornat, so wie Brot, Wein und den geweihten Stein mit uns, um im Hause des Sterbenden oder des Katecheten das heilige Opfer feiern zu können."

„Im Falle ich genöthiget bin, eine weite Reise zu machen, kann ich nicht umhin mir einen Tragsessel zu miethen. Es ist dies eine sehr unbequeme Reisegelegenheit, denn man kann weder links noch rechts sich bewegen, und der Kopf wird von dem Schaukeln der biegsamen Bambusröhre gänzlich eingenommen. Wenn der Weg gut ist, gehen die zwei Träger mit ihrer Bürde schneller als ich es zu Fuße thun könnte."

„Ich bediene mich indessen nur ungern dieser Palankine; nicht wegen der Kosten; denn sie sind auf stark besuchten Hauptstraßen sehr wohlfeil; allein die Träger sind Heiden und ungemein geschwätzig. Sie wollen von dem Augenblick an, wo man sie nimmt, bis zu dem Augenblick, wo man sie verläßt, ohne Unterlaß reden. Kaum ist man auf ihre Schultern gehoben, so fragen sie, ob zwar mit aller Höflichkeit: „Wie ist der edle Name des Herrn? Woher kommt der Herr? wo geht er hin? zu was für einer Familie?" Und da sie unschwer kennen, daß der edle Herr ein Fremder ist: „Aus welcher Provinz ist der Herr?" — Nun wird die Antwort schwieriger; und man muß ohne Lüge sich heraushelfen, und dennoch nicht vermuthen lassen wer man ist. — Das Sicherste ist, selbst anfangen zu fragen, oder dem Gespräche eine andere Wendung geben, oder aber sie bitten zu schweigen. Mein europäisches Gesicht erregt immer Aufsehen, besonders wenn ich über den Marktplatz gehen muß. So weit nur die Kinder mich erblicken, laufen sie, ihre Aeltern zu rufen, um mich vorübergehen zu sehen. Als ich einmal mit der heili-

gen. Wegzehrung zu einem Kranken ging, dessen ganze Familie heidnisch ist, fragten sie meine Christen: Was habet ihr denn da für einen Herrn? Er ist ja niemals in der Sonne gewesen?"

„Unser Statthalter von Su-tschuen sucht uns nicht zu verfolgen, und wir genießen ziemlicher Ruhe. Vor einiger Zeit ward ein chinesischer Priester mit seinem ganzen Gepäck angehalten und ins Gefängniß geworfen; doch ward er sonst nicht mißhandelt; man erwirkte sogar durch angestrengte Bemühungen und einiges Geld, das man den Gerichtsleuten gab, seine Befreiung; ohne daß seine Verhaftung nachtheilige Folgen für die Mission gehabt hätte, wie wir befürchtet hatten. Alles hängt von der guten oder schlechten Gesinnung der Mandarinen gegen uns ab. Es gibt derselben, welche die christliche Religion aufs äußerste hassen, und nur darauf ausgehen, uns zu schaden. Sie haben wohl schon gehört, daß Herr Perboyre, ein Missionär der Lazaristen-Congregation, in der Provinz Hu-pe ergriffen und erdrosselt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurden auch Nachsuchungen in unsrer Provinz angestellt, doch ohne sonderlichen Ernst und Strenge."

„Auch werden Sie erfahren haben, daß Einer unsrer Amtsbrüder, Herr Taillandier, der nach Su-tschuen reiste, gegen Ende des vorigen Jahres unter Weges ergriffen und nach Canton abgeführt wurde. Sein Führer war ein gewisser Paul, der auch mich durch vielfältige Gefahren hierher leitete. Die Sache verhielt sich also. Kaum hatten sie

Macao verlassen, so wurden sie, nämlich Herr Taillandier und seine Reisegefährten, Paul, ein Eilbote von Su-tschuen und ein Zögling, der so eben seine Studien im Collegium von Pinang vollendet hatte, von zwölf kräftigen Banditen angehalten, die eine ungeheure Summe als Lösegeld forderten, und ohne nur die, hierüber in Macao erbetene Antwort abzuwarten, Herrn Taillandier nach Canton abführten. Indessen sagte unser Procurator uns in seinem letzten Schreiben, er habe große Hoffnung, ihn bald frei zu sehen. Wenn aber, wie hier erzählt wird, — denn es herrschen die widersprechendsten Gerüchte, — die Engländer Canton verbrannt haben, so ist zu befürchten, daß die Chinesen die europäischen Gefangenen niedergehauen haben. Die Gefangennehmung dieses würdigen Missionärs ist übrigens sehr geeignet, den Missionen großes Unheil zu bringen; da sie die übelgesinnten Groß-Mandarinen und vielleicht den Kaiser selbst aufmerksam macht, daß Europäer in der Provinz Su-tschuen sind. Glücklicher Weise wird der Krieg sie abhalten, die Sache genauer zu untersuchen. Unter andern Umständen hätten sie unsre ganze Mission gestürzt, so aber haben die Mandarinen für den Augenblick genug mit den Engländern zu schaffen."

Einige Wochen später.

„Ich bin seit einigen Tagen bei unserm apostolischen Vicar, den Herrr Bischof von Marula. Ich mußte einen Weg von fünf Tagen zurücklegen, zu ihm zu

gelangen; denn der gerade Weg ist nicht ohne große Gefahren; woran das Opium schuld ist. Räuber, zahlreich wie die Vögel in der Luft, plündern die Reisenden unter dem Vorwand, daß sie Opium haben. Begegnete ich nun einer Schaar solcher Leute, und wandelte sie die Lust an, mein Gepäck zu besichtigen, so wäre ich, da sie Kelch, Ornat, religiöse Bücher u. a. m. finden würden, der größten Gefahr ausgesetzt. Das einzige Rettungsmittel wäre, ihnen Alles preis zu geben, und weiter zu reisen, wenn anders sie es erlauben wollten. Ich würde mich wohl hüten, bei den Mandarinen Klage zu führen; denn die Gefahr stiege in diesem Falle aufs Höchste, und es würde dies eine Verfolgung herbei führen, wie das vor noch nicht langer Zeit in einer benachbarten Mission geschah."

„Der Schleichhandel mit dem Opium ist sehr bedeutend und wird mit großem Eifer betrieben. Uebrigens hat man dasselbe nach der Provinz Yun-nan verpflanzt; es ist zwar von geringerer Güte als das von Bengalen; dafür aber ist es auch wohlfeiler. Die Schleichhändler ziehen in Schaaren von tausend und mehr Männern, die über und über bewaffnet sind. Denjenigen, die sie ruhig vorübergehen und ihren verbotenen Handel treiben lassen, thun sie nichts zu Leide. Sei es Furcht oder Unvermögen oder irgend ein anderer Grund, die Mandarinen treffen nicht die geeigneten Maßregeln, diesem Unwesen zu steuern. Allein gereizt durch die Habsucht, lauern die Räuber ihnen auf und fallen sie an; es erfolgt ein

Kampf auf Leben und Tod, und das Opium bleibt die Beute des Siegers. Arme Leute! Kännten sie Jesum Christum, sie hätten gegenseitig andere Gesinnungen!"

Wir schließen mit dem Wunsche, daß bald die Zeit erscheinen möchte, wo dies so große Reich zu dieser beseligenden Erkenntniß gelange. Aber der Inhalt dieses Schreibens selbst, und der Umstand, den wir erst unlängst in den öffentlichen Blättern lasen, daß die französische Botschaft die Loslassung eines Mannes von der chinesischen Regierung sich erbat, der auf die Wange gebrandmarkt wurde; weil er einem französischen Missionäre gedient hatte *), scheinen Anzeichen zu seyn, daß diese Zeit noch nicht so nahe ist als fromme und eifrige Seelen es wohl wünschen.

Indessen ließ die göttliche Vorsehung es nicht zu, daß trotz aller Verfolgungen der heilige Glaube, seit das Licht desselben darin angefacht ward, jemals in diesem Reiche erlosch, das dem Himmel so viele tausend Auserwählte jeden Alters und Geschlechtes, so viele starkmüthige Bekenner und eine große Anzahl Märtyrer zusandte. Haben einmal die Chinesen in der Folge sich wahrhaft überzeugt, daß sie von den Europäern nichts zu fürchten haben, sondern auf ihre Redlichkeit und Treue bauen können, dann wird auch

*) Dies Brandmahl bezeichnet gewöhnlich die Todesstrafe, zu welcher der Delinquent verurtheilt ist.

ihr Mißtrauen allmälig verschwinden und sie werden der Verbreitung einer Religion, deren Segnungen sie zum Theile jetzt schon erkennen, keine Hindernisse mehr in den Weg legen; es werden sich nähere und freundschaftliche Beziehungen zwischen beiden Völkern bilden; und dann steht allerdings zu hoffen, daß in den Zeiten, die der Gott der Nationen in seiner Barmherzigkeit vorbehalten hat, diesem ganzen Reiche das Licht des Evangeliums aufgehen wird. „Bitten wir unterdessen den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in seine Ernte sende; denn wenn nicht der Herr das Haus erbaut, arbeiten vergeblich Diejenigen, die dasselbe erbauen!“

Inhalt.